

Themenjahr

21

gewagt! **gemeinsam leben**



**„Gewagt! 500 Jahre
Täuferbewegung“**
1525–2025

Dieses Heft kann bestellt werden bei:

Blessings 4 you GmbH
Motorstraße 36
70499 Stuttgart
Tel.: 0711-83000-0
kundenservice@blessings4you.de
www.blessings4you.de

Preise (gestaffelt):
ab 1 Exemplar: 4,10 € / Expl.
ab 5 Exemplaren: 3,70 € / Expl.
ab 10 Exemplaren: 3,30 € / Expl.
ab 20 Exemplaren: 3,10 € / Expl.
ab 50 Exemplaren: 2,90 € / Expl.

Steuerungsgruppe

Ulrike Arnold
Mennonitischer Geschichtsverein

Reinhard Assmann
Historischer Beirat des
Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden

Urs Bruhn
Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden

Bernd Densky
Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen
in Deutschland

Johannes Dyck
Bibelseminar Bonn

Verena Hammes
Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen
in Deutschland

Walter Jakobeit
Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer
Brüdergemeinden Deutschland

Andreas Liese
Historischer Beirat des
Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden

Burkhard Neumann
Johann-Adam-Möhler-Institut Paderborn

Martin Rothkegel
Historischer Beirat des
Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden

Astrid von Schlachta
Mennonitischer Geschichtsverein und
Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden
in Deutschland

Andrea Strübind
Gesellschaft für Freikirchliche Theologie und
Publizistik; Historischer Beirat des
Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden

Lothar Triebel
Konfessionskundliches Institut Bensheim

Liesa Unger
Mennonitische Weltkonferenz

Impressum

Herausgeber
Verein 500 Jahre Täuferbewegung 2025 e.V.
c/o Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen
Ludolfusstr. 2-4 · D-60487 Frankfurt/Main
info@taeuferbewegung2025.de
IBAN: DE18 5009 2100 0001 7351 01
www.taeuferbewegung2025.de
© 2021 – 2. Auflage 2023

Oncken Verlag / Blessings 4 you GmbH, Kassel
ISBN 978-3-87939-404-3

Titelfotos:
Links: Bruderhofgemeinschaft (zu Seite 56f)
Mitte: Verabschiedungsszene Falkenstein, Kupferstich von
Jan Luiken, Holland 1685, aus dem Märtyrerspiegel (zu Seite 139)

Umschlaggestaltung, Satz und Layout:
webdesign-mediengestaltung.de · Matthias P. Bartel

gewagt! gemeinsam leben

Auf dem Weg des Gedenkens an 500 Jahre Täuferbewegung legen wir hiermit das zweite Themenheft vor. Das neue Jahresthema 2021 „gewagt! gemeinsam leben“ beginnt noch mitten in der Corona-Pandemie. Vieles, was uns verbindet und wonach wir uns sehnen, etwa die schwesterlichen und brüderlichen Begegnungen auf dem Ökumenischen Kirchentag, kann nicht stattfinden. Deshalb ist die Frage von Bedeutung, was die Kirchen in diesen Zeiten einbringen können, um das gesellschaftliche Miteinander zu gestalten und als Christen einen gemeinsamen Weg zu gehen.

Welche Akzente Kirchen und Gemeinden, die der täuferischen Tradition verpflichtet sind, setzen können und wollen, ist in diesem Heft nachzulesen. Es lädt ein, sich in die Texte zu vertiefen, die Impulse aufzugreifen und zu diskutieren – als Einzelne oder gemeinsam. Das Heft bietet erneut Anregungen, um Gottesdienste, Jugendstunden und Begegnungen zwischen Gemeinden zu gestalten. Und sollte das Reisen wieder weitgehend uneingeschränkt möglich sein, so gibt es einige Vorschläge, um auf den Spuren der Täufer historische Orte zu erkunden.

Und schließlich: Das Heft bietet die Gelegenheit, die Vielfalt des Täufer­tums zu entdecken. Wobei gerade das Thema „gemeinsam leben“ nachdenkliche und selbstkritische Töne erklingen lässt. Denn: Gemeinsames Leben in Gemeinden, aber auch das ökumenische Miteinander von Kirchen, gestaltete und gestaltet sich keineswegs konfliktfrei. Darum soll mit diesem Themenheft die Freude an und in der Gemeinschaft der Glaubenden im Jahr 2021 gestärkt und gefördert werden. Gerade diese kann uns in Zeiten der Krise zur Kraftquelle werden. Dazu mögen auch die Hinweise auf einige Veranstaltungen in diesem Jahr dienen – natürlich unter dem Corona-Vorbehalt –, die am Ende des Heftes zu finden sind.

Reinhard Assmann, Bernd Densky, Andreas Liese, Astrid von Schlachta

Inhalt

Grußworte

Wolfgang Schäuble, Präsident des Deutschen Bundestages	7
Christian Krieger, Präsident der KEK	8
Verena Hammes, Geschäftsführerin der ACK	10
Christoph Siba, Präsident der VEF	12

Gemeinsam leben – Impulse aus der Geschichte

Die brüderlich-schwesterliche Gemeinde · <i>Andrea Strübind</i>	14
Mennoniten und Baptisten – Episoden einer gemeinsamen Geschichte · <i>Astrid von Schlachta</i>	16
Christokratie und Demokratie im Baptismus · <i>Martin Rothkegel</i>	18
Gemeinsam leben in der Geschichte der Täufer · <i>Hans-Jürgen Goertz</i>	20
Klerikalisierungsprozesse in täuferischen Kirchen · <i>Hanspeter Jecker</i>	22
Baptisten in Deutschland vor Oncken – eine revolutionäre Vorgeschichte · <i>Martin Rothkegel</i>	24
Von der Neuwerkbewegung zum Bruderhof · <i>Markus Baum</i>	26
Zum Gemeindeverständnis von Brüdergemeinden · <i>Andreas Liese</i>	28
Aus dem Schleithheimer Bekenntnis	30

Gemeinsam leben – Antworten aus der täuferischen Tradition für die pluralistische Welt

Reformation „allein aus Glauben“: Die Täufer · <i>Jürgen Moltmann</i>	32
Überzeugung, Gewissen und Gemeinschaft · <i>Curtis W. Freeman</i>	34
Leben in Gemeinschaft – eine radikale Großzügigkeit · <i>Kim Tan</i>	36
Männer und Frauen – Gleichberechtigung heute in täuferischen Kirchen · <i>Andrea Lange</i>	38
Täuferische Impulse für unser politisches Gemeinwesen · <i>Peter Jörgensen</i>	40
„gewagt! gemeinsam leben“ – in der Eichendorfer Mühle · <i>Bernd Wittchow</i>	42
Von der Nachfolge im Leben · <i>Gespräch mit Dankwart Horsch</i>	44
„gewagt! gemeinsam leben“ – auch in Corona-Zeiten · <i>Bernhard Thiessen</i>	46

Gemeinsam leben – verschiedene Modelle und Lebensformen

Die Bedeutung von Gemeinschaft im Mönchtum · <i>Marianus Bieber</i>	48
Ermahnung schenken und annehmen – gemeinsam leben als Hutterer · <i>Jesse Hofer</i>	50
Die Amischen – eine Kirche mit Vergangenheit und Zukunft · <i>William Yoder</i>	52
Lebensgemeinschaft im Sinne des Evangeliums · <i>Emmy Maendel</i>	56
Gemeinsam leben – die Hausgemeinschaft Bammental · <i>Wolfgang Krauß</i>	58
Gemeinsames Leben nach dem Neuen Testament – persönliche Erfahrungen · <i>Lydia Funck</i>	60
Lumenchristi, tirol – die Bedeutung des gemeinsamen Lebens · <i>Eduard & Gertrud Geissler</i>	62
Gemeinsames Leben in der Christusbruderschaft · <i>Nicole Grochowina</i>	64
Zukunftsfähige Impulse verbindlicher Gemeinschaften · <i>Michael Noss</i>	66

Gemeinsam leben – Diskussion über Kirchen- und Gemeindestrukturen

Kongregationalismus und Macht · <i>Ralf Dziewas</i>	68
Kongregationalismus – eine täuferisch-mennonitische Chance · <i>Lutz Heidebrecht</i>	70
Kybernetische Leitungsmodelle in evangelischen Freikirchen · <i>Heinrich Christian Rust</i>	72

Zwischen Demokratie und Theokratie · <i>Günter Mahler</i>	74
„Gemeindezucht“ – eine baptistische Selbstanfrage · <i>Volker Spangenberg</i>	76

Gemeinsam leben – in ökumenischen Beziehungen

Ein lutherischer Blick auf die Täufer · <i>Heinrich Bedford-Strohm</i>	80
Ein katholischer Blick auf die Täufer · <i>Burkhard Neumann</i>	84
Täufer und Orthodoxe in der Ökumene · <i>Gespräch mit Georgios Vlantis und Doris Hege</i>	86
Baptisten und Ökumene · <i>Erich Geldbach</i>	90
Erfahrungen eines Mennoniten im Ökumenischen Rat der Kirchen · <i>Fernando Enns</i>	92
Der BEFG auf dem Weg zur Mitgliedschaft im Weltkirchenrat · <i>Jasmin Jäger</i>	94
„I have a dream...“ – die Enzyklika „Fratelli tutti“ aus freikirchlicher Perspektive · <i>Jochen Wagner</i> ..	96
1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland – ein Bericht aus Oldenburg · <i>Carina Branković</i>	98
Jahr der Ökumene 2021/22 – Ideen und Planungen · <i>Verena Hammes</i>	100

Gemeinsam leben – Kurzstatements zur Ökumene vor Ort

Baptisten in Italien – täuferisch, evangelisch, ökumenisch · <i>Cristina Arcidiacono</i>	102
Die „Freikirchen in Österreich“ und die Ökumene · <i>Reinhard Kummer</i>	104
Eine baptistische Gemeinde wird Schrittmacher für die Ökumene · <i>Katharina Jany</i>	105
Ökumene vor Ort – Erfahrungen in Regensburg-Burgweinting · <i>Wilhelm Unger</i>	106
Lied: Gottes starker Frieden · <i>Wilhelm Unger</i>	107
Ökumene vor Ort – Erfahrungen in der Evangelischen Allianz Dresden · <i>Alexander Neufeld</i>	108

Gemeinsam leben – Material für die Praxis in Gemeinde und Schule

Verlässliche und einladende Gemeinschaft – Bibelarbeit · <i>Corinna Schmitt</i>	110
Gemeinsam leben in Gerechtigkeit und Frieden – Bibelgespräch · <i>Gyburg Beschmidt</i>	112
„gewagt! gemeinsam leben“ – Gottesdienst-Bausteine zu 1. Kor 12, 27 · <i>Andrea Klimt</i>	116
Besser gemeinsam – Jugendstunden-Entwurf · <i>Jann-Hendrik Weber</i>	120
Nachfolge leben – Jugendstunden-Entwurf · <i>Riki Neufeld</i>	124
Für die Schule: Eine täuferische Frauenbiografie als Mystery-Spiel · <i>Daniela Gäbel</i>	126
Für die Schule: Gemeinsam leben – funktioniert das? Ein Simulationsspiel · <i>Ulrike Arnold</i>	129

Spuren der Täufer

Versammlungsorte der Täufer in der Schweiz · <i>Astrid von Schlachta</i>	134
Sie haben in unseren Straßen gelebt – Täufer in Österreich · <i>Reinhold Eichinger</i>	136
Familienausflug – der Geiststein bei Walkersbach (Remstal) · <i>Bernd Densky</i>	138
Zufluchtsort Neustadtgödens in Friesland · <i>Karin Förster</i>	140
Verhasster Bruder Luthers stirbt auf der Burg · <i>Milina Reichardt-Hahn</i>	144
Fritz Erbes Gebeine ausstellen? · <i>Wolfgang Krauß</i>	146
Hamburg – auf den Spuren des frühen deutschen Baptismus · <i>Hans-Volker Sadlack</i>	148
Kultur- und Reisetipps · <i>Ulrike Arnold</i>	150
Literaturtipps	152

In eigener Sache · Veranstaltungstipps	158
--	-----

Präsident des Deutschen Bundestages

Dr. Wolfgang Schäuble

Ecclesia semper reformanda est – die Reformation, die in Wirklichkeit aus vielen wichtigen reformatorischen Einzelereignissen bestand, setzte einen fortwährenden Prozess des Wandels in Gang. Die Kirche lebt von Erneuerung. Nur so kann sie ihre Aufgabe erfüllen: die Verkündigung des Evangeliums. Die Kirche wird nur gehört, gesucht und gefunden, wenn sie in Bewegung bleibt, denn schließlich sind auch die Menschen beständig tiefgreifenden Veränderungen ausgesetzt. Ihre Lebenswelten, Ansprüche und Bedürfnisse wandeln sich.

Manches aber bleibt gleich – auch die hohe Bedeutung der Taufe. Obwohl inzwischen mehr als ein Drittel aller Deutschen konfessionslos ist, sind doch die meisten Menschen in unserem Land getauft und die Mehrheit der Getauften gibt den Glauben an ihre Kinder weiter. Wer sich – mit oder ohne vorherige religiöse Bindung der Familie – als Jugendlicher oder im Erwachsenenalter zum christlichen Glauben bekennt und sich taufen lässt, empfindet das Ritual als starkes Zeichen. Denn das ist die Glaubentaufe: Ein öffentliches Bekenntnis, das Christen miteinander teilen.

Getaufte – gleich welchen Alters – gehen mit der Gemeinde eine bewusste Bindung ein und sie tragen Verantwortung vor Gott und den Menschen. Damit nehmen sie ihren Glauben bewusst als Geschenk und Lebensinhalt an – in der Nachfolge Christi. In der säkularen Moderne ist das keine Selbstverständlichkeit. Für unsere Gesellschaft ist es ein Segen.

Wenn die Täuferbewegung in Vorbereitung auf ihr großes Jubiläum das Jahr 2021 unter das Motto „gewagt! gemeinsam leben“ stellt, spricht daraus die fast fünfhundertjährige Erfahrung von gelebter Vielfalt, im Guten wie im Bösen. In unserer pluralen Gesellschaft von heute sind Toleranz und die Anerkennung des Anderen Grundvoraussetzungen für das Zusammenleben. Die Täuferbewegung steht für christliche Werte ein: Ihre Gemeinden übernehmen Verantwortung für das Gemeinwohl, sie sind im interreligiösen Dialog engagiert. Vor allem aber bestärken sie uns, immer wieder aufs Neue zu zeigen, was in der Nachfolge Christi möglich ist – fortwährende Erneuerung!



Präsident der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK)

Pfarrer Christian Krieger



Die Täuferbewegung entstand vor 500 Jahren in einem Jahrhundert religiöser Unruhen. Dank des neuen Mediums Druckerei wurde die akademische Debatte, die Martin Luther mit der Veröffentlichung von 95 Thesen anstoßen wollte, zu einer öffentlichen Debatte, die ganz Europa erfasste. Die Theologische Disputation wurde zu einem Vektor der Reformation. Von Wittenberg bis Zürich, von Straßburg bis Schaffhausen, in Schleithem und Münster, differenzierte die Reformationsbewegung ihre Ausdrucksformen und Akzente, mancherorts bis zur Radikalisierung. Debattieren war allerdings nicht nur der Treibstoff der Reformation, sondern auch der Ort ihrer Spaltung.

500 Jahre Geschichte-Gedenken, sowohl rückblickend als auch vorausschauend, gibt Anlass Dank zu sagen für das Leben der Kirche und das Zeugnis des Evangeliums, das Gott in der Vergangenheit gegeben hat. Solch ein Gedenken erfordert es aber auch, Ausschweifungen, Überschreitung und Irrtümer aufzuzeigen und wahrzunehmen, gerade um das zu entwurzeln, was für die Zukunft nicht fruchtbar ist.

Mit Dankbarkeit erwähne ich das Bild der Kirche, das die Täuferbewegung gezeichnet hat. Eine Kirche, verstanden als die Gemeinschaft der Christen, die sich durch die Taufe entschieden haben, ein Leben in Hingabe an Christus zu führen. Eine Kirche, die sich ganz dem Zeugnis des Evangeliums verschrieben hat. Eine Kirche mit niedriger Hierarchie und institutionellem Selbstverständnis, die die Gleichheit innerhalb der örtlichen Versammlung wertschätzt. Eine Kirche, die sich selbst eher als ein Verband bekennender Gemeinschaften versteht.

Mit Bedauern erinnere ich an die Mechanismen der Ausgrenzung oder Marginalisierung, die diese Ekklesiologie hervorrufen konnte. Die Reformation war nicht imstande, die Herausforderung der Katholizität der Kirche wahrzunehmen. Umso erfreulicher ist es heute, die Offenheit für die Ökumene, wenn auch noch uneinheitlich oder ansatzweise, bei den Erben der Täuferbewegung wahrzunehmen und zu begrüßen.

Das Themenjahr 2021 steht unter dem Motto „gewagt! gemeinsam leben“. Dieses Thema hat für mich eine doppelte Resonanz. Es hat zuerst eine kirchliche Resonanz. Für das Christentum ist es wesentlich, seine Spaltungen zu überwinden, um gemeinsam seine Berufung zum Zeugnis wahrzunehmen. Es bleibt unsere ökumenische Herausforderung, uns gemeinsam als Kirche Jesu Christi zu entdecken und uns der grundlegenden Einheit bewusst zu werden, die in Christus gegeben ist.

Dieses Thema hat auch eine gesellschaftliche Resonanz. Auch heute leben wir in unruhigen Zeiten, geprägt durch Zukunftsängste aufgrund des Klimawandels, der Corona-Pandemie oder der ihr folgenden Wirtschaftskrise, und politisch geprägt durch internationale Unordnung und Spannungen, das Wiederaufleben populistischer Regierungen und die Unfähigkeit, eine mensch-

liche Antwort auf die Migrationskrise zu geben. Unsere westlichen Gesellschaften, geschwächt durch einen verschärften Individualismus, stark säkularisiert und definitiv pluralistisch, benötigen dringend eine Wiederentdeckung dessen was uns verbindet. Nur das Bewusstsein eines gemeinsamen Projekts kann die notwendige Grundlage für das Zusammenleben stellen.

Ich wünsche mir, dass die Reflexionen dieses Themenjahres den Weg zur Einheit nähren und so das christliche Zeugnis in der Welt gefördert wird. Ich wünsche mir auch, dass sie die Gastfreundschaft und Offenheit der Kirchen in der Begegnung mit der Gesellschaft fördern, damit diese ihren Beitrag zum gemeinsamen Leben leisten.

Denn: *Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt!* (Mt 5, 13.14)



Brotsegnung im Sendungsgottesdienst der KEK-Vollversammlung in Novi Sad am 5.6.2018

Geschäftsführerin der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Deutschland

Dr. Verena Hammes



Gewagt!

„Gewagt!“ – unter dieser Überschrift stehen die fünf Themenjahre im Zugehen auf den 500. Jahrestag der ersten Glaubensstufe in Zürich 2025. Es ist durchaus ein gewagtes Unterfangen, ein Ereignis von vor 500 Jahren als ein für die Gegenwart relevantes zu beschreiben. Dass dieser Transfer anhand der gewählten Themenjahre gelingen kann, hat bereits das erste Thema „gewagt! mündig leben“ im letzten Jahr mit einem ansprechenden Themenheft, einer Eröffnungsveranstaltung und diversen Fortbildungs- und Studienangeboten gezeigt.

Gewagt ist es auch, die Vorbereitung auf 2025 von vornherein konsequent ökumenisch zu gestalten. Viel einfacher wäre es doch gewesen, unter sich zu bleiben, sich nicht den Anfragen anderer aussetzen zu müssen, auf Selbstkritik weitestgehend verzichten zu können. Hier hat der Verein „500 Jahre Täuferbewegung 1525–2025“ aber einen anderen Weg eingeschlagen, von vornherein in der Gemeinschaft mit anderen Kirchen und offen für ökumenische Impulse, Gedanken und Diskussionen. Daher freue ich mich, dass ich als Geschäftsführerin der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Deutschland und als Mitglied im Steuerungskreis des Vereins einige kurze Reflexionen zum diesjährigen Themenschwerpunkt „gewagt! gemeinsam leben“ diesem Heft voranstellen darf.

Gemeinsam

Es geht in diesem Jahr um das Gemeinsame, nicht um das Selbstreflexive, In-Sich-Abgeschottete. Gewagt ist es, mit anderen leben zu wollen, sich mit anderen Lebensentwürfen auseinanderzusetzen, das Leben mit all seinen Glücks- und Verzweiflungsmomenten teilen zu wollen. Dies gilt im privaten Bereich ebenso wie im kirchlichen. Die Charta Oecumenica, eine Selbstverpflichtungserklärung der Kirchen in Europa, die in diesem Jahr 20. Geburtstag feiert, fordert: „Wichtig ist es, die geistlichen Gaben der verschiedenen christlichen Traditionen zu erkennen, voneinander zu lernen und sich so beschenken zu lassen.“ (Nr. 3) Gemeinsam heißt also nicht Verzicht auf das Eigene, sondern vielmehr Bereicherung des Eigenen durch den Anderen und durch das Gemeinsame. Die ACK trägt den Auftrag des Gemeinsamen bereits in ihrem Namen: sie steht für ZusammenARBEIT und für die GEMEINSCHAFT der Kirchen.



Unterzeichnung der Charta Oecumenica durch die Mitgliedskirchen der ACK auf dem 1. Ökumenischen Kirchentag in Berlin am 30.5.2003

Leben

Das gemeinsame Leben kann gelingen, wie wir an vielen Beispielen aus dem privaten und öffentlichen Umfeld sehen. Allerdings kennen wir auch die anderen Geschichten der gegenseitigen Verletzungen, des Scheiterns, des Kommunikationsabbruchs und schließlich der Trennung.

Oftmals steht die Vergangenheit im Weg. Nicht nur zwischen Menschen, sondern auch zwischen Kirchen und Konfessionen. Unterschiedliche Gedächtniskulturen tradieren sich durch die Generationen, werden zuweilen plakativer, undifferenzierter und schlussendlich zu Vorurteilen, die mit der Realität der Gegenwart nur noch wenig zu tun haben. Gewagt ist es, sich mit der (schmerzvollen) Vergangenheit auseinanderzusetzen. Im ökumenischen Dialog ist es darum unumgänglich, solche tradierten Gedächtniskulturen gemeinsam aufzudecken, wie es auch die Charta Oecumenica fordert: „Im

Geiste des Evangeliums müssen wir gemeinsam die Geschichte der christlichen Kirchen aufarbeiten, die durch viele gute Erfahrungen, aber auch durch Spaltungen, Verfeindungen und sogar durch kriegerische Auseinandersetzungen geprägt ist.“ (Nr. 3)

„gewagt! gemeinsam leben“, ein anregendes und ansprechendes Motto, das alle Christinnen und Christen herausfordert, die Selbstausgrenzungen hinter sich zu lassen und sich auf einen gemeinsamen Weg zu begeben. Das ist gewagt, aber es lohnt sich! Ich wünsche mir für die nächsten Jahre gegenseitige Wahrnehmung, das Erzählen von geglückten, aber auch verletzenden Erfahrungen, die Bereitschaft und den Mut zur Versöhnung und die Erkenntnis, dass wir einander mit unseren Schätzen und Traditionen bereichern können.

Präsident der Vereinigung Evangelischer Freikirchen (VEF)

Pastor Christoph Stiba



Das Täufergedenken aus der Perspektive der Vereinigung Evangelischer Freikirchen

2025 jährt sich die erste täuferische Glaubenstaufe in Zürich zum 500. Mal. Das ist der Anlass, sich an 500 Jahre Täuferbewegung zu erinnern und die Impulse aus dieser Bewegung gegenwartsbezogen und praxisnah aufzunehmen. Das Zurückdenken an die Reformation vor 500 Jahren und die Weichenstellungen, die sich daraus ergeben haben, wären mit dem Reformationsjubiläum im Jahr 2017 schlicht unvollständig geblieben, ohne den dritten Flügel der Reformation und seine Wirkungsgeschichte zu bedenken. Das Täufergedenken ist somit eine notwendige Ergänzung zum Reformationsjubiläum, die nicht fehlen darf.

Und wie gut, dass es gelingt, das Ganze ökumenisch anzugehen. Wie gut, dass so ziemlich von Anfang an nicht nur Mennoniten und Baptisten zusammensaßen, sondern die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) sich hinter dieses Projekt gestellt hat. Und ebenso die VEF. Sie ist ja auch schon eine Form der Ökumene in sich. Methodisten, Pfingstler, Adventisten, Heilsarmee, Freie evangelische Gemeinden – die meisten protestantischen Freikirchen haben ihre historischen Wurzeln gar nicht im Täuferum der Reformationszeit. Und doch sind ihnen die wesentlichen Charakteristika der täuferischen Tradition gemeinsam: Das Beharren auf der Freiheit des Einzelnen, seine Religion, seine Konfession und seinen Glauben selbst bestimmen und ausleben zu dürfen; die Trennung von Kirche und Staat; die Ablehnung von Gewalt. Und auch über die Jahrhunderte hinweg die Erfahrungen von Minderheitskirchen, die für Glaubens- und Gewissensfreiheit eintraten und deshalb Diskriminierung und Repressalien in Kauf nehmen mussten – von Staat und Kirche! Das hat immer wieder zu Differenzen, Verwerfungen und Verletzungen zwischen Freikirchen und Landeskirchen geführt.

Auf diesem Hintergrund bekommt es umso mehr Gewicht, dass das Täufergedenken in die Ökumene eingebunden ist, fest auf ökumenischem Boden steht und so auch einen Beitrag zur Heilung der Erinnerungen leisten kann. Denn das trägt eine missionarische Kraft in sich, weil es etwas zeigt von der versöhnenden Kraft des Evangeliums. Aus der Perspektive der VEF sollte es in dem Täufergedenken der nächsten Jahre um dieses starke Zeichen der versöhnenden Kraft des Evangeliums gehen. Die Verwerfungs- und Verletzungsgeschichte der letzten 500 Jahre muss sich nicht fortsetzen, sie darf es auch nicht. Damit steht und fällt die Glaubwürdigkeit der christlichen Kirchen und ihrer Botschaft in unserer Gesellschaft.

Insofern trifft das Motto für das Themenjahr 2021 zu: „gewagt! gemeinsam leben!“ Die Gemeinschaft der Christen – auch die Ökumene(!) – ist ein Wagnis, zu dem es keine Alternative gibt. Sie braucht eine starke Mitte, das Evangelium von Jesus Christus, und die Vermeidung von Extrem- und Randpositionen, die in die Mitte drängen. Das Täufergedenken kann in diesem Sinne zur Gemeinschaft drängen und zum glaubwürdigen Zeugnis der Kirchen beitragen, damit, wie Jesus es betete, „sie alle eins seien [...], auf dass die Welt glaube, dass du mich gesandt hast“ (Johannes 17, 21).



Ordinationsgottesdienst einer aus Namibia stammenden Pastorin in einer Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde (Hagen im September 2020)

Andrea Strübind

Die brüderlich-schwesterliche Gemeinde

1955 zog der Kirchenhistoriker Fritz Blanke folgendes Resümee: „Zollikon am Zürichsee war die Stätte, wo innerhalb der protestantischen Geschichte zuerst versucht wurde, eine staatsfreie und auf freiwilliger Mitgliedschaft beruhende christliche Gemeinschaft zu verwirklichen. Ein derartiges Experiment musste im ersten Anlauf misslingen, und der einzige ‚Fehler‘, den man den Männern und Frauen von Zollikon vorwerfen könnte, wäre dieser, dass sie zu früh, bevor die Zeit dafür reif war, zu ihrem Werke antraten. Aber in Wirklichkeit war das keine Schuld, sondern eine Großtat. Es braucht immer wieder Menschen, die, unbeirrt durch den Zeitgeist, nach neuen Zielen aufbrechen und einem neuen Morgen zuwandern. Die Zolliker ‚Brüder in Christo‘ waren ein solcher Vortrupp. Ihr Wagnis ist nicht vergeblich gewesen.“¹

In Zürich und St. Gallen entstanden in der Frühzeit der reformatorischen Bewegung „Bibelkreise“, in denen sich auf Initiative von Laien reformgesinnte Kräfte trafen.² Die Teilnehmenden stammten vorwiegend aus dem handwerklichen Milieu und trafen sich in diesem Kommunikationsraum zur Unterweisung und zur gemeinsamen Bibellektüre durch geeignete Fachleute, zumeist selbst gebildete Laien, die als „Leser“ bezeichnet wurden. Die Selbstorganisation in freien Bibelkreisen war für die Entwicklung der frühen Täuferbewegung und die Ausbildung ihres Kirchenverständnisses (Ekklesiologie) von hoher Bedeutung. Der vorrangige Sinn der Zusammenkünfte war das gemeinsame Hören auf biblische Texte und der damit verbundene theologische Kompetenzerwerb. Laien erkannten die Notwendigkeit biblischer Unterweisung, die unabhängig von den traditionellen institutionellen Formen der Kirche geschehen sollte. Als Reaktion auf die reformatorische Predigt implementierten sie eine eigenständige organisatorische Form des Zusammenseins, einschließlich der Wahl ihrer Lehrer und unter Beteiligung der Anwesenden im Gespräch über die Bibel. So entwickelte sich eine „Bibelschule des gemeinen Mannes“ (Heinold Fast). Die von den Reformatoren proklamierte Schriftautorität und das Prinzip des „Priestertums aller Gläubigen“ fanden gerade in diesen Bibelkreisen einen eigenen strukturierenden Rahmen. Von diesen egalitären Erfahrungen der Lesekreise wurde die Ekklesiologie der Täuferbewegung zutiefst geprägt.

Ausgehend von ihren Erfahrungen in den reformatorischen Lesekreisen und angesichts der existenzbedrohenden Situation durch die Ratsmandate, die die sogenannte „Wiedertaufe“ unter Todesstrafe stellten, gingen die vormals engagierten Anhänger Zwinglis im Januar 1525 dazu über, die kirchlichen Reformen unter Anwendung ihres biblizistischen Schriftverständnisses selbst in die Hand zu nehmen. Die erste „Gläubigentaufe“ fand am 21. Januar 1525 in Zürich statt. Das *ius reformandi* stand nunmehr der Ver-

sammlung der Gläubigen und dem Charisma berufener Boten zu, die im Gehorsam gegenüber den biblischen Weisungen handelten.

Die Schweizer Täuferbewegung und nach ihr viele weitere täuferische Aufbrüche propagierten und praktizierten die Gleichberechtigung der Glaubenden, einen an der Bibel gewonnenen rituellen Reduktionismus und eine spirituelle Erlebnisfrömmigkeit. Die Täufer und Täuferinnen trafen sich in verschiedenen Häusern und privaten Räumlichkeiten, in denen sie dann auch die Sakramente Taufe und Abendmahl in die eigenen Hände nahmen.

Ein Beispiel dafür ist Bern: Bei einer Hausdurchsuchung der ersten Täufergemeinde wurden 1527 das Schleithemer Bekenntnis und die „Ordnung einer Täufergemeinde“ gefunden.³ Als Motiv der Ordnung werden die Einigkeit und die Liebe in der brüderlich-schwesterlichen Gemeinde herausgestellt. Der erste Konsensartikel besteht darin, dass die Brüder und Schwestern sich drei bis vier Mal in der Woche treffen sollten, um sich zu üben „in der Ier Christi und seiner apostel und einander herzlich ermanen am herren, wie sy gelobt hand bestendig zu beliben.“⁴ Daraus lässt sich die Norm für ein intensives Gemeinschaftsleben ableiten, zu dem sich die Mitglieder offensichtlich (anlässlich der Taufe) verpflichtet hatten. Das Ideal der frühchristlichen Urgemeinde nach Apg 2 zeichnet sich dabei als Vorbild ab. Die egalitäre Tendenz der Versammlungen wird dadurch besonders hervorgehoben, dass durchweg explizit von „Schwestern und Brüdern“ die Rede ist, was für die damalige Zeit völlig ungewöhnlich war. Die Kirchenordnung malt das Bild einer schwesterlich-brüderlichen Gemeinde vor Augen, die sich in intensiver Gemeinschaft am Vorbild der urchristlichen Gemeinde orientierte, sich im ethischen Gehorsam bewährte und von gegenseitiger Solidarität in Fürsorge bis hin zur Hingabe des eigenen Lebens für die Gemeinschaft geprägt war.

Das neue Verständnis von christlicher Gemeinschaft revolutionierte die traditionelle Rolle der Kirche und der praktizierten Kirchlichkeit. Die Kirche ereignete sich durch Täufer und Täuferinnen in den „Stuben der Leute“, im gemeinsamen Bibelstudium, in der gemeinschaftlichen Teilhabe an Brot und Wein sowie in der auf die Lebenspraxis ausgerichteten gegenseitigen Seelsorge und Fürsorge. Diese täuferische Vision einer kirchlichen Gemeinschaft von gleichberechtigten Brüdern und Schwestern, die im Gehorsam gegen die Heilige Schrift ihre Angelegenheiten frei von obrigkeitlicher oder kirchlich-hierarchischer Bevormundung autonom regelt, fand durch die Zeiten hindurch in dissidentierenden und nonkonformistischen Bewegungen immer wieder neue Resonanz. Gleichzeitig führten die zunehmend dualistische Weltdeutung und das exklusive Gemeindeverständnis, das durch gesetzliche Sozialkontrolle (Kirchenzucht) immer stärker perfektioniert wurde, zur gesellschaftlichen Isolation des Täufertums. Es bestand die Gefahr, die befreiende Botschaft des Evangeliums einer Elite der Rechtgläubigen zu reservieren.

Doch deren „Wagnis ist nicht vergeblich gewesen“ (Fritz Blanke). Es fand und findet Nachhall in vielen kongregationalistischen Kirchen weltweit, die eine große Kraft zur Inkulturation, zur Glaubenseinladung und zur Bevollmächtigung von Laien und Laiinnen entwickelt haben.

¹ Fritz Blanke: *Brüder in Christo. Die Geschichte der ältesten Täufergemeinde (Zollikon 1525)*, Zürich 1955, 82.

² Vgl. Andrea Strübind: *Eifriger als Zwingli. Die frühe Täuferbewegung in der Schweiz*, Berlin 2003, 129–146.

³ Vgl. Hans Rudolf Lavater: *Die Berner Täufer in ihrem schweizerischen Umfeld II: Theologie und Bekenntnis*, in: Rudolf Dellsperger/Hans Rudolf Lavater (Hg.): *Die Wahrheit ist untödlich. Berner Täufer in Geschichte und Gegenwart*, Bern 2007, 29–70, hier: 34; Martin Haas (Hg.): *Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz*, Band 3: *Kantone Aargau, Bern, Solothurn*, Zürich 1974, Nr. 1049, 487–88.

⁴ Ebd.



Astrid von Schlachta

Mennoniten und Baptisten – vergessene und wechselvolle Episoden einer gemeinsamen Geschichte

Die gemeinsame Geschichte von Mennoniten und Baptisten wird oft auf zwei Episoden reduziert. Einerseits auf die Kontakte englischer Glaubensflüchtlinge zu Amsterdamer Doopsgezinden Anfang des 17. Jahrhunderts. Andererseits auf den Einfluss Johann Gerhard Onckens auf die südrussischen Mennoniten, der 1860 zur Gründung der Mennoniten-Brüdergemeinde führte. Aber dann ist da noch die Geschichte jenes ersten gemeindeübergreifenden Treffens pfälzischer Mennoniten 1824 auf dem Spitalhof (Neustadt/Weinstraße). Impulsgeber und Gastredner war der Baptistenprediger William Henry Angas. Im Bericht über die Versammlung heißt es: „Wir müssen zuvor besonders bemerken, daß gedachte Versammlung blos durch Aufruf eines Engländers, Hr. Angas, Prediger der Taufgesinnten in London, geschehen ist; und daß dessen Reise, Besuch und Zweck ausschließlich dahin gehet, das Reich Gottes zu erweitern, sowohl unter den Taufgesinnten Gemeinden, als auch unter den armen Heiden selbst.“¹

Die pfälzischen Gemeinden waren nur eine Station auf der Reise des baptistischen Missionars Angas. Zuvor hatte er bereits die Doopsgezinden in den Niederlanden sowie die Mennoniten in Hamburg, in Westpreußen, in der Schweiz und im Elsass kennengelernt. Seine Reiseeindrücke hielt er in einem Tagebuch fest und zeichnete dort ein manchmal sehr trübes Bild des geistlichen Zustands in den Gemeinden. So hält er über die west- und ostpreußischen Mennoniten fest, viele von ihnen seien zwar durch eine „tiefe und einfache Frömmigkeit“ geprägt, doch sei diese nicht wirklich lebendig. Er schrieb dies ihrer Praxis zu, die Jugend „willkürlich“ zu taufen, ohne darauf zu schauen, ob Gottes Gnade in den Herzen tatsächlich wirksam sei. Ihre Prediger, so schreibt Angas weiter, seien „often illiterate men, and ignorant of the grace of God“.²

Kritik, die nicht nur aus dem Munde des Baptisten Angas geäußert wurde. Schaut man in die ersten Baptistengemeinden Westpreußens hinein, so finden sich dort sehr viele mennonitische Namen. Erneuerung erhofften sich Mennoniten offenkundig nicht mehr von der eigenen Gemeinde. Auch die Pfälzer Mennoniten waren in Angas' Augen vom Weg abgekommen. Sie seien, so schreibt er, „sadly ‚fallen astern‘ of late years“, „arising from the defective system of their ministry, which has been always lay; but even of lay preachers there is a great lack“. Aus Berichten aus der Pfalz schloss er, dass die Gemeinden in der Gefahr stünden, in ein paar Jahren unterzugehen.³

Letzteres trat nicht ein – vielleicht schätzte der erweckliche Blick des Baptisten Angas die mennonitischen Möglichkeiten zur Erneuerung allzu negativ ein. Oder aus dem wachsenden Interesse für die Mission ergaben sich tatsächlich positive Impulse für das Leben in den Gemeinden.

Denn das Werben von Angas für die Unterstützung der Missionsarbeit hatte sich als zielführend erwiesen. 1855 schreibt der Mennonitenprediger Johannes van der Smissen rückblickend, dass der „Missionseifer“ in vielen Gemeinden sehr rege geworden sei. In den Niederlanden gründeten die Doopsgezinden einen eigenen Hilfsverein, der die baptistische Missionsgesellschaft unterstützte; auch die Mennonitengemeinden in Deutschland schlossen sich an. Da jedoch die baptistische Mission zu wenig in den niederländischen Kolonien half, wandten sich immer mehr Mennoniten im Verlauf der 1840er Jahre von ihr ab. Deshalb entstand die Idee, einen eigenen taufgesinnten Missionsverein zu gründen, der gezielt im niederländischen Indien (weitgehend das heutige Indonesien) aktiv werden sollte – der Ursprung der Mission in Java.

Eine kritische Distanz zu den Baptisten ist Mitte des 19. Jahrhunderts auch bei Carl Harder, Mennonitenprediger in Königsberg, zu spüren. Er reflektierte 1848 über die Praxis der Baptisten, nur jene zu taufen, die den „untrüglichen Zeichen“ einer „geistigen Wiedergeburt“ genügten – eine „hierarchische Anmaßung“, so Harder. Die Entscheidung darüber, ob eine getaufte Person tatsächlich die „geistige Gemeinschaft“ mit der Gemeinde eingegangen sei, dürfte sich kein Mensch erlauben, sondern sie stünde allein Gott und der getauften Person zu. Mit einem solchen urteilenden Denken hätten die Baptisten neue äußere Formen geschaffen, obwohl sie ja eigentlich behaupteten, sich von allen äußeren Formen losgesagt zu haben.⁴

Leichtsinn des Bekehrungswerks und Störung der öffentlichen Ordnung – so die kurze Zusammenfassung von Harders Kritik, die vielleicht auch durch den Ärger über die baptistischen Missionserfolge in west- und ostpreußischen Mennonitengemeinden gespeist wurde. Denn es folgte ein für Harder typischer Aufruf an die eigenen Gemeindeglieder: Die Baptisten könnten nur dann Anhänger unter den Mennoniten finden, wenn diese nicht begännen selbständig zu denken. Ganz ähnlich motiviert

war die Mahnung von P.H.C. Hege (Frankfurt), der seine Glaubensgeschwister 1893 aufrief, „propagandatreibende Wanderprediger“ nicht den Wettlauf um „mehr geistige Nahrung“ gewinnen zu lassen. Die baptistischen und methodistischen Prediger wüssten doch, dass „sie unter den Mennoniten leichtes Spiel haben, solange sie keine energische geistige Gegenwehr finden“.⁵

Es war also sehr wechselvoll, dieses Verhältnis Mennoniten – Baptisten. Und nicht frei von Konkurrenzdenken, das selbst vor dem historischen Erbe nicht Halt machte. Als 1928 die Baptisten eine Gedenkfeier zum 400. Todestag von Balthasar Hubmaier in Wien planten, kam unter den Mennoniten die Frage auf, ob dies überhaupt legitim sei. Schließlich hätten Hubmaier und Baptisten keine direkten Verbindungen. Emil Händiges, Prediger der Mennoniten in Elbing, fragte: „Wem gehört Hubmaier?“ Seine salomonische Antwort erklärte den Täuferprediger zum gemeinsamen mennonitischen und baptistischen Erbe.

Gemeinsam blickten Repräsentanten der Mennonitischen Weltkonferenz und des Baptistischen Weltbundes auch in ihren Gesprächen der Jahre 1989 bis 1992 auf Geschichte und Gegenwart, allerdings mit einem starken Fokus auf die nordamerikanische Situation. Ein Bericht, der die Gespräche zusammenfasste, sprach unter anderem elf Empfehlungen für die Zukunft des mennonitisch-baptistischen Miteinanders aus. Eine Empfehlung lautet: „Austausch auf verschiedenen Ebenen“. Eine Verpflichtung für den Weg hin zum Täufergedenken 2025 ...

PD Dr. Astrid von Schlachta

Lehrbeauftragte der Universität Regensburg
Leiterin der Mennonitischen Forschungsstelle

¹ Gutbefinden einer kleinen Kirchenversammlung der Mennoniten-Gemeinen, 1824, Vorwort.

² F.A. Cox: *Memoirs of the Rev. William Henry Angas*, London 1834, 82 f.

³ Ebd., 94.

⁴ Carl Harder: *Das Leben Menno Symon's*, Königsberg 1846, 24; Carl Harder: *Die Baptisten*, in: *Mittheilungen aus dem religiösen Leben*, Dezember 1848, 7.

⁵ *Mennonitische Blätter* 11 (1893), 94.

Literaturtipps

- Fernando Enns (Hg.): *Heilung der Erinnerungen – befreit zur gemeinsamen Zukunft. Mennoniten im Dialog. Berichte und Texte ökumenischer Gespräche auf nationaler und internationaler Ebene*, Frankfurt/Main und Paderborn 2008.



Martin Rothkegel

„Jede Gemeinde muss sich selbst regieren“ – Christokratie und Demokratie im Baptismus

Eine englische Flüchtlingsgemeinde in Amsterdam, die 1609 die Taufe der Gläubigen einführte, gilt als die erste Baptistengemeinde. 1612 beantragte die Mehrheit dieser Gemeinde die Aufnahme in den mennonitischen Gemeindeverband der Waterlander. Damit verbunden war die Bereitschaft der Engländer, sich der Autorität der auf Lebenszeit gewählten mennonitischen Ältesten zu unterstellen. Eine Minderheit der Gemeinde weigerte sich jedoch, den Mennoniten beizutreten. Sie kehrten unter der Führung von Thomas Helwys nach England zurück. Auf Helwys und seine Anhänger gingen die ersten Baptistengemeinden auf englischem Boden zurück. Nur drei Jahrzehnte später entwickelte sich aus diesen (und anderen) bescheidenen Anfängen eine politisch einflussreiche Bewegung mit Zehntausenden von getauften Gemeindemitgliedern.

In den Augen von Helwys (der vor Polemik nicht zurückschreckte) war die mennonitische Art der Gemeindeleitung durch Älteste ein Rückfall in hierarchische Strukturen, wie sie in der katholischen und anglikanischen Kirche herrschten. Helwys forderte, dass jede Gemeinde sich selbst regieren müsse. Die Baptisten argumentierten: Herr und Haupt der Gemeinde ist allein Christus, und weil Christus selbst in der kleinsten Gemeinde geistlich anwesend ist (Mt 18, 20), darf es keine der Ortsgemeinde übergeordnete Autorität geben, keine Bischöfe und Hierarchie. Die gewählten Ältesten und Prediger (durchweg Männer) waren der Gemeindeversammlung verantwortlich, in der alle Mitglieder (auch die Frauen) an Beratungen und Abstimmungen teilnahmen. Die Christokratie (Herrschaft Christi) verwirklichte sich durch Teilhabe aller Glieder des „Leibes Christi“ an allen wesentlichen Entscheidungen.

Die Baptisten praktizierten eine „geistliche Demokratie“, lange bevor demokratische Regierungsformen im politischen Bereich überhaupt als möglich galten. Eine Anekdote, die 1826 in einer amerikanischen Zeitung erschien, berichtet: Acht oder zehn Jahre vor der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung (1776) vertraute der zukünftige amerikanische Präsident Thomas Jefferson dem Baptistenprediger Andrew Tribble an, er sei beeindruckt von der Selbstregierung der Baptistengemeinden. Dies sei die einzige reine Demokratie, die derzeit in der Welt existiere, und nach diesem Vorbild sollte man die Staatsordnung der Kolonien in Amerika umgestalten. Ob sich die Begebenheit wirklich so zugetragen hat, sei dahingestellt.

Prof. Dr. Martin Rothkegel
Professor für Kirchengeschichte an der
Theologischen Hochschule Elstal



Seit den 1830er Jahren entstanden Baptistengemeinden auch in Deutschland, also im Kontext einer Gesellschaft, die über keine Erfahrung mit Demokratie verfügte. Obwohl die Gemeinden sich erkennbar bemühten, dem Vorbild der Gemeindeordnungen ihrer englischen und amerikanischen Glaubensgenossen zu folgen, waren sie allzu oft bereit, ihren Predigern und Ältesten mehr Autorität zuzubilligen, als dem Ideal der „geistlichen Demokratie“ entsprach. Immerhin veröffentlichte der Baptist Julius Köbner im Revolutionsjahr 1848 ein „Manifest“ an die Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung. Darin heißt es provokativ:

„Die Kirche Christi kann [...] keinen Fürsten und keinen Gesetzgeber über sich anerkennen als den, der im Himmel thronet [...]. Bei solchen Christen kann daher keine natürliche Sympathie für die Prinzipien der Aristokratie und des Absolutismus vorhanden sein. [...] Die allgemeine Abstimmung entscheidet jede Frage. [...] In ihren beratenden Versammlungen aber will sie nicht stumme Zuhörerinnen eines privilegierten Redners sein, sondern Jeden seine Ansicht frei äußern lassen und dann ihr Votum geben. Überhaupt sind die Mitglieder der Gemeinde Christi keine Nullen, welche nur dadurch Bedeutung gewinnen, dass sie hinter dem Pastor stehen und mit ihm eine Zahl ausmachen [...]“

Kaum war die Revolution von 1848 niedergeschlagen, setzte sich bei den deutschen Baptisten eine „apolitische“ Linie durch. Von Staatskirchen und Behörden misstrauisch beobachtet, vielerorts der Polizeiwillkür

ausgesetzt, wollten sie als gehorsame Untertanen wahrgenommen werden, nicht als gefährliche Demokraten. Der jahrzehntelang eingeübte Untertanengeist führte dazu, dass viele Baptisten auch während der Weimarer Republik an einem autoritären Staatsverständnis festhielten. Analog dazu gaben in vielen Gemeinden „leitende Brüder“ den Ton an. 1933 kam es sogar zu einem Versuch, das „Führerprinzip“ der Nationalsozialisten in den Bund der Baptistengemeinden hineinzutragen, indem man das quasi-bischöfliche Amt der „Bundesältesten“ schuf, das jedoch schon drei Jahre später wieder abgeschafft wurde.

In der Gegenwart wird das Prinzip der „geistlichen Demokratie“ von manchen Baptisten kritisiert. Unter dem Einfluss des charismatischen Konzepts der geistlichen Leiterschaft oder der calvinistischen Ämterlehre wird die Frage gestellt, ob die demokratische Gemeindeordnung überhaupt biblisch begründet oder nicht vielmehr aus der weltlichen Politik übernommen sei. In historischer Hinsicht lässt sich diese Frage eindeutig beantworten: Die frühen Baptisten entwickelten ihre demokratischen Ordnungen aus der Bibel, und zwar lange bevor sich demokratische Ideen auch im politischen Leben der westlichen Welt durchsetzten. Aber in der Tat wird auch eine demokratisch verfasste Gemeinde auf Abwege geraten, wo nicht die Christokratie, die Ausrichtung an Jesus, Zweck und Ziel aller Beratungs- und Entscheidungsprozesse der Gemeinde ist.

Hans-Jürgen Goertz

Gemeinsam leben in der Geschichte der Täufer – trotz Spaltungen und Trennungen

GEMEINSAM LEBEN – so lässt sich tatsächlich der Kern täuferischen Denkens und Wirkens beschreiben. Wer sich in der Kirchengeschichte des späten Mittelalters auskennt, wird mit diesem Slogan sofort an die *Devotio moderna* erinnert, an die „Brüder vom gemeinsamen Leben“. Laien haben sich mit Klerikern zu einer klosterähnlichen Gemeinschaft ohne verbindliches Gelübde zusammengeschlossen, um ihrer reformorientierten Frömmigkeit eine sichtbare Gestalt zu geben. Sie wollten die Kluft überwinden, die im Laufe der Zeit zwischen Geistlichen und Laien entstanden war. Schon der Dichter Walter von der Vogelweide hatte geklagt: als sich „begunden zu zweien, Pfaffen unde leien“, war eine Not vor aller Not. Was in den Niederlanden entstanden war, blieb jedoch ein zartes Pflänzchen, das bald verwelkte. Es bedurfte erst eines kräftigeren Impulses, der aus dem Zentrum des wiederentdeckten Evangeliums gewachsen war und die Menschen unmittelbar, ohne jede klerikale Vermittlung, erreichte.

Unübersehbar ist, dass die Täufer mit ihrer Art, die neu zu Bewusstsein gelangte Zuwendung Gottes zu den Menschen, die in der Rechtfertigung des Sünders aus Gnade allein ihren allgemein-reformatorischen Ausdruck gefunden hatte, Konsequenzen zogen und kirchliche Gemeinschaften ins Leben riefen. In der Nähe, ja, in der Gegenwart Gottes leben zu dürfen, war eine Einsicht, die neu war und viele tief in ihrer ganzen Alltäglichkeit ergriff. Gott hat sich dem Sünder zugewandt und ihn ange-regt, den Spuren Jesu zu folgen oder, wie Konrad Grebel schrieb, in einem neuen Leben zu wandeln. Das neue Leben war ein Leben im Einvernehmen und in Gemein-schaft mit Gott, gleichzeitig ein gemeinsames Leben der Menschen miteinander. „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ Mt 18, 20.

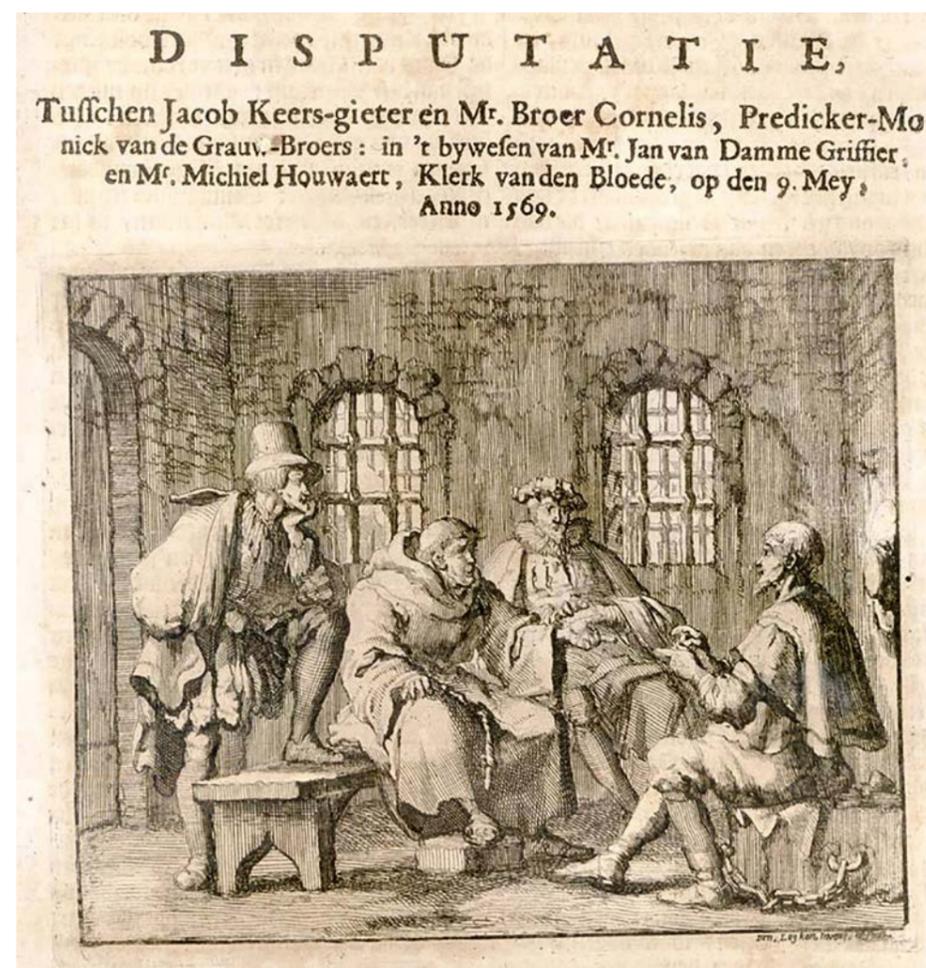
Prof. Dr. Hans-Jürgen Goertz
Mennonitischer Theologe und Historiker

Die Taufe gliederte diejenigen, denen das Heil widerfahren war und die zum Glauben gekommen waren, in den „Leib Christi“ ein. Das war ein Akt, in dem die Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen wuchs. Das Abendmahl wurde gemeinsam gefeiert; nicht der Priester, sondern die Gläubigen reichten einander Brot und Wein zum Gedächtnis an den Tod ihres Herrn. Die Predigt wurde gestört, wenn der Prediger die Heilige Schrift auf autoritäre Weise auslegte; die Gläubigen wollten sich gemeinsam um die rechte Auslegung des Gotteswortes bemühen. Die Banngewalt wurde der Gemeinde übergeben und half den Gläubigen, ihren Glaubensgehorsam zu festigen und einander in den Anfechtungen und Widrigkeiten ihres Alltags beizustehen. Der Kriegsdienst, den die Obrigkeiten verordneten, wurde abgelehnt, da Blutvergießen und Töten viel Leid unter die Menschen brachte und die Gemeinschaft zerstörte, zu der alle berufen waren. Besonders auffällig war die von einigen Gruppen der Täufer gelebte Gütergemein-schaft nach dem Vorbild der Apostelgeschichte, eine besonders intensive und effektive Form des Zusammenlebens. In der Regel galt eine gemäßigte Form der Forde-rung, alle Güter miteinander zu teilen: die gegenseitige materielle Hilfe, wenn Mitmenschen in Not geraten. Hier wurzelt die diakonische Arbeit der Mennonitengemein-den weltweit.

GEMEINSAM LEBEN heißt, einander in Liebe zu begegnen, auch über die Grenzen der Gemeinde hinaus, und ist ein Echo auf die Liebe, die Gott den Menschen zuwendet, einer Liebe, die eine Atmosphäre der Lebensfreude und Menschenfreundlichkeit entstehen lässt. Sie schließt jeden ein und lässt niemanden allein.

Wer die Geschichte der Täufer und Mennoniten verfolgt, wird allerdings von einer Enttäuschung in die andere fallen. Da ist viel von Spaltungen und Trennungen zu lesen. Oft waren es Haarspaltereien, oft ernstzunehmende theologische Differenzen, die das Bild einer in sich zerstrittenen kleinen Konfession abgaben. Gelegentlich fanden aber miteinander zerstrittene Gruppen auch wieder zueinander und sammelten sich um friedienstiftende Bekenntnisse neu. Inzwischen hat sich das Verhältnis der verschiedenen Kirchen oder Konfessionen zueinander geändert. Die Vielfalt der Kirchen wird nicht mehr als

Makel empfunden, sondern als eine Realität, in der sich der göttliche Geist auf unterschiedliche, situationsbezogene Weise manifestiert. In diesen Sog sind auch die unterschiedlichen Gemeinden gezogen worden, die sich auf das frühe Täuferium des 16. Jahrhunderts zurück-führen. Sie beginnen, die Kraft ihres Ursprungsimpulses zu erkennen und aus dem Einvernehmen zwischen Gott und Mensch so zu leben, dass alles Trennende hinter ihnen bleibt und sie bereit sind, mit allen, die sich zu Jesus Christus bekennen, zu neuen Ufern kirchlicher Einheit aufzubrechen – zu miteinander versöhnter Vielfalt.



Jakob der Kerzenmacher im Streit mit Bruder Cornelis. Jacob wurde später verbrannt, 1569 (Martyrerspiegel)

Hanspeter Jecker

Klerikalisierungsprozesse in täuferischen Kirchen – Weiterentwicklung oder Niedergang?

Die ersten christlichen Gemeinden zeichneten sich durch eine große Vielfalt an Organisationsformen aus. Die rasch wachsende Zahl von Gläubigen führte zu einem Ringen um optimale Leitungsstrukturen. Letztlich setzte sich ein Modell durch mit einem Bischof an der Spitze. Spätestens seit dem 4. Jahrhundert war das Zentrum christlicher Kirchen nicht mehr die Gemeinschaft der Glaubenden, sondern die Hierarchie der ordinierten Geistlichen (Klerus). Am Beispiel täuferisch-mennonitischer Kirchen soll nachfolgend das Ringen um Alternativen illustriert werden.

1. Antiklerikalismus und Täufertum

Die Entwicklung zur Allmacht des Klerus war nie völlig widerspruchlos geblieben. Ermutigt durch die frühreformatorische Predigt eines Martin Luther und Ulrich Zwingli schwoll eine antiklerikale Stimmung im frühen 16. Jahrhundert zu einem mächtigen Strom an. Die von Luther geprägte Losung vom „Allgemeinen Priestertum aller Glaubenden“ war dabei der positive Ausdruck dieses Antiklerikalismus: Wie in den ersten Jahrhunderten sollte Kirche fortan nicht mehr über den Klerus definiert werden, sondern wieder über die Gemeinschaft der Gläubigen. Dies änderte sich aber schon sehr bald, als in der lutherischen wie auch in der zwinglianischen Reformation immer deutlicher wurde, dass letztlich doch nicht „die Gemeinde“, sondern vielmehr die jeweilige territoriale Obrigkeit in der Kirche vor Ort das Sagen hatte.

So waren es nach der Niederschlagung des Bauernkrieges (1525) fast nur noch die täuferischen Bewegungen, welche den antiklerikalen Entstehungsimpuls der frühen Reformation beibehielten – und damit auch den Willen, das Leben der Kirche vom „Priestertum aller Gläubigen“ her egalitär zu organisieren. Allerdings taten sie dies auf regional sehr unterschiedliche Weise. Aufgrund von Repression und Verfolgung war Kontinuität und Einheitlichkeit in der Frühphase auch kaum möglich. Die theologischen Hauptakzente des frühen Täufertums bildeten aber insgesamt eine starke antiklerikale und laienemanzipatorische Grundmelodie.

Diese betonte – entlang von Mt 18 („Regel Christi“) und 1. Kor 14 – die Ergänzungs- und Korrekturbedürftigkeit aller und darum das Mitspracherecht aller. Sie plädierte für ein Modell einer „hermeneutischen Gemeinschaft“ im Sinne eines „Allgemeinen Priestertums“. Das hieß nun aber nicht: „alle können und dürfen alles“, sondern: „niemand hat alles, aber jede/r etwas“. Dies implizierte einen ausgeprägt gabenspezifischen Ansatz bei der Ausübung von verschiedenen Diensten in der Gemeinde. Frauen etwa wurde es dadurch ermöglicht, in Leitung und Verkündigung Verantwortung zu übernehmen, wie es anderswo kaum denkbar gewesen wäre.

Dr. Hanspeter Jecker
Leiter der Fachstelle „Täufertum“ am
Bildungszentrum Bienenberg, Liestal (CH)



Mennonitenkirche in Hamburg, erbaut 1915

In Norddeutschland und in den Niederlanden wurde das antiklerikal geprägte „Priestertum aller Glaubenden“ in den täuferischen Kirchen allerdings recht rasch durch die aus endzeitlicher Apokalyptik hergeleitete Autorität von „apostolischen Sendboten“ relativiert. Die daraus entstehende „Ältestenoligarchie“ führte zu einer Monopolisierung der pastoralen Verantwortung. Die Folge war die weitgehende Entmündigung der Gemeinden und eine Angleichung an die Leitungsmodelle der großkirchlichen Umgebung.

2. Klerikalisierungsprozesse im späteren Täufertum

Es ist in der Folge interessant zu beobachten, dass amtskritische Tendenzen aus der täuferischen Entstehungszeit sich im weiteren Verlauf der Geschichte nicht nur gegen außen richteten, sondern dass sie nun zunehmend ihre Wirksamkeit auch gemeindeintern zu entfalten begannen. Sie kollidierten dabei mit gegenläufigen Tendenzen einer nun auch in täuferischen Kreisen zunehmenden Machtfülle bei „Dienern und Ältesten“. Diese „Klerikalisierung“, welche im niederländisch-norddeutschen Täufertum (und bei den Hutterern in Osteuropa) schon viel früher zu beobachten war, setzte sich nun auch im süddeutsch-schweizerischen Raum durch. Trotz wachsender Bedeutung der „Amtsträger“ verstummte die Kritik an deren zunehmendem Machtmonopol nicht. Forderungen nach einem stärkeren Einbezug der Gesamtgemeinde in alle Entscheidungsprozesse wurden laut und erinnerten an frühere täuferische Positionen.

Gleichwohl ist festzuhalten, dass täuferisch-mennonitische Kirchen dieses egalitäre Element im Verlauf der Zeit weitgehend verloren haben. Es gibt für das 18. und 19. Jahrhundert zahlreiche Beispiele, wo Tauf- und Abendmahlsfeiern, bisweilen auch ganz einfache Gottesdienste ausfallen mussten, weil kein ordiniertes Prediger zur Verfügung stand.

Ein anderes Problem war die Herausforderung, die angestammten täuferischen Akzente in einer sich rasch wandelnden Welt zur Geltung zu bringen. Während im Norden die Pastoren hin und wieder zu Wegbereitern

und Schrittmachern von bewusst vollzogenen Transformationsprozessen wurden, fokussierten die meisten täuferischen Gruppen im Süden auf die Bewahrung des Bestehenden. Ältesten und Predigern kam dabei die Rolle zu, mit einer oft sehr rigiden Kontrolle darüber zu wachen, dass – wie ein Dokument von 1779 dies formulierte – „in Treue zum Evangelium [...] nichts Neues und Ungewöhnliches eingeführt wurde“.

3. Aktuelle Herausforderungen

Zu einer nachhaltigen In-Frage-Stellung dieses in-ner-täuferischen Klerikalisierungsprozesses kam es lange Zeit kaum. Eine solche erfolgte in Europa erst im Rahmen der von nordamerikanischen Mennoniten nach dem Zweiten Weltkrieg ausgehenden Wiederaneignung der „Anabaptist Vision“ und in den Auseinandersetzungen mit der 1968er Bewegung und deren autoritätskritischen Positionen zugunsten von mehr Freiheit und Partizipation.

Diese „Anabaptist Vision“ prägte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Ideal einer „originalen“ täuferischen Identität mit den Eckpfeilern Freiwilligkeit, Nachfolge Jesu und Gewaltverzicht, und – davon abgeleitet – flachen Hierarchien und konsensorientierten Leitungsstrukturen. Viele täuferisch-mennonitische Gemeinden machten sich nun auf, zu diesem als „echt“ postulierten Täufertum zurückzufinden. Die historisch gewachsene Machtfülle von Pastoren und Predigern wurde fortan als „untäuferisch“ zurückgewiesen, der Prozess der „Klerikalisierung“ als bedauerliche Fehlentwicklung bezeichnet, die überwunden werden müsse.

Neuere Entwicklungen – z.B. positive Erfahrungen von individueller Leitungsbegabung – haben mittlerweile die Schwächen und Grenzen auch dieser „Anabaptist Vision“ deutlicher werden lassen. Einmal mehr sind damit auch täuferische Kirchen mit der Frage konfrontiert, welche Modelle für das Zusammenleben in Kirche und Gesellschaft die eigene theologische Tradition so zur Sprache bringt, dass das Evangelium glaubwürdig und einladend gelebt, erfahren und verstanden wird.

Martin Rothkegel

Baptisten in Deutschland vor Oncken – eine revolutionäre Vorgeschichte

Die baptistische Gemeindebewegung entstand im England des 17. Jahrhunderts. Bis ins frühe 19. Jahrhundert gab es nur in englischsprachigen Ländern Baptisten. Als Gründungsdatum der deutschen Baptistengemeinden gilt das Jahr 1834. Damals taufte der amerikanische Theologe Barnas Sears (1802–1880) die Mitglieder eines Bibellesekreises, der sich um den Traktatmissionar Johann Gerhard Oncken (1800–1884) gesammelt hatte. Von Onckens Hamburger Gemeinde aus entwickelte sich innerhalb weniger Jahrzehnte ein Länder- und Sprachgrenzen überschreitendes Gemeinnetzwerk, das sich von den Niederlanden bis Russland und von Skandinavien bis auf den Balkan erstreckte.

Allerdings hatte es bereits vor Oncken vereinzelte deutsche Baptisten gegeben. Bereits um 1830 war in Altona eine Baptistengemeinde um Carl von Bülow (1787–1867) und Leopold von Lücken (1798–1853) entstanden. Mit den adeligen Laienpredigern, die wegen ihrer Predigten und Taufen wiederholt inhaftiert wurden, hatte sich Oncken so gründlich über theologische Lehrfragen zerstritten, dass keine Zusammenarbeit möglich war. Lücken lehnte nicht nur Onckens calvinistische Dogmatik, sondern auch den Eid, den Militärdienst und die Todesstrafe ab. 1847 ließ Lücken eine Gegenschrift gegen das im selben Jahr erschienene Glaubensbekenntnis der Oncken'schen Baptisten drucken. Danach verlieren sich die Spuren der Bülow-Lücken'schen Gemeinde.

Die Erinnerung an einen weiteren frühen deutschen Baptisten hat sich nur bei den Mennoniten erhalten. Der Verleger Karl Tauchnitz (1798–1884) war während eines Praktikums in England Baptist geworden, studierte Theologie in Tübingen und wurde 1830 in London als Baptistenprediger ordiniert. Als Evangelist und Herausgeber religiöser Schriften arbeitete er mit den Mennoniten zusammen. Seine Beziehungen zu den Oncken'schen Baptisten sind noch nicht erforscht. Tauchnitz vermachte sein Vermögen in Höhe von 4,5 Millionen Goldmark der Stadt Leipzig.

In Leipzig hatte zweihundert Jahre zuvor der erste namentlich bekannte deutsche Baptist studiert, der Mediziner und Sprachlehrer Christian Ludwig (1660–1728). Er hatte sich als junger Mann den Quäkern angeschlossen, wanderte 1684 nach Rhode Island aus und kehrte 1696 nach Europa zurück. In London ließ er sich in einer Baptistengemeinde taufen, der er bis 1699 angehörte. Schließlich ließ er sich in Leipzig nieder und publizierte dort 1716 das erste deutsch-englische Lexikon. Dass er in England Baptist gewesen war, wusste in Leipzig vermutlich niemand.

Die allererste Baptistengemeinde auf deutschem Boden entstand 1661. Damals siedelten sich in der kurz zuvor gegründeten Stadt Neuwied und ihrer Umgebung englische Flüchtlinge an, die nach dem Scheitern der Revolution

und der Wiedereinführung der Monarchie 1660 für sich keine Zukunft mehr in England sahen. 1649 war Karl I. von England auf Beschluss des Parlaments wegen Verfassungsbruch hingerichtet worden. Viele Baptisten sahen in dem beispiellosen Vorgang ein Zeichen der Endzeit: Die Zeit der Monarchien auf Erden (Daniel 7) sei endgültig vorbei, nun solle bis zur Wiederkunft Christi kein menschlicher Herrscher mehr über andere Menschen herrschen. Vorbei sei auch die Herrschaft des Antichristen, das falsche Christentum, nämlich jegliche Form von Staatsreligion und Zwang in Glaubensdingen. Aufgrund apokalyptischer Spekulationen dieser Art forderten die Baptisten – für die Zwischenzeit bis zur Wiederkunft Christi – die Umwandlung Englands in eine Republik mit völliger Religionsfreiheit. Das waren radikale Außenseiterpositionen: Dass Demokratie und Religionsfreiheit in späteren Jahrhunderten einmal breite Akzeptanz in den westlichen Gesellschaften finden würden, war noch nicht abzusehen.

Nach elf Jahren hatte sich die englische Revolution erschöpft. 1660 brachte das Parlament Karl II., den Sohn des hingerichteten Königs, auf den Thron. Mit der Monarchie wurde auch die Staatskirche wieder eingeführt. Für die Baptisten begann eine lange Verfolgungszeit. Einer der führenden baptistischen Theologen, Hanserd Knollys (1599–1691), floh 1661 nach Deutschland. Dort gewann er den Grafen Friedrich III. von Wied für den Plan einer selbstverwalteten englischen Flüchtlingskolonie. Der Graf erwartete sich von den Siedlern Steuereinnahmen, die englischen Ex-Revolutionäre dagegen suchten einen sicheren Ort, an dem sie die Wiederkunft Christi abwarten könnten.

Wie viele Baptisten dem Aufruf folgten, ist nicht bekannt. Zu denen, die sich auf den Weg nach Deutschland machten, gehörte die baptistische Dichterin und Predigerin Katherine Sutton, deren Hymnen und autobiographische Aufzeichnungen Knollys 1663 veröffentlichte. 1664 brach Knollys das Experiment einer baptistischen Kolonie in Deutschland abrupt ab. Er kehrte nach England zurück, arrangierte sich mit den politischen Verhältnissen und trug maßgeblich zur Umgestaltung der Baptisten von einer apokalyptisch-revolutionären Bewegung zu einer politisch gemäßigten Freikirche bei.

Nur eine radikale Gruppe um den baptistischen Krawalltheologen Thomas Tillam blieb auf dem Kontinent zurück. Sie nahmen in Erwartung der bevorstehenden Bekehrung des Volkes Israel den Sabbat und andere jüdische Gebote an. Als der Graf von Wied Tillam aus seinem Territorium hinauswarf, pachtete die Gruppe 1664 ein ehemaliges Kloster bei Heidelberg und lebte dort einige Jahre als Kommune. Noch vor Tillams Tod 1674 löste sich die Gemeinde auf.

Markus Baum

Von der Neuwerkbewegung zum Bruderhof



Der letzte Anlass zur Gemeinschaftsgründung war profan: Die jüngeren Kinder der Familie Arnold brauchten für eine gesunde Entwicklung saubere Luft und bessere Kost. Also zog die Familie im Juni 1920 von Berlin nach Sannerz, in ein winziges Dorf im Kinzigtal bei Schlüchtern. Im Nachbarort wurde die von Eberhard Arnold geleitete Zeitschrift „Das neue Werk“ verlegt und gedruckt. Außerdem gab es in Sannerz eine Backsteinvilla mit 15 Zimmern, mit Gemüsegarten, Obstwiese, Ställen für Kühe, Schweine und Hühner. Hier konnte eine große Idee Gestalt annehmen.

Gereift war diese Idee seit Kriegsende in einem offenen Gesprächskreis in der Arnoldschen Wohnung in Berlin. Abgemusterte Soldaten, Journalisten, Künstler, Pietisten, Leute aus der Allianzbewegung, Anarchisten und Jugendbewegte tauschten sich dort intensiv aus – mit der Bergpredigt als Leitfaden. Emmy Arnold erinnerte sich: „Die Seligpreisungen, die Worte der Feindesliebe, das Almosengeben, das Trachten nach dem Reich Gottes – das traf uns alle wie ein Blitz. Wir fühlten: Der Glaube musste Tat werden, und wir mussten neue Wege beschreiten.“

Markus Baum
Journalist und Autor, derzeit
Rundfunkredakteur beim ERF

Im Lauf des Jahres 1919 kristallisierte sich heraus, was für Wege das sein würden: Abschied von der bürgerlichen Existenz, Absage an Privateigentum, Gewaltfreiheit, ein Gegenentwurf zur existierenden Weltordnung, inspiriert von der Bergpredigt und vom Liebeskommunismus der ersten Christen (Apg 4, 32ff: „Sie hatten alles gemeinsam“). Die Reich-Gottes-Theologie Johann Christoph Blumhardts spielte eine Rolle, aber auch Überlegungen des Anarchisten und Sozialutopisten Gustav Landauer zu neuen Formen gesellschaftlicher Organisation, die sich genau besehen aus der Bibel speisten. Und im Dezember 1919 rief der Schlüchterner Lehrer Georg Flemmig, treibende Kraft hinter dem „Neuen Werk“, zur Bildung einer überörtlichen „Urgemeinde“ auf. Der Grundgedanke war geistliche Einheit, gemeinsames Wollen, Verantwortung füreinander und für andere Menschen.

Aus all dem entwickelte Eberhard Arnold das Konzept einer urchristlich inspirierten Lebensgemeinschaft, einer tatkräftigen „Geistes- und Willensgemeinschaft“ – und entfaltete es im Frühjahr 1920 auf einer Studententagung auf dem Großen Inselsberg. Er rief auf, im Geist Jesu „freiwillige Bündnisse arbeitender Menschen“ einzugehen. Konkret dachte er an „1. Land- und Gartenwirtschaft, 2. Schule, 3. Verlag und Verkündigung, 4. ein Kinderheim zur besonderen Hilfe für Kriegswaisen, 5. Hand- und Kunsthandwerk“. Viele Teilnehmer der Tagung verfolgten fasziniert, wie das Projekt tatsächlich Form annahm. Einzelne haben sich auch selbst darauf eingelassen. Der Kern der „Neuwerk-Gemeinschaft“ aber umfasste in den ersten drei Jahren nie mehr als ein Dutzend Personen. Deutlich mehr Bewohner waren Novizen oder Gäste auf Zeit. Womöglich schrakten viele vor den verbindlichen Grundsätzen zurück, die Eberhard Arnold im September 1920 für den inneren Kreis formuliert hatte:

Literaturtipp:
▶ Markus Baum, Eberhard Arnold. Ein Leben im Geist der Bergpredigt, Schwarzenfeld 2013.

Wir sind eine arbeitende Gemeinschaft von Jüngern Jesu, die alles verlassen, um ganz der Liebe und der produktiven Arbeit zu leben. Wir müssen uns als Gemeinde Christi bekennen, als Abendmahls-Gemeinschaft.

„Wir brauchen Christus und das Reich Gottes, Protest und Bußruf, Bekenntnis und Glauben, Lebenswagnis und Liebe. Nicht Selbstvergötter, nicht Werkgerechtigkeit, nicht Selbstziele, nicht Propheten, nicht Führer, sondern Zeugen sind Not. Wir brauchen Brüderlichkeit in Vergebung und Gnade.“

Durch Versuch und Irrtum und schmerzliche Prozesse hindurch hat die „Neuwerk-Gemeinschaft Sannerz“ ihren Weg gefunden, nur um zu entdecken, dass es längst eine Blaupause für ihre Vorstellung von gemeinsamem Leben gab: 400 Jahre alte Gemeindeordnungen der mährischen Täufer, die aus der reformatorischen Bewegung in Tirol um Jakob Hutter hervorgegangen waren. Die Beschäftigung mit frühen hutterischen Schriften und mit der Geschichte dieses Zweigs der Täuferbewegung fand ihren Niederschlag im „Neuen Werk“, ab 1924 dann in der Zeitschrift „Die Wegwarte“ – und in den „Sonnenliedern.“ Dieses Liederbuch verrät viel über das Leben in der Gemeinschaft, über die Geistesströme, die dort zusammenflossen und zugleich über die Menschen, die dort ein- und ausgingen. Da finden sich Lieder aus der Jugend- und Arbeiterbewegung neben Chorälen und Heilsliedern aus der Erweckungsbewegung, Volks- und Fahrtenliedern – und eben auch alte täuferische Hymnen.

1926 identifizierte sich die Gemeinschaft bereits so stark mit der Tradition der mährischen Täufer, dass sie sich nach deren Vorbild als „Bruderhof“ bezeichnete. 1929 entsandte die Gemeinschaft Eberhard Arnold nach Nordamerika, um die Vereinigung mit den dortigen hutterischen Gemeinden zu betreiben. Von 1931 an war der Bruderhof in der hessischen Rhön die jüngste und sicher eigentümlichste Gemeinschaft in einem transatlantischen Gemeindebund, eingepfropft in eine 400 Jahre alte Tradition. Die Verbindung hielt bis 1995.

Der Traum ihres Gründers von einer „Friedensstadt“ mit 1.000 und mehr Menschen „in völliger Einheit“ hat sich zu seinen Lebzeiten nicht mehr erfüllt (Eberhard Arnold starb 1935) – aber nach Gängelung und Vertreibung aus dem nationalsozialistischen Deutschland und einer gewundenen, nicht bruchlosen Entwicklung bis in die 1960er Jahre hinein hat die Bruderhof-Gemeinschaft einen stetigen Kurs eingeschlagen. Heute zählt die Gemeinschaft 2.700 Mitglieder an 20 Standorten auf vier Kontinenten – seit 2002 auch wieder in Sannerz, wo vor 100 Jahren alles angefangen hat.

TÄUFERISCHE TEXTE ZUM THEMA „GEMEINSCHAFT“

Frei, ledig und gelassen

Ulrich Stadler über Gemeinschaft (1530er Jahre)

„Alle gaben und güeter, die Gott den seinen gibt und ausspendet, gmain zu haben under inen, darzue gehören freie, ledige, gelassne und völlige Herzen in Christo, ja die warhaftig glauben und vertrauen und ganz gar ergeben sein in Christo. Wer so frei, ledig und gelassen ist im Herren von allem, alles sein hab und guet zu übergeben, ja aufzulegen, allen kindern Gottes außzutailen, das ist Gottes gnad in Christo, die den menschen also zuebereitet ist. Willig und bereit, daz macht frei und ledig. Wer aber so frei nit ist, alles zu übergeben und aufzulegen in Christo dem Herren, wie gemeltet ist, so soll er doch nichts verhalten, verbergen, oder verlangen, sonder willig und bereit sein zu geben, [dahin] wo nichts vorhanden ist, ja auch nemen lassen die diener, damit si einen freien zuegang im Herrn zu inen haben und allzeit ein willig offen herz und gmainsam mitzutailen finden im Herren.“

Eine liebe unterrichtung Ulrichen Stadlers, diener des worts, in: Lydia Müller: Glaubenszeugnisse oberdeutscher Taufgesinnter, Bd. 1 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte, 20), Leipzig 1938, S. 222 f.

Andreas Liese

„Einer ist unser Meister, Christus! Ihr aber seid alle Brüder“ – Zum Gemeindeverständnis von Brüdergemeinden

Zuerst ab 1829 in Dublin, dann ab 1832 auch in Plymouth trafen sich Christen mit ganz unterschiedlichen konfessionellen Herkünften (Anglikaner, Nonkonformisten) zu Abendmahlsfeiern. Sie wollten dadurch ihre Einheit als Christen ausdrücken. Langsam entwickelte sich daraus eine feste Gemeinschaft, die sich aber mehr als eine Bewegung denn als eine Freikirche mit bestimmten organisatorischen Strukturen verstand. Auch an anderen Orten Englands entstanden Gruppen der „Brüder“, wie sie genannt wurden.

1848 kam es dann zu einer folgenschweren Spaltung. Die Brüdergemeinde in Bristol – eine ehemalige Baptistengemeinde – und weitere Gemeinden lehnten es ab, Beschlüsse anderer Gemeinden ohne eigene Überprüfung zu übernehmen. Sie verstanden sich als kongregationalistisch und lehnten übergeordnete Strukturen weitgehend ab. Sie praktizierten die Glaubensaufsteige durch Untertauchen, zum Herrenmahl luden sie alle Glaubenden ein und versuchten, konsequent das allgemeine Priestertum der Gläubigen zu praktizieren. Diese Richtung bezeichnete man als Offene Brüder. Eine führende Person war hier Georg Müller, der Begründer der bekannten Waisenhausarbeit.

Die andere Richtung unter der Führung John Nelson Darbys sprach sich für eine korporative Einheit aus, indem Beschlüsse einer örtlichen Gruppe auch für die anderen Brüderversammlungen verbindlich waren. Auch bezüglich der Teilnahme am Herrenmahl dachte man exklusiver. Diese Richtung bezeichnete man als Geschlossene Brüder. Beide Gruppierungen bestehen bis heute.

In Deutschland entstanden dann nach 1850 Gemeinschaften in der Tradition der Geschlossenen Brüder, die sich ebenfalls für eine korporative Einheit der einzelnen örtlichen Gruppen aussprachen. Auch verstehen sie sich bis heute nicht als freikirchliche Gemeinden, sondern verfolgen die Absicht, sich außerhalb aller verfassten kirchlichen Systeme allein zum Namen Jesu zu versammeln.

Gegen Ende des 19. Jahrhundert entstanden in Deutschland auch örtliche Gruppen der Offenen Brüder. Zu einem ihrer wichtigsten Vertreter wurde Johannes Warns, ein ursprünglich lutherischer Theologe. Er bezeichnete das Gemeindemodell der Offenen Brüder als ein „evangelisches“, im Gegensatz zu dem nach seiner Auffassung nach mehr katholischen Ideal Darbys. Jede örtliche Gemeinde stelle ein Abbild der Ekklesia, des Leibes Christi dar. Selbstständigkeit und Eigenverantwortung kennzeichnen sie, wobei sich Warns aber von „Ungebundenheit und Willkür“ distanzierte. Die Verbindung der Gemeinden verwirklichte sich durch das Einssein im Heiligen Geist. Bedeutsam sei das Brotbrechen (Abendmahl), das bruderschaftlich gefeiert werden solle. Warns

lehnte entschieden die Einrichtung eines Predigersystems ab, das die Ausübung der von Gott gegebenen Gaben verhindern würde. Bis in die 30er Jahre verstanden sich die Offenen Brüder als ein loses Netzwerk von Gemeinden, das überörtliche Strukturen auf ein Minimum reduzierte.

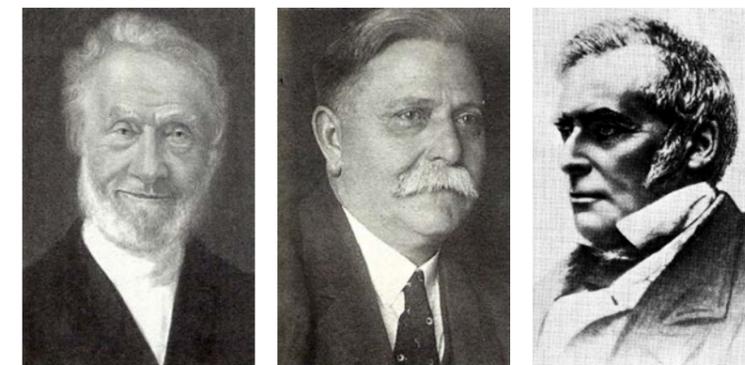
Die offene Tradition prägte dann später den Bund freikirchlicher Christen, in dem sich 1937 Geschlossene und Offene Brüder vereinigten; 1941/42 schloss man sich mit den Baptisten zum Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden zusammen, der bis heute besteht. Die Bundes-Brüdergemeinden, deren offizielle Bezeichnung jetzt ChristusForum lautet, berufen sich weiterhin auf die Tradition der Offenen Brüder, sie sind kongregationalistisch verfasst und praktizieren die Glaubensaufsteige durch Untertauchen. Einige von ihnen beschäftigen inzwischen auch hauptamtliche Mitarbeiter (Pastoren, Pastoralreferenten).

Die gleiche Ekklesiologie vertreten grundsätzlich auch die Freien Brüdergemeinden. Diese Brüdergemeinden sind 1949 aus dem BEFG ausgetreten, weil sie die organisatorische Verbindung mit den Baptisten inzwischen ablehnten. Sie bilden bis heute keinen festen Gemeindeverbund, sondern lediglich ein loses Netzwerk; jede örtliche Brüdergemeinde ist autonom. Unter Berufung auf das Prinzip des allgemeinen Priestertums lehnen sie weiterhin den Dienst von ordinierten Predigern ab.

In den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts verließen teilweise Einzelne oder aber ganze örtliche Gruppen die Geschlossenen Brüder und bildeten Gemeinden, die mehr oder minder in eine offene Richtung tendieren.

Wenn man danach fragt, was das offene Brüder-tum in das ökumenische Gespräch einbringen kann, dann ist zuerst einmal auf das Herrenmahl hinzuweisen, dem eine hohe Wertschätzung zukommt. Man feiert es in der Regel wöchentlich; eingeladen sind alle Glaubenden ungeachtet ihrer konfessionellen Zugehörigkeit. Ein zentraler Gedanke stellt dabei die Bekundung der Einheit des Leibes Christi dar. Das Herrenmahl ist meistens Teil einer Feier, die einen Anbetungscharakter trägt.

Dazu kommt die bruderschaftliche Gestaltung aller Bereiche des Gemeindelebens. Man möchte konsequent das allgemeine Priestertum praktizieren. Hier wird man sehen müssen, wie die Bundesbrüdergemeinden in Zukunft die zunehmende Anstellung von Hauptamtlichen mit diesem Grundsatz in Einklang bringen können. Auch stellt der weitgehende Verzicht der freien Brüdergemeinden auf eine ausgeprägte überörtliche Organisation eine kritische Anfrage an verfestigte freikirchliche Strukturen dar. Insgesamt gesehen bleibt es das zentrale Anliegen der verschiedenen Richtungen der Brüderbewegung, besonders nach der Gestalt der Kirche und ihrer Einheit zu fragen.



Georg Müller (links)
Johannes Warns (mitte)
John Nelson Darby (rechts)

Dr. Andreas Liese

Lehrbeauftragter für Kirchengeschichte am
Institut für Evangelische Theologie an der
Universität Osnabrück

Lektürehinweis:

► <https://bruederbewegung.de/gruppen.html>

Aus dem Schleithemer Bekenntnis

Im Februar 1527 trafen sich verschiedene Täufer in dem schweizerischen Ort Schleithem. Anlässlich dieser Zusammenkunft verfasste Michael Sattler (um 1490–1527) eine Zusammenstellung wichtiger Grundsätze der frühen Täuferbewegung. In Verbindung mit dem Jahresthema „gewagt! gemeinsam leben“ nachfolgend drei Artikel aus diesem Bekenntnis:

Vom Bann

Zum zweiten haben wir uns folgendermaßen über den Bann geeinigt. Der Bann soll bei allen denen Anwendung finden, die sich dem Herrn ergeben haben, seinen Geboten nachzuwandeln, und bei allen denen, die in den einen Leib Christi getauft worden sind, sich Brüder oder Schwestern nennen lassen und doch zuweilen ausgleiten, in einen Irrtum und eine Sünde fallen und unversehens überrascht werden. Dieselben sollen zweimal heimlich ermahnt und beim dritten Mal öffentlich vor der ganzen Gemeinde zurechtgewiesen oder gebannt werden nach dem Befehl Christi (Matth. 18, 15ff.). Das aber soll nach der Anordnung des Geistes Gottes vor dem Brotbrechen geschehen, damit wir alle einmütig und in *einer* Liebe von *einem* Brot brechen und essen können und von *einem* Kelch trinken.

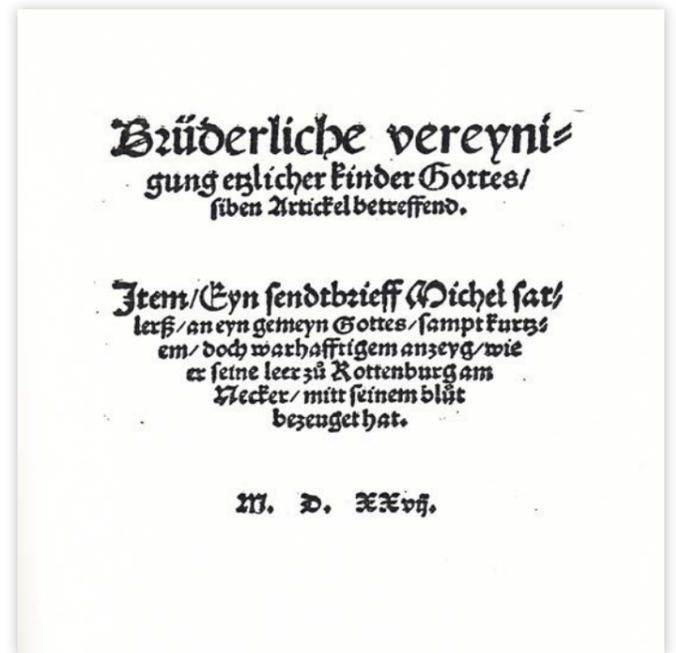
Vom Brotbrechen

Zum dritten, was das Brotbrechen anlangt, sind wir uns einig geworden und haben folgendes vereinbart: Alle, die *ein* Brot brechen wollen zum Gedächtnis des gebrochenen Leibes Christi, und alle, die von *einem* Trank trinken wollen zum Gedächtnis des vergossenen Blutes Christi, die sollen vorher vereinigt sein zu *einem* Leib Christi, das ist zur Gemeinde Gottes, an welcher Christus das Haupt ist, nämlich durch die Taufe. Denn wie Paulus sagt [1. Kor. 10, 21], können wir nicht zugleich teilhaftig sein des Tisches des Herrn und des Tisches der Teufel. Wir können auch nicht zugleich teilhaftig sein und trinken des Herren Kelch und der Teufel Kelch. Das heißt: Alle, die Gemeinschaft haben mit den toten Werken der Finsternis, die haben kein Teil am Licht, also alle, die dem Teufel folgen und der Welt, die haben kein Teil mit denen, die aus der Welt zu Gott berufen sind. Alle, die dem Bösen verfallen sind, haben kein Teil am Guten.

So soll und muss es auch sein: Wer nicht die Berufung *eines* Gottes zu *einem* Glauben, zu *einer* Taufe, zu *einem* Geist, zu *einem* Leib zusammen mit allen Kindern Gottes hat, der kann auch nicht mit ihnen zu *einem* Brot werden, wie es doch sein muss, wo man das Brot in der Wahrheit nach dem Befehl Christi brechen will.

Von der Absonderung

Zum vierten haben wir uns über die Absonderung geeinigt. Sie soll geschehen von den Bösen und vom Argen, das der Teufel in der Welt gepflanzt hat, damit wir ja nicht Gemeinschaft mit ihnen haben und mit ihnen in Gemeinschaft mit ihren Greueln laufen. Das heißt, weil alle, die nicht in den Gehorsam des Glaubens getreten sind und die sich nicht mit Gott vereinigt haben, dass sie seinen Willen tun wollen, ein großer Greuel vor Gott sind, so kann und mag nichts anderes aus ihnen wachsen oder entspringen als greuliche Dinge. Nun gibt es nie etwas anderes in der Welt und in der ganzen Schöpfung als Gutes und Böses, gläubig und ungläubig, Finsternis und Licht, Welt und solche, die die Welt verlassen haben, Tempel Gottes und die Götzen, Christus und Belial, und keins kann mit dem andern Gemeinschaft haben. Nun ist uns auch das Gebot des Herrn offenbar, in welchem er uns befiehlt, abgesondert zu sein und abgesondert zu werden vom Bösen; dann wolle er unser Gott sein und wir würden seine Söhne und Töchter sein [2. Kor. 6, 17f.]. Weiter ermahnt er uns [Jes. 48, 20 u. a.], Babylon und das irdische Ägypten zu verlassen, damit wir nicht auch ihrer Qualen und Leiden teilhaftig werden, die der Herr über sie herbeiführen wird. Aus dem allen sollen wir lernen, dass alles, was nicht mit unserem Gott und mit Christus vereinigt ist, nichts anderes ist als die Greuel, die wir meiden und ziehen sollen. Damit sind gemeint alle päpstlichen und widerpäpstlichen Werke und Gottesdienste, Versammlungen, Kirchenbesuche, Weinhäuser, Bündnisse und Verträge des Unglaubens und anderes dergleichen mehr, was die Welt für hoch hält und was doch stracks wider den Befehl Gottes durchgeführt wird, gemäß all der Ungerechtigkeit, die in der Welt ist. Von all diesem sollen wir abgesondert werden und kein Teil mit solchen haben. Denn es sind eitel Greuel, die uns verhasst machen vor unserm Jesus Christus, welcher uns befreit hat von der Dienstbarkeit des Fleisches und uns fähig gemacht hat zum Dienst Gottes durch den Geist, welchen er uns gegeben hat. So werden dann auch zweifellos die unchristlichen, ja teuflischen Waffen der Gewalt von uns fallen, als da sind Schwert, Harnisch und dergleichen und jede Anwendung davon, sei es für Freunde oder gegen die Feinde – kraft des Wortes Christi: Ihr sollt dem Übel nicht widerstehen [Matth. 5, 39].



Titel des Schleithemer Bekenntnisses

aus: Urs B. Leu/Christian Scheidegger (Hg.):
Das Schleithemer Bekenntnis 1527.
Einleitung, Faksimile, Übersetzung und
Kommentar, Zug 2004, S. 67f.

Jürgen Moltmann

Reformation „allein aus Glauben“: Die Täufer¹

Wer waren die „Täufer“ und warum wurden sie von Katholiken und Protestanten grausam verfolgt? Luther nannte sie „Schwärmer“, Historiker sprechen vom „linken Flügel der Reformation“, ich denke, sie waren die einzige Reformationsbewegung „allein aus Glauben“. Sie nannten sich selbst „Kinder Gottes“. Dabei meine ich hier die friedlichen Täufer, nicht den Kampf um Münster von 1534.

Wie kam es zur Reformation? Nach reformatorischen Predigten und der Zustimmung des Volkes führten die Magistrate der Städte oder die Fürsten im Lande die Reformation der Kirchen und Schulen durch und beanspruchten damit die Kirchenhoheit. Diese Reformationen ereigneten sich in den Gesetzen und Traditionen des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“. Das Christentum ist die Reichsreligion, und das *Sacrum Imperium* ist das „tausendjährige Reich“ Christi. Die Reformatoren blieben in dieser Tradition des *Corpus Christianum*. Nur die Täufer lehnten die Grundlagen der christlichen Staatsreligion ab: die Kindertaufe und den Wehrdienst. Sie lehnten den Schwertdienst ab, denn „Jesus verbietet die Gewalt des Schwertes“. Sie lehnten den Eid ab, „denn Jesus verbietet den Seinen alles Schwören“. Sie lehnten für sich die Teilnahme an weltlicher Obrigkeit ab, „denn es kann einem Christen nicht ziemen, Obrigkeit zu sein“. Diese Berufungen auf Jesus und seine Bergpredigt stehen im Schleithheimer Bekenntnis von 1527, das Michael Sattler als „brüderliche Vereinigung etlicher Kinder Gottes sieben Artikel betreffend“ verfasst hatte. Damit lehnten die Täufer für sich selbst die christliche Staatsreligion und das „Heilige Reich“ ab. Sie wurden von katholischen und protestantischen Obrigkeiten gemäß Reichsrecht verfolgt und galten als Ketzer des Glaubens und Feinde des Reiches. Als Michael Sattler im Verhör in Rottenburg auch noch sagte: „Wenn der Türke kommt, soll man ihm keinen Widerstand leisten, denn es steht geschrieben: Du sollst nicht töten“, wurde die Gefahr öffentlich, die von den friedfertigen Täufern ausging, denn sie hatten großen Zulauf im Volk. Darum was Michael Sattlers Hinrichtung in Rottenburg öffentlich und besonders grausam: Sie schnitten ihm die Zunge heraus, schmiedeten ihn auf einen Wagen, rissen ihm mit glühenden Zangen Fleisch aus dem Körper und verbrannten ihn auf dem Galgenbuckel außerhalb der Stadt am 20. Mai 1527. Seine Frau Margaretha widerstand allen Rettungsversuchen und wurde wenige Tage danach im Neckar ertränkt.

Prof. em. Dr. Jürgen Moltmann
zuletzt Professor für Systematische Theologie
an der Eberhard Karls Universität Tübingen

¹ Vgl. H. Fast (Hg.): *Der linke Flügel der Reformation*, Bremen 1962.

Michael Sattler war der Prior des bekannten Klosters St. Peter im Schwarzwald gewesen. Er war ein theologisch und humanistisch hochgebildeter Mann. 1525 war er bei den aufständischen Bauern im Memmingen gewesen, dann schloss er sich in Zürich den Täufern an und missionierte in Oberschwaben. Er gewann viele Anhänger in Horb und Umgebung und taufte sie im Neckar. Seine Sendung lautete:

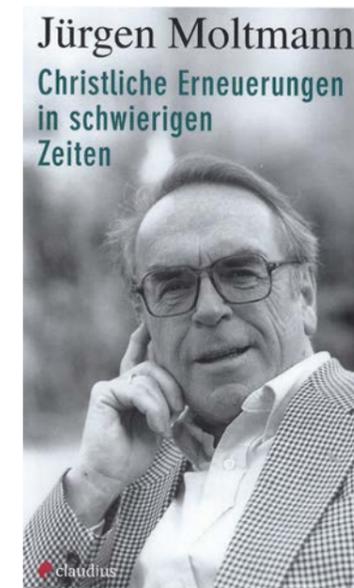
*„Die Christen sind ganz gelassen
und vertrauen auf ihren Vater im Himmel
ohn' alle äußerliche weltliche Rüstung.“*

Wie Michael Sattler waren die Täufer die Märtyrer der Reformationszeit. Eine ihrer Hymnen beginnt: „Wie lieblich ist Heiligen Tod ...“. Menno Simons und die „Mennoniten“ trugen und tragen diese Reformationsbewegung bis heute weiter.

Einige Bemerkungen dazu: Erstens, der Lutherische Weltbund hat vor einigen Jahren die Mennoniten um Vergebung für die Verdammungen und Verfolgungen der Reformationszeit gebeten. Die Geste muss Konsequenzen haben: Wir müssen die Confessio Augustana Art. 16 von 1530 revidieren oder einen Vermerk beschließen, dass wir die Verdammungen nicht mehr aufrechterhalten. Sonst kann kein lutherischer Kandidat auf das Augsburger Bekenntnis ordiniert werden. Schließlich nennen wir sie nicht mehr „Schwärmer“, sondern „historische Friedenskirchen“!

Zweitens steht in Jesaja 2, 4 außerdem geschrieben: „Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfert nicht mehr lernen, Krieg zu führen.“

Die Lutheraner machten aus den Schwertern „christliche Schwerter“, um „rechtmäßige Kriege zu führen“ (Confessio Augustana Art. 16). Die Täufer zogen sich auf die Brüderhöfe zurück und wollten nur noch mit „Pflugscharen“ zu tun haben. Und wer macht aus Schwertern Pflugscharen? Kriegsindustrie in Friedensindustrie umgestalten und aus Stahlhelmen Kochtöpfe machen, wie wir es 1945 taten. Das Reich Christi ist nicht nur ein „friedliches Reich“ (*peaceable kingdom*), sondern zuerst ein „friedenschaffendes Reich“ (*peacemaking kingdom*). Jesus preist nicht die „Friedlichen“ selig, sondern die „Friedensstifter“ (*eirenopoesis*).



aus: Jürgen Moltmann: *Die unvollendete Reformation. Ungelöste Probleme – ökumenische Antworten*, Vortrag auf der Tagung der Gesellschaft für evangelische Theologie im Augustinerkloster Erfurt, 27.02.2017, in: Jürgen Moltmann:

Christliche Erneuerungen in schwierigen Zeiten, München 2019, 20–24 (Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Claudius Verlags)

Curtis W. Freeman

Überzeugung, Gewissen und Gemeinschaft

Wenn die Nachfahren der historischen nonkonformistischen Gemeinschaften etwas dafür tun wollen, dass ihre Traditionen eine Relevanz für die Gegenwart behalten, dann kommt es darauf an, dass sie die Geschichte von Jesus und seinen Nachfolgerinnen und Nachfolgern neu zu erzählen lernen. Es geht um eine Erzählung vom Christentum auf der Grundlage der *Überzeugungen*, für die die Dissenter einstanden und die den Kern ihrer Identität ausmachten. Diese faszinierende, reiche Erzählung beginnt damit, dass wir verstehen, was es für nonkonformistische Christen bedeutete, Jesus als den Herrn zu bekennen.

Für Generationen von Täufern, Baptisten, Quäkern und anderen Dissentern hatte dieses Bekenntnis radikal politische Konsequenzen. Sie sahen sich immer wieder gezwungen, neu zu definieren, was aus dem Gehorsam gegenüber Christus folgt und wo die Grenzen des Gehorsams gegenüber der Obrigkeit liegen. Das unterschied sie von den Christen in den Staatskirchen, für die diese Unterscheidung weitaus weniger brisant war. Die Dissenter verstanden sich selbst als Fortsetzer einer Geschichte des Christentums, an deren Anfang Apostel und Märtyrer standen, deren Taufbekenntnis zu Jesus als dem Herrn (Röm 10, 9–10) auf der Überzeugung beruhte, dass Jesus und nicht Cäsar der König ist.

Weil sie die Geschichte des Christentums aus einer nonkonformistischen, widerständigen Perspektive zu erzählen gelernt hatten, besaßen Lehrer des Christentums wie Martin Luther King (1929–1968) und Clarence Jordan (1912–1969) die Entschiedenheit und Klarheit, der Übermacht des Rassismus zu widerstehen. Die nonkonformistische Erzählung von Jesus und seinen Nachfolgerinnen und Nachfolgern inspirierte auch die vielen tausend Demonstranten, viele von ihnen noch Jugendliche, die sich während der Bürgerrechtsbewegung in den USA nicht von der Polizeigewalt beugen ließen. Woher besaßen sie die Kraft, sich gewaltlos den Panzern, Hunden und Kanonen entgegenzustellen? Es war für sie geradezu natürlich. Sie orientierten sich am Vorbild Jesu, so wie sie seine Geschichte zu erzählen gelernt hatten. Sie waren verwurzelt in einer gemeinsamen *Überzeugung*.

Es geht aber nicht nur darum, nonkonformistische Grundüberzeugungen neu zu entdecken. Man muss sich auch darin einüben, seinem Gewissen zu folgen und eine prophetische Wachheit zu entwickeln. Die Frage ist berechtigt, was Christen, die zu einer nonkonformistischen Existenz bereit sind, ganz praktisch tun sollen und wie sie sich im Einzelfall verhalten sollen. Aber es gibt kein Buch mit Regeln oder eine Liste von Grundsätzen. Es gibt nur Situationen, in denen die Treue zu Jesus als dem Herrn gefordert ist. In den nonkonformistischen Traditionen wird diese Form der geistlichen Urteilsfä-

higkeit oft als Gewissen bezeichnet (Röm 12, 15).

Die Dissenter haben das Gewissen nicht als eine unfehlbare Quelle der Einsicht betrachtet, denn es kann sehr wohl irren. Aber es ist ein unverletzlicher Bereich, der keinem Zwang unterliegen darf. Das schwache Gewissen, sogar das irrende Gewissen ist unantastbar und darf weder von staatlichen noch von kirchlichen Autoritäten durch Zwang gebrochen werden. Einen Menschen zu zwingen, gegen sein Gewissen zu handeln, ist Sünde (1. Kor 8, 12; Röm 14, 23). Alle Menschen haben ein Gewissen. Das Gewissen der Christen ist durch den Glauben geformt, es ist auf Christus bezogen. Das christliche *Gewissen* bewährt sich darin, der Versuchung zu widerstehen, die Verhältnisse und Machtverhältnisse der Welt so zu akzeptieren, wie sie sind.

Die heutigen Nachfahren der nonkonformistischen Bewegungen können etwas beitragen zu einer gerechteren und besseren Gesellschaft in der Welt von heute. Dazu gehören nicht nur Klarheit der Überzeugungen und Wachheit des Gewissens, sondern auch die Pflege von widerständiger *Gemeinschaft*. Solche Gemeinschaften üben sich gemeinsam darin ein, die Verhältnisse dieser Welt im Licht der Offenbarung zu sehen. Es geht nicht darum, besserwisserische Theorien aufzustellen oder zukünftige Ereignisse vorherzusagen, sondern die Gegenwart anders wahrzunehmen.

Wenn Christen sich gemeinsam darin einüben, sich selbst und ihren gesellschaftlichen Kontext im Licht des Lebens, Sterbens und Auferstehens Jesu zu sehen, werden sie Menschen nicht nach Kategorien wie Ethnie, gesellschaftlichem Status, Geschlecht und sexueller Orientierung beurteilen. Sie werden nicht politisch sein im Sinn von rechts oder links, sondern werden durch Versöhnung und Freundschaft die Politik Jesu praktizieren. Sie werden den Frieden der irdischen Stadt suchen und die Wahrheit über die unheilvollen irdischen Verhältnisse reden. Nonkonformistische Existenz bedeutet konsequent beides, Zuwendung zur Welt und Freiheit von der Welt.



Der Beitrag beruht auf dem Schlusskapitel seines Buches: „Undomesticated Dissent: Democracy and the Public Virtue of Religious Nonconformity“, Baylor University Press, Waco, Texas 2017.

Prof. Dr. Curtis W. Freeman

*Baptistischer Theologe und Kirchenhistoriker,
Professor an der Duke Divinity School Durham,
North Carolina, USA*

Kim Tan

Leben in Gemeinschaft – eine radikale Großzügigkeit

Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem es einer nötig hatte. (Apg 2, 44–45). Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte. (Apg 4, 32.34).

Pfingsten wird als die Geburt der Kirche gefeiert, als der Heilige Geist auf die Jünger herabkam. Sie wurden sowohl von dem heftigen Wind vom Himmel geschüttelt, der das ganze Haus erfüllte, als auch von den Feuerzungen, die auf jedem von ihnen ruhten. Und dann waren sie erstaunt, als sie anfangen, in Sprachen zu sprechen, die sie nicht gelernt hatten (Apg 2, 1ff). Durch die geistliche Erfahrung des Heiligen Geistes tauchte diese kleine Gruppe desillusionierter, verwirrter und verängstigter Jünger aus ihrem Versteck auf, um kühn zu verkünden, dass Gott Jeschua von den Toten auferweckt (Apg 2, 24) und ihn zum Herrn und Messias gemacht hatte (Apg 2, 36). Mit anderen Worten: Wenn Jeschua Messias ist, muss er auch der Herr unseres Lebens sein. Wir können nicht nur Jeschua als unseren Erlöser beanspruchen und ihn nicht als Herrn unseres Lebens haben.

Diese neue Kühnheit veranlasste die Jünger in der Apostelgeschichte vier Dinge zu tun: sie predigten (Petrus und Stephanus), sie heilten (Petrus und der Lahme), sie teilten (tägliche Mahlzeiten von Haus zu Haus und ihre Gütergemeinschaft) und sie dienten (Speisung der Witwen). Das sind die Merkmale des neuen Gottesvolkes. Dies war die soziale Heiligkeit des Königreichs. Und es ist die Erfüllung der Erlassjahr-Anweisungen vom Sinai, dass, wenn die Israeliten so lebten, wie Gott es ihnen aufgetragen hatte, die Verheißung lautete: „Es würde keine Armen unter ihnen geben“ (Deut 15, 4). Es bedurfte des Kommens des Geistes, um das Volk Gottes in die Lage zu versetzen, einander solch radikale Großzügigkeit zu zeigen. Warum? Weil wir, die wir aus dem Geist geboren sind, den gleichen himmlischen Vater haben und deshalb Mitglieder der glei-

chen Familie sind. Und die Liebe zueinander drückt sich immer in Taten der Großzügigkeit aus. Das haben sie vom Herrn selbst gelernt. Die Jesus-Gemeinschaft teilte drei Jahre lang einen gemeinsamen Geldbeutel, und man würde sehen, dass „es keine Armen unter ihnen gab“.

Es war diese radikale Lebensweise in den Gemeinden der ersten drei Jahrhunderte, die zu dem explosionsartigen Wachstum der Kirche führte. Alle frühen Gemeinden hatten eine Form des Teilens und der Fürsorge für die Armen und Kranken. „Es gab keine Armen unter ihnen“ – so könnte man sagen. Später konnte man von einigen der klösterlichen Bewegungen und radikalen Gruppen wie den Waldensern und Hutterern, die irgendeine Form der Gütergemeinschaft praktizierten, auch sagen: „Es gab keine Armen unter ihnen.“

Meine persönliche Erfahrung des Gemeinschaftslebens fand während meines Studiums an der Universität Surrey im Vereinigten Königreich in den 1970er und 80er Jahren statt. Unsere Gruppe hatte keinen offiziellen Namen, wurde aber als „Denzil Road family“ bekannt. Zu ihrem Höhepunkt lebten etwa 40 von uns in zwölf Häusern, von denen die meisten in unserem Besitz waren. Im Einklang mit unserem Verständnis von Privateigentum und dem „Jubeljahr“ (Erlassjahr) halfen wir uns gegenseitig, eigene Häuser zu kaufen. Wir beschenkten uns gegenseitig mit Geldbeträgen für die Anzahlung, wobei der Restbetrag durch ein Wohnungsbaudarlehen finanziert wurde. Wir hatten keine Treuhandgesellschaft oder eine zentralisierte Holdinggesellschaft für diese Immobilien; sie befanden sich im Gegensatz zu anderen früheren Gemeinschaften alle in Privatbesitz. Das Erlassjahr basiert auf dem privaten Besitz von Land. Die Christen in der Apostelgeschichte besaßen ihre eigenen Häuser und Grundstücke. Die Großzügigkeit der Apostel war freiwillig. Ihre Gütergemeinschaft beruhte also nicht auf einem zentralisierten Trust oder einer Stiftung, sondern auf Einzelpersonen, die Eigentum und Vermögen besaßen. Das ist wichtig, denn wenn Reichtum zentralisiert wird, kann er für Missbrauch anfällig sein.

Außerdem zogen wir uns nicht in ein abgelegenes ländliches Gebiet zurück, sondern lebten unser Gemeinschaftsleben in der Stadt, so wie es die Gemeinde der Apostelgeschichte tat. Wie sie müssen wir eine Gütergemeinschaft in einer Stadt und in Privatbesitz aufbauen. Unser Gemeinschaftsleben dauerte acht Jahre. Für uns war Gemeinschaft kein Selbstzweck. Wir sahen sie als eine Umgebung, in der Jüngerschaft stattfinden konnte. Es war ein Umfeld, in dem Gott mit unserer materiellen Sucht umgehen konnte. Wir entschieden uns für einen einfacheren Lebensstil. Wir teilten unseren materiellen Reichtum (das Wenige, das wir hatten) mit unserer Großfamilie und unseren Freunden. Überschüssige finanzielle Mittel wurden freigesetzt, um anderen zu helfen. Um Tertullian zu paraphrasieren: „Wir hatten alles gemeinsam, außer unseren Frauen und unseren Büchern“ (denn Christen sind nicht sehr gut darin, geliehene Bücher zurückzugeben!), und wir konnten auch sagen: „Es gab keine Armen unter uns.“

Während unserer Zeit in der Gemeinschaft hatten wir einen umgebauten Gartenschuppen, der als Lagerhaus diente. Wir hatten ein zentralisiertes Einkaufssystem, bei dem wir in großen Mengen einkauften, um Kosten zu sparen. Abgesehen davon, dass wir es für unseren eigenen Bedarf nutzten, wurden Lebensmittel aus dem Lagerhaus auch dazu verwendet, sie mit bedürftigen Studenten zu teilen. Jede Kirche sollte über ein Lagerhaus mit Lebensmitteln, Kleidung und Haushaltswaren verfügen, in das die Armen kommen und sich nehmen können, was sie brauchen.

Das Leben in einer Gemeinschaft war sowohl lohnend als auch herausfordernd. Die Freundschaften, die wir geknüpft haben, waren tief und erfüllend und haben überdauert. Wir teilten zahllose gemeinsame Mahlzeiten und sprachen über unseren Glauben und „die Welt in Ordnung zu bringen“. Unsere Erfahrungen in der Gemeinschaft förderten unser persönliches Wachstum und prägten unsere Weltsicht. Was uns herausforderte, war das aufopferungsvolle Geben von Zeit und Geld, der



Mangel an privatem Raum, das Teilen von Zimmern mit drei, manchmal fünf anderen(!) während des Schreibens einer Doktorarbeit. Es war eine tägliche Herausforderung, die Menschenmengen zu „füttern“, zumal wir nie wussten, wie viele zusätzliche Gäste zum Abendessen eingeladen werden würden. Und weil wir der Meinung waren, dass jeder unabhängig von seinen kulinarischen Fähigkeiten in die Gastfreundschaft einbezogen werden sollte, hatten wir einige sehr „interessante“ Mahlzeiten!

Aber durch all das lernten wir einander zu lieben und die Eigenheiten des anderen zu akzeptieren, die wir alle aus unseren verschiedenen Ländern und Hintergründen mitbrachten (mein Vater nannte uns eine Mini-UNO). Die DNA der Gemeinschaft war fest in unser Leben eingewoben und hat über die Jahre Bestand gehabt, auch als wir in die Phase des Ehe- und Familienlebens eintraten. Einige von uns haben weiterhin als Großfamilien gelebt, in denen alleinstehende junge Erwachsene unser Zuhause teilten, und das Ethos eines warmen und offenen Hauses verkörpert, das unsere Gemeinschaft definierte. Unsere Gemeinschaft spiegelte nicht nur verschiedene Arten von Besitz und Großzügigkeit wider, sondern half uns auch, soziale Heiligkeit zu leben. Wir lebten die „neue Familie“ der Kirche aus und brachten Schalom zu den Menschen um uns herum.

Dr. Kim Tan

Vorsitzender von SpringHill Management und Mitbegründer des Transformational Business Networks

Andrea Lange

Männer und Frauen – gleich geschaffen, gleichberechtigt?

*„In Christus ist nicht Mann noch Frau [...] ihr seid alle eins in Christus
(Gal 3, 28).“*

Ich wünschte, ich könnte das sagen, dass die täuferischen Gemeinden sich explizit für Gleichberechtigung von Frauen und Männern eingesetzt haben. Tatsächlich war es wohl mehr oder weniger so wie in anderen Kirchen auch.

Auch in der Geschichte der täuferischen Gemeinden zeigt sich, dass es eine Wechselwirkung von Kirche und Gesellschaft gibt. Was es ausmacht, eine Frau oder ein Mann zu sein, und wie sich das Zusammenleben der Geschlechter gestaltet, ist ja neben dem biologischen Geschlecht (*sex*) auch von geprägten gesellschaftlichen Vorstellungen und Rollenbeschreibungen (*gender*) bestimmt. Deshalb haben ja auch die Emanzipation und Frauenbewegung Auswirkungen für die täuferischen Kirchen gehabt. In Frauentagungen und Seminaren führten die Impulse der Feministischen Theologie zu lebhaften Auseinandersetzungen. Anders als beim Thema Homosexualität war das Ergebnis allerdings Engagement und nicht Polarisierung.

Welche Vorstellungen und Visionen haben wir heute vom gemeinsamen Leben von Männern und Frauen? Wie möchten wir Erziehung von Kindern gestalten, so dass Mädchen und Jungen zu eigenständigen Persönlichkeiten heranwachsen? Einige Anregungen aus Geschichte und Gegenwart.

Die Gemeinschaft von Männern und Frauen profitiert davon, dass sich beide Geschlechter auch unter sich treffen. Wenn Frauen unter sich sind, reden sie anders als in gemischt-geschlechtlichen Gruppen und es kommen andere Themen zur Sprache. Das gilt auch für Männer. Eigene Räume ergänzen das Zusammensein von Frauen und Männern. Manchmal wird über unterschiedliche Interessen und Bedürfnisse hinweggegangen und Unterschiede werden nicht berücksichtigt.

Wo vom gemeinsamen Leben die Rede ist, muss auch von den Hindernissen der Gemeinschaft gesprochen werden: Macht und Machtgefälle müssen benannt werden. Das gelingt auch in täuferischen Kirchen mal mehr, mal weniger. Im Namen der Gemeinschaft kann das Miteinander von Frauen und Männern sehr unterschiedlich beschrieben werden. Strukturen von Machtmissbrauch, von Unrecht, Abhängigkeit und Unterdrückung können entweder aufgedeckt oder verfestigt werden.

In ihrem 2018 erschienenen Roman „Die Aussprache“ schildert Miriam Toews, wie sich acht Frauen einer mennonitischen Siedlung nach gehäuften Vergewaltigungen von Frauen im Schlaf beraten, wie sie reagieren sollen: Bleiben oder gehen? Kämpfen oder schweigen? Und was bedeutet die bib-

lische Lehre von Vergebung und Versöhnung in dieser Situation? Lesen und schreiben können sie nicht, also können sie auch nicht überprüfen, ob die Lehre der Ältesten mit der Bibel übereinstimmt. Zu ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit kommt also auch eine theologische und verschärft die strukturelle Ungleichheit. Wenn es um eine Gemeinschaft in Freiheit geht, hat Bildung eine Schlüsselrolle.

Zu Beginn der täuferischen Bewegung ist es auffällig, wie viele Frauen an prominenter Stelle dabei sind. Mutig und klar vertreten sie ihre Überzeugung. Es gibt eindrucksvolle Briefe aus dem Gefängnis von Täuferinnen an ihre Kinder. Nach den täuferischen Anfängen ändert sich das Bild: Jetzt dominieren Männer, die Frauen treten in den Hintergrund. Was sind die Gründe für diese Anpassung?



Warum hat es so lange gedauert, bis Frauen und Männer gleichberechtigt in der Verkündigung täuferischer Gemeinden wurden? Die erste ordinierte Pastorin in einer mennonitischen Gemeinde gab es in den Niederlanden 1911, Anfang des 20. Jahrhunderts. Im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden gibt es die Frauenordination seit 1992. In den Mennonitischen Gemeinden in Deutschland wurden Anfang der achtziger Jahre die ersten Frauen ordiniert. Bis es soweit war, musste ein langer Weg zurückgelegt werden und es brauchte viel Mut und Geduld. Ein Vorteil des Kongregationalismus in Veränderungsprozessen ist, dass einzelne Gemeinden etwas einführen können, auch wenn die Gesamtkirche noch nicht soweit ist. Heute ist es in vielen Gemeinden selbstverständlich, dass Frauen und Männer gleichberechtigt in Leitung und Verkündigung aktiv sind.

Ein bewusster Umgang mit Sprache trägt dazu bei, Frauen und ihre Lebenswirklichkeit sichtbar zu machen. Wenn z.B. nur von Brüdern gesprochen wird und damit weibliche und männliche Gemeindeglieder bezeichnet werden sollen, so entsteht doch ein anderes Bild im Kopf, wenn von Schwestern und Brüdern gesprochen wird. Es ist wichtig, Unterschiede zu benennen. Wenn es um Kinder geht, entsteht ein anderes Bild, wenn wir von Mädchen und Jungen sprechen. Ebenso wird das Gottesbild eher der Fülle des biblischen Zeugnisses gerecht, wenn männliche und weibliche Bilder für Gott gebraucht werden. Sprache kann sichtbar machen oder verdecken, sie prägt das Denken und umgekehrt.

In den Glaubensüberzeugungen der Mennonitischen Weltkonferenz (Pasadena 2006) heißt es:

„Als weltweite Gemeinschaft von Menschen, die Glauben und Leben teilen, wollen wir jegliche Trennung durch Nationalität, ethnischen Hintergrund, Klasse, Geschlecht und Sprache aufheben.“ Auf diesem Weg leben Männer und Frauen in den täuferischen Gemeinden heute miteinander.

Peter Jörgensen

Täuferische Impulse für unser politisches Gemeinwesen

Mündig zu leben ist auch heute noch gewagt! Das Themenheft 2020 hat darauf hingewiesen. Unsere Demokratie lebt von der Mündigkeit ihrer Bürger*innen. Sich eine eigene Meinung zu bilden, diese in Freiheit äußern zu dürfen und daraus politische Überzeugungen gestalten zu können, ist für unser Gemeinwesen essenziell. Im Themenheft 2021 geht es um das Wagnis des gemeinsamen Lebens. Auch hierzu finden sich wichtige politische Impulse bei den Täuferkirchen.

Die Täuferbewegung entstand aus einem starken Freiheitsbegehren. Sich als Person individuell wahrzunehmen, Autonomie, eine eigene, unverwechselbare Identität ausbilden zu dürfen, war von Beginn an ein wesentliches Motiv derer, die sich für diese Bewegung freiwillig entschieden. Unser pluralistisches Gesellschaftsmodell nimmt diesen elementaren Freiheitswillen und die Sehnsucht nach Individualität ernst. Die Idee, dass Staat und Religion voneinander zu trennen sind, hat sich politisch erst mit der Weimarer Reichsverfassung durchgesetzt. Unser modernes deutsches Religionsverfassungsrecht bildet einen idealen Rahmen, um Religionsfreiheit zu garantieren. Es ist ein Exportschlager und wird weltweit beachtet. Die individuelle Gewissens- und Glaubensfreiheit ist hierbei das Rückgrat unserer lebendigen Demokratie und Grundlage des Zusammenlebens. Die Täuferbewegung hatte diese staatstheoretischen Grundimpulse vorweggenommen, war darin ihrer Zeit weit voraus.

Von Beginn an hat die Täuferbewegung ihren Freiheitsbegriff in Beziehung gesetzt zu einer Verantwortungsübernahme, die sich als Teil eines größeren Ganzen versteht. Für das Miteinander gerade zuzustehen, sich verbindlich in eine Gemeinschaft hineinzubegeben, um in ihr verantwortlich für das Wohl aller zu sorgen, ist täuferisches Allgemeingut. Im Kleinen wird so geübt, was

im Großen, also politisch wirkungsvoll weitergegeben werden kann: die freiwillige entschiedene Verantwortungsübernahme für das Globalwohl. Freiwilligkeit ermöglicht Hingabe, aus ihr erwächst die Verpflichtung für das Soziale. Das Leben als Gemeinschaft, orientiert am Modell der christlichen Gemeinde der ersten Generation, war und ist ein Gegenmodell zu jeder Erzählung vom Recht des Stärkeren oder einer hervorgehobenen Region, Nation, Religion. Die Täuferbewegung ist sich selbst darin kritisches Gegenüber, wie ernst sie es mit ihrem Freiheitsimpuls meint und ob sie sowohl die religionsfreiheitliche als auch die soziale Frage als globales Thema realisiert. Aus einer politischen Perspektive findet sich dieser Gedanke, die Welt als Eine zu verstehen, in den 17 Zielen für nachhaltige Entwicklung der Vereinten Nationen, der Agenda 2030, wieder. Die Dinge, die wir haben, gemeinsam zu haben – welch ein politischer Impuls der urchristlichen Gemeinde!

Die Täufergemeinden und -kirchen waren und sind bis heute religiöse Minderheiten. Diese Erfahrung und Selbstwahrnehmung ermöglichen einen hoch zu schätzenden politischen Aspekt: den Schutz und die Wertschätzung von Minderheiten. Das macht sie zu wichtigen Bündnispartner*innen im Engagement für die Rechte dieser Gruppen. Weil sie es aus eigenem Erleben kennen, können sie sich für die bessere Beachtung und Wertschätzung anderer Menschen mit ähnlichen Erfahrungen einsetzen. Da, wo das Modell einer offenen Gesellschaft in Frage gestellt wird, sind sie wichtige Anwälte des Gedankens von der Freiheit und Gleichheit jedes Individuums. Ihre historische, aber auch ihre gegenwärtige Befindlichkeit helfen dem Gemeinwesen, seine Herausforderungen in den Blick zu nehmen und seine Qualität, gerade als Schutzraum von Minderheiten, als Zielperspektive nicht aus dem Blick zu verlieren.

Peter Jörgensen

Pastor der EFG Berlin-Wedding und Berater „Religion und Außenpolitik“ im Auswärtigen Amt

Ein letztes, überhaupt nicht triviales, sondern immens gewichtiges politisches Moment, das von der Täuferbewegung her zu erschließen ist: der Gleichheitsgrundsatz. Eine Gemeinschaft von Gleichen zu sein. Das wendet sich nicht nur gegen kirchliche Hierarchie und den zu oft erlebten Missbrauch von Macht. Es etabliert und festigt auch jenen demokratischen Grundsatz, der auf Zeit verliehene Macht der Gemeinschaft ein- und unterordnet. Wer in diesem Rahmen üben kann, wie es ist, seinen Begabungen entsprechend für das Wohl der Gemeinschaft mitzuwirken, hat es leicht, dieses auf die Mitwirkung am Gemeinwohl einer Stadt, eines Landkreises, eines Landes oder darüber hinaus zu übertragen. Es sind insofern kleine Trainingszentren, die Gemeinden der Täufertradition, in denen eingeübt wird, mit Macht verantwortungsvoll, gewaltfrei und auf Zeit umzugehen. In einer Zeit, in der nach wie vor Autokraten nach Macht gieren, ihren Eigeninteressen folgen und unter Missachtung der Regeln der internationalen Gemeinschaft das Recht der Stärkeren durchsetzen wollen, wird hier die Stärke des Rechts und das gewaltfreie Streben nach Gerechtigkeit eingeübt. Macht verpflichtet, so wie auch der Besitz an Gütern, sie für das Wohl der Gemeinschaft einzusetzen. Im Kleinen üben zu können, was für das globale Ganze notwendig ist, macht fit für die Demokratie und lohnt sich bei den Täufergemeinden zu lernen.

TÄUFERISCHE TEXTE ZUM THEMA „GEMEINSCHAFT“

Christliche Gemeinschaft der Güter wie Christus sie gelehrt

Auszug aus der „Beschreibung der Gemein“ (Hutterer, ca. 1590er Jahre)

„Man hielt christliche Gemeinschaft der Güter, wie Christus gelehrt, gehalten mit seinen Jüngern und die erst apostolisch Kirch auch getan hat; der andern dorft sich keiner herzu tun. Die vorhin arm oder reich gewesen, hätten jetzt einen Säckel, ein Haus und einen Tisch mit einander, doch Gesund wie Gesunde, Kranke wie Kranke, Kinder wie Kinder. [...]

Die Alle, wo sie hin und wieder waren, arbeiteten zu gemeinem und gleichen Nutz, Not, Hilf und Handreichung, wo eins des andern bedorft. Das war nicht anderst als ein vollkommener Leib, der alle wirkliche, lebendige Glieder hat und braucht einander zu Dienst.

Wie ein künstlich Werk einer Uhr, da je ein Rad und ein Stuck das ander treibt, furdert, forthilft und gehn macht zu dem, darob sie dasteht; ja wie ein Versammlung des nutzlichen Tierleins der Bienen in ihrem gemeinen Korb, die zusammen arbeiten, ein Teil Wachs, ein Teil Hönig, ein Teil Wasser zutragen und herbringen, andere sonst arbeiten, bis sie ihr köstlichs Werk des süßen Hönigs ausrichten, nicht allein so viel sie bedörfen zu ihrer Nahrung, Aufenthalt und Notdurft, sonder auch, daß sie mitzuteilen haben den Menschen und Leuten zu ihrem Nutz und Gebrauch. Also war es auch da.“

aus: Rudolf Wolkan (Hg.): Das große Geschichtsbuch der Hutterischen Brüder, Macleod, Alb. 1923, S. 332, 334 f.

Bernd Wittchow

gewagt! gemeinsam leben – in der Eichendorfer Mühle

*Wir müssen wie die Kinder reden, wenn wir überleben wollen. Die Blau-
äugigen waren es seit je, die neue Wege fanden, nicht die Verblendeten.*

Wolf Biermann

Christsein unter den Gegebenheiten des DDR-Sozialismus. Seinen Glauben bekennen und leben – auch in einem atheistischen Umfeld, dazu waren wir durch das Evangelium aufgefordert und dazu fühlten wir uns auch berufen. Nur gut, dass wir so verschieden sind – das sind grandiose Voraussetzungen für ein gemeinsam gestaltetes Leben! Da kann es nichts geben, was nicht zu bewältigen wäre. Die Summe der Potenziale, Fähigkeiten und Begabungen sollte die Summe der Defizite auf- und sogar überwiegen. In der Gemeinschaft wird Leben gelingen, das legen sowohl theoretische Überlegungen wie auch Abwägungen zur Umsetzung für ein gemeinsames Leben nahe.

Als wir 1982 als Gemeinschaft auf Zeit, eine Jugendgruppe einer kleinen Baptistengemeinde, in unseren Überlegungen auf das gemeinschaftliche Leben gelenkt wurden, spielten solche theoretischen Gesichtspunkte gar keine Rolle. Vielmehr waren die bis dahin gemachten geistlichen Erfahrungen als junge Christen in unserem Land für den Einzelnen maßgebend. Es war eine gewisse Ahnung und Sehnsucht nach einem Mehr. Mehr an Gottesnähe. Mehr an Tiefe im Glauben. Mehr an direkter Umsetzung des erlebten Anspruchs des Evangeliums. Mehr Konkretion der christlichen Überzeugungen im Alltäglichen. Wir wollten für unsere Gruppe herausfinden, ob wir tatsächlich darin übereinstimmten, einen Schritt im Glauben zu wagen und das, was wir an Sicherheiten hatten, hinter uns zu lassen. Das war die erste Hürde. Die Gruppe der Willigen schmolz in dem Prozess der Meinungsbildung dahin. Es wurde immer deutlicher, dass es sich hier um einen Entschluss mit großer Tragweite handelte. Wir haben uns in den Diskussionen nicht geschont, ein gutes Übungsfeld für praktizierte Vergebung.

Schlussendlich waren es zwei Junggesellen (heute: „Singles“) und zwei Ehepaare mit drei Kindern, die sich für diesen gemeinsamen Weg entschieden haben. Immer waren wir uns darüber einig, dass der Einzug in ein gemeinsames Haus auch von dem Willen mitgetragen wird, keine Gemeinschaft zum Selbstzweck zu sein. Wir hatten die Perspektivhoffnung auf eine Gemeinschaft, die ein Ort des Aufatmens und des inneren und äußeren Aufbaus wird. So wie wir die stärkende und heilende Kraft Gottes erfahren hatten, wünschten wir uns diese Erfahrung für andere Menschen, frei nach dem Jesuswort: „Kommt alle zu mir, die ihr geplagt und mit Lasten beschwert seid! Bei mir erholt ihr euch.“ (Mt 11, 28 NeÜ). Wer immer eine Zeit zum Aufatmen nötig hätte, sollte sie bei uns finden. Das war Zukunftsmusik, doch

Bernd Wittchow

*Pastor im BEFG und Mitbegründer des Vereins
„Eichendorfer Mühle Brandenburg e.V.“*



dieser Gedanke spornte uns an, ein Haus zu finden, das diesen Ansprüchen genügen könnte. Platz für vier Familien, deren Entfaltung nach innen und außen und darüber hinaus noch Raum zur Beherbergung von Ruhe- und Hilfesuchenden. Wie gut, dass man am Anfang eines Weges nicht genau wissen kann, wie lang und beschwerlich er werden wird. In unserem Fall sollten zehn Jahre vergehen, bis die ursprüngliche Vorstellung unseres Konzeptes konkrete Formen angenommen hatte.

Die Stationen der Planung und Realisierung: Etwa ein Jahr (1982/83) haben wir in Gesprächen und Gebeten theoretische Erwägungen vorgenommen. Diese mündeten in praktische Schritte zur Findung eines geeigneten Objektes. Wir haben einen Kreis mit Radius von 15 km um unsere Zentralstadt Müncheberg gezogen. Dort sind zwei Brüder jede bewohnte und unbewohnte Ansiedlung angefahren, um sie auf ihre grundsätzliche Eignung in Augenschein zu nehmen. Es waren schließlich zwei Objekte, die sich als geeignet zeigten. Eines davon lag so weit abseits mitten im Wald, dass es für mich nicht in Frage kam. Wir entschieden uns für das andere der insgesamt rund zehn grundsätzlich denkbaren Objekte. Die Enttäuschung war groß, als im Verlauf der eigentumsrechtlichen Umsetzung ein dicker Strich von den DDR-Behörden gezogen wurde. Damit war unsere Berufung zum gemeinsamen Leben zerstört!? Nein, die in uns gewachsene Überzeugung zur Umsetzung unse-

res Lebenskonzeptes war so stark geworden, dass wir nicht von dem Weg abzubringen waren. Selbst Unverständnis und Widerstände in den Reihen der Mitglieder unserer Freikirche hörten wir und bezogen sie in unseren Prüfungsprozess mit ein. Sie bestärkten uns in unserem Entschluss für das gemeinsame Vorhaben.

Wir wählten nun die nach menschlichem Kalkül nicht wählbare Eichendorfer Mühle mitten im Wald, 3,3 km abseits jeder anderen Ansiedlung. Auch wenn wir dort keine Wasserversorgung, keine Abwasserentsorgung und auch keinen elektrischen Strom vorfanden, gingen wir das gemeinsame Leben dort an. Dann folgte eine Zeit des intensiven Bauens am neuen Domizil (1983/84). Unser Einzug in das Haus war am 29. Juni 1984. Ohne Strom, Wasser und Abwasserentsorgung. Heute haben wir wie alle anderen „normalen“ Haushalte Strom (Wasserturbine u./o. Photovoltaik), fließendes Wasser aus einem Hausbrunnen, Abwasserentsorgung über eine Schilfkläranlage.

Inzwischen haben wir einen Verein gegründet, 26 Menschen mit Lebensproblemen finden in einer Therapieeinrichtung für Abhängigkeitskranke Platz für einen Aufenthalt auf Zeit. So hat Gott der Herr unseren zarten und teilweise echt harten Anfang im Auf- und Ab der Tage zu seinem Ziel geführt.

Mehr Informationen sowie unser Flyer:

► <http://www.eichendorfer-muehle.de>

Astrid von Schlachta im Gespräch mit Dankwart Horsch

Von der Nachfolge im Leben

Niemand vermag Christum zu erkennen, es sei denn, er folge ihm mit dem Leben, und niemand vermag ihm nachzufolgen, es sei denn, dass er ihn zuvor erkennt. Hans Denck

AvS: Der oben zitierte Satz von Hans Denck, einem Täufer aus dem 16. Jahrhundert, übermittelt ganz wesentliche Elemente des christlichen Glaubens. Er ist für Dich zum Leitspruch geworden. Es geht um Nachfolge, also praktisches Leben aus dem Glauben heraus, und um die Erkenntnis Christi, die eine spirituelle Erfahrung ist. Wie stehen für Dich Glauben und Leben zueinander?

DH: Beides lässt sich nicht trennen. Glauben und Leben gehören unbedingt und untrennbar zusammen, bedingen einander, wie ja auch Hans Dencks Worte deutlich machen. Die Erkenntnis kommt aus der Praxis, doch die Praxis braucht die Unterfütterung durch die Theorie oder Theologie. Ein echtes Glaubensleben heißt etwas zu kapiern, nicht zu kopieren. Gerade wir Täufer sind stolz darauf, die Mündigkeit des Einzelnen hochzuhalten. So sollte jeder Mensch für sich selbst erkennen, wann er Glaubensschritte zu setzen hat, und jeder Mensch muss seine Glaubenserfahrung machen. Nichtsdestotrotz haben wir ja gerade als Täufer eine Reihe von Vorbildern, von denen wir uns intellektuell herausfordern lassen sollen. An ihnen können wir erkennen, wie Menschen ihren Glauben gelebt haben oder leben. Man sollte sich einlassen auf diese Zeugnisse des Glaubens.

Unseren Glauben praktisch zu leben bedeutet auch, dass Lehrmeinungen, Tradition und Kirchenghörigkeit zweitrangig werden. Da geht der Blick nicht hin auf richtig vollzogene Riten, richtige Glaubensinhalte, Theologien und Strategien. Was Gott von uns fordert, ist das Tun seines Willens, womit wir dafür sorgen, dass die Welt ein bisschen mehr so wird, wie Gott sie sich vorgestellt hat.

AvS: Eine praktische Auswirkung des Glaubens war für Dich stets die Gerechtigkeit in einem umfassenden Sinne. Was verstehst Du unter „Gerechtigkeit“?

DH: Gerechtigkeit in dem Sinne, wie sie in unserer Gesellschaft oft verstanden wird, hat etwas mit Vergelten, Ausgleichen und das geltende Recht durchsetzen zu tun. Diese Gerechtigkeit ist leistungs- und herrschaftsorientiert. Doch Gerechtigkeit ist auch eine Gesinnungssache, eine Angelegenheit des Herzens. Und deshalb ist Gerechtigkeit, wie Jesus sie versteht, anders. Sie ist verbunden mit Vergebung, mit dem Aufrichten und dem Zurechtbringen dessen, was kaputt ist oder schiefgelaufen ist. Diese Gerechtigkeit

orientiert sich am Schwachen und an dem, was dem Frieden dient.

Wo immer wir Einfluss nehmen, soll unser Handeln ein Beitrag zu mehr Gerechtigkeit im Dienste des Friedens sein. Ob das in der Welt ist, in unserer Gesellschaft, in der Gemeinde, in der Familie oder in meinen persönlichen Beziehungen. Gerade wir Mennoniten sollten gelernt haben, dass beispielsweise in Konfliktsituationen das Gespräch helfen kann, so manche Spannung zu lösen – indem man „darüber“ redet.

Unser Ziel soll es sein, Frieden in seiner umfassenden Bedeutung zu schaffen, im Sinne des alle Lebensbereiche betreffenden „Schalom“. Dieser ist mehr als Pazifismus, der oft nur politisch gemeint ist. „Schalom“ betrifft unser ganzes Leben, und da haben wir uns manchmal sehr an die eigene Nase zu fassen. Denn da gilt es, unsere Beziehungen zu überprüfen, ob wir diese auf der Grundlage von Gewaltfreiheit, Gerechtigkeit und Fairness gestalten. „Schalom“ bedeutet aber auch Versöhnungsarbeit, das heißt Schuld auf sich zu nehmen und Schuld anzuerkennen. Zudem, wie Dorothee Sölle dies gesagt hat, die Bedrohung anzunehmen, die ich im Fremden wahrnehme. Dass ich mich mit dem Fremden beschäftige, meine Unkenntnis überwinde und dadurch auch meine Angst. „Schalom“ ist mit viel Arbeit verbunden.

AvS: Du hast diese Ideen in viele Projekte eingebracht. Du hast Dich immer in der Entwicklungszusammenarbeit und im Kampf gegen Ausbeutung und Unfreiheit engagiert. Welche Voraussetzungen hältst Du für notwendig, um die Welt gerechter zu gestalten?

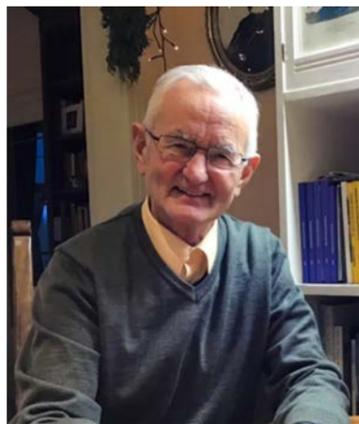
DH: Es ist sehr leicht daher gesagt, dass wir uns unserer Verantwortung vor Gott und den Menschen bewusst sein müssen. Doch erst, wenn wir uns Gedanken über die praktische Umsetzung machen, fängt die Arbeit an. Zum Guten gehört für mich, wenn ich mir heute die Welt und die Gesellschaft in unseren reichen Ländern anschau, ein Konzept von „genug“. Es muss nicht im-

mer darum gehen, mehr Geld zu verdienen, mehr Besitz anzuhäufen, sondern wir sollten lernen, mit einem Betrag zufrieden zu sein, von dem man leben kann. Diese Selbstzufriedenheit, was die finanziellen Mittel angeht, könnte nicht nur manche Ungleichheit ausgleichen, sondern würde uns auch ein wenig Ruhe und Zeit zum Durchschnaufen verschaffen.

Die Idee, dass es ein Innehalten gibt und ein Zurückgeben von dem, was man erworben hat, kommt für mich im Erlassjahr (Jubeljahr) zum Ausdruck, das im Alten Testament, im 3. Buch Mose, eingeführt wird. Es gibt im Alten Testament einige Geschichten, die zeigen, dass Ausbeutung und Verarmung ein „Greuel vor Gott“ sind.

AvS: Aber können wir das Alte Testament so wörtlich nehmen, dass wir dort Anregungen für unser heutiges Wirtschafts- und Gesellschaftssystem finden?

DH: Für uns heute, in unserer globalisierten Welt, die anonym und undurchsichtig erscheint, mag es nicht vorstellbar sein, dass uns das Alte Testament Richtlinien geben kann, doch wenn wir uns genauer anschauen, was Gott geplant hatte, dann erkennen wir Wege, die auch wir einschlagen können. Wir können die Situation von damals nicht eins zu eins übertragen, doch wir können uns an den Prinzipien orientieren. Wir erleben heute, dass ganze Völker in eine Zinsknechtschaft geraten. Ein Schuldenerlass oder eine Zinsfreistellung können einen Neuanfang bilden. Eine Bodenreform gehört heute ebenfalls zu jenen Mitteln, die wir zur Lösung sozialer Probleme ins Auge fassen – alles Elemente, die bereits in der Ordnung zum Jubeljahr zu finden sind. Die Intention Gottes war ganz klar: Erholung und sorgfältiger Umgang mit den Ressourcen (Brache), Entlassung aus der Knechtschaft (Sklavenbefreiung), Anmestie (Schuldenerlass) und Wiederherstellung und Korrektur (Rückgabe). Es geht um den Frieden in der Gesellschaft, um dessen Aufrechterhaltung beziehungsweise Arbeit für den „Schalom“.



Dankwart Horsch
Mitbegründer der Horsch Maschinen GmbH
langjähriger Vorsitzender der
Mennonitengemeinde Regensburg

Bernhard Thiessen

„gewagt! gemeinsam leben“ – auch in Corona-Zeiten

Die Corona-Pandemie brachte 2020 viele Ängste sowie Frust und Unmut in die Gesellschaft hinein. Was bedeutet dies für das Zusammenleben? Ängste müssen ernst genommen werden. Doch was ist eigentlich Angst? Angst gehört zum menschlichen Warnsystem: Achtung, Vorsicht, nicht weitermachen wie bisher! Ängste sind sozusagen die Schilder, die auf einer Autobahn vor einer Baustelle warnen und bedeuten: „Nimm die Geschwindigkeit runter und fahre vorsichtig!“

Im Wesentlichen haben wir es, wie die Juristin und Schriftstellerin Juli Zeh in einem Essay in „Die Zeit“ schreibt, zurzeit mit drei Ängsten zu tun: Zum einen ist es die Angst vor Ansteckung und damit vor Krankheit und Tod, zum zweiten ist es die Angst vor wirtschaftlichem Ruin, damit verbunden auch die Verschuldung der nächsten und übernächsten Generation. Und zum dritten ist es die Angst vor dem Verlust demokratischer Rechte und parlamentarischer Kontrolle. Keine der Ängste ist besser, größer oder berechtigter als die andere. Jedoch, Angst ist noch keine Lösung! Für mich gehören Ängste ins Gebet, ins gemeinsame seelsorgerliche Gespräch oder in eine konstituierende Auftaktveranstaltung zu aktuellen Problemen. Für das Handeln, das dann folgen muss, gilt: „Gott hat uns nicht den Geist der Angst gegeben, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit“ (2. Tim 1, 7).

Mit dieser Ausrichtung – Kraft, Liebe und Besonnenheit – können wir an unsere heutigen Herausforderungen gehen. Wir benötigen große Wachsamkeit für die Folgen der Pandemie-Maßnahmen und eine besondere Solidarität untereinander. Lockdown und daraus folgende Isolation treffen die Menschen sehr unterschiedlich: Ein gesundes Rentnerhepaar in einem Einfamilienhaus mit großem Garten, bei dem die monatlichen Einkünfte regelmäßig kommen, erfährt die Isolation völlig anders als eine Familie, die in einer 2 1/2-Zimmer-Mietwohnung im Homeoffice lebt. Hier ist Solidarität angesagt! Finanzieller Ausgleich durch die Bundesregierung ist das eine, jedoch gesellschaftlicher Zusammenhalt ist das andere. So könnten gut versorgte Rentner*innen und Pensionäre in Corona-Patenschaft mit einer Familie oder einer freischaffenden Künstlerin gehen, um finanzielle und soziale Folgen der Isolierungsmaßnahmen abzufedern, sozusagen „Quarantäne als Solidargemeinschaft“. Relationale Autonomie ist angesagt, also selbstverantwortlich UND in Beziehung leben, sowohl in der Gesellschaft, im Stadtteil oder Dorf, in der Glaubensgemeinschaft und zwischen den Generationen.



Bernhard Thiessen
ehem. Pastor der
Mennonitengemeinde Hamburg

Gerade Mennoniten, Baptisten und andere kleinere Kirchen und Gemeinden, die ihre Glaubensgeschwister kennen, können hilfreich und wachsam sein, aufeinander achten und sich gegenseitig stützen. Auch sollten sie Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie kritisch-solidarisch diskutieren. Es kann nicht sein, so wie ich es erlebt habe, dass eine 92-jährige Frau im Krankenhaus stirbt, ohne dass es jemand merkt, weil das Personal überlastet ist und Angehörige nicht zugelassen werden. Hier könnten z.B. „Quarantäne-Gemeinschaften“ gebildet werden: In Achtung der Hygieneregeln begeben sich Angehörige oder Ehrenamtliche in freiwillige Quarantäne, damit sie Menschen in Krankheit und gegebenenfalls bis zum Tod begleiten können. Mittlerweile haben wir gelernt, dass die grundgesetzlich zugesicherte Unverletzlichkeit der Wohnung und Unversehrtheit der Person nicht durch Zwangsisolation und „Nichtnachholbarkeit der Abschiednahme“ missachtet werden dürfen.

Und in den Gemeinden? Manche Gemeindeaktivitäten, die besondere Kommunikation brauchen – auch sie leiden momentan. Etwa Gesprächsgruppen, wie wir sie in unserer Gemeinde in Berlin beim Café Abraham/Ibrahim haben. Hier trafen sich bis vor den Pandemie-Maßnahmen regelmäßig Christ*innen und Muslime/Muslima zum Gespräch. Dieses Gespräch und damit auch die gegenseitige Unterstützung ruht zurzeit. Genauso die regelmäßigen Besuche von mennonitischen und evangelischen Ehrenamtlichen in einer Flüchtlingsunterkunft in unserem Stadtteil: Hier werden geflüchtete Menschen und die Hauptamtlichen momentan völlig alleine gelassen. Solche Begegnungen, die aufgrund der Sprachschwierigkeiten oft nonverbal sind, kann man nicht eben mal online machen. Hier gilt es, Alternativen zu entwickeln und sobald wie möglich wieder den Kontakt zwischen den verschiedenen Gruppen in der Gemeinde und in der Gesellschaft aufzunehmen. Sonst gehen kleine, gewachsene „Pflänzchen der Begegnung“ ein und am Ende haben wir dadurch, dass wir uns nie

kennengelernt haben, große gesellschaftliche Probleme. Denn alles, was nicht kognitiv, sondern eher sinnlich zu erfassen ist, bleibt bei Kontaktbeschränkungen zu großen Teilen auf der Strecke.

Zurzeit wird viel mit Wissenschaft argumentiert. Ja, sie ist wichtig und gut. Wir Menschen sollen unser Hirn anstrengen, um gute medizinische und praktische Lösungen in diesem irdischen Leben für alle Menschen zu finden, wobei wir Macht, Geld, Eigeninteressen und Einflussnahme nicht unterschätzen dürfen. Menschheitsgeschichtlich waren wohl der Tod und das bewusste Wahrnehmen des Todes eine wichtige Triebfeder für Religion und Kultur. Ich möchte mit Hannah Arendt auch das existentielle Erlebnis der Geburt hinzufügen. Die Geburt in diese Welt hinein ist für mich ein Akt der Liebe Gottes. Von Gott sind wir ausgegangen. Im Tod werden wir in die Geborgenheit Gottes zurückfinden. Dazwischen werden wir langsam erwachsene, verantwortliche Kinder Gottes und damit Geschwister all der anderen gottebenedictlichen Geschöpfe in dieser Welt. Zu glauben, dass die Pandemie uns in Todesängste versetzen und die Erfindung eines Impfstoffes uns mit quasi messianischer Hoffnung wieder Leben schenken kann, ist für mich der falsche Blickwinkel.

Was bleibt? Bei allem verständlichen Ringen um körperliche Gesundheit und persönliches Glück sind für mich „erfülltes Leben“, „Mündigwerden in verantwortlicher Gemeinschaft“, ja, und „vertrauensvolle Geborgenheit in der Liebe Gottes verbunden mit der ganzen Schöpfung“ die übergeordneten Haltungen in einem Christenleben – mit und ohne Corona.

„Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ (Matth 16, 26)

Marianus Bieber

Die Bedeutung von Gemeinschaft im Mönchtum

Das Themenfeld „Gemeinschaft – Beziehung – Kommunikation“ besetzt für moderne Ohren zentrale Sinnpotenziale. Für das Mönchtum entsteht dabei eine Spannungslage, da der Mönch zunächst von seiner Wortbedeutung her der ist, der eben alleine (*mono* > *monachos*) lebt. Allerdings hat es sehr früh schon im Wüstenmönchtum den Zusammenschluss zum gemeinsamen Leben gegeben. Der hl. Benedikt hat dies im Abendland aufgegriffen und mit seiner Regel (RB) die bestimmende Wegweisung bis heute gegeben. Benedikt schreibt seine Regel so für Zönobiten, worin das griech. Wort *koinonia* (lat. *communio*) aufleuchtet. Das zentrale biblische Vorbild ist für Benedikt hierbei die Urgemeinde in der Apostelgeschichte¹, an deren „Kommunismus“ er sich orientiert.

Gleichzeitig aber bleibt er – und das macht seine Regel bis heute lebbar – sehr realistisch und nüchtern und rechnet mit Fehlverhalten und Schwächen. Es geht im Kloster Benedikts doch weniger darum, hier auf Erden eine ideale Gemeinschaft von Christen abzubilden als vielmehr einen Ort mit entsprechenden Rahmenbedingungen zu schaffen, die dem Einzelnen den Weg der Gottsuche ermöglichen. Die Gemeinschaft soll helfen auf dem Weg der Askese, für die der Einzelne oft zu schwach erscheint (vgl. RB 1).

Benedikt spricht auch meist nicht von der – immer eine Vorstellung der Idealität suggerierenden – *communio*², sondern lieber von der *congregatio*. Dieser Begriff denkt zunächst sehr nüchtern von Gemeinschaft als einer Art „Zusammenscharung“ (lat. *congregare*: zu einer Herde vereinigen). Gerade in solch einer „menschlich-allzumenschlichen“ Versammlung zeigt sich der Wachstums- und Reifungsprozess des einzelnen Mönchs im Ertragenlernen und in zunehmender Sympathie (*caritas*) derer, die einem nicht so liegen. Man wächst nur an dem, was einen herausfordert (vgl. Mt 5, 46). Dies ist sicherlich ein wesentlicher Gesichtspunkt der klösterlichen Gemeinschaften geblieben, die gerade heute so unterschiedliche Menschen zusammenführen, die sich (im Gegensatz zu privaten Zirkeln) nicht nach Sympathie ausgesucht haben und doch sehr eng zusammenleben (im Unterschied zu Arbeitskollektiven).

Dr. Marianus Bieber OSB

Abt der Benediktinerabtei Niederaltaich

Webseite:

► www.abtei-niederaltaich.de

¹ Vor allem in der Frage des Besitzes zitiert Benedikt in seiner Regel Apg 4, 32–35: „Alles sei allen gemeinsam!“ (RB 33, 6) und: „Jedem wurde zugeteilt, was er nötig hatte!“ (RB 34, 1).

² Neben der schon erwähnten Stelle in Bezug auf den Eigenbesitz (RB 33) vor allem im negativen Kontext, wenn es um den Entzug der Gemeinschaft geht, also der *ex-communicatio* als Strafmaßnahme (RB 23–30; RB 44).

³ Dies wird vor allem im Kapitel über die „Aufnahme von Gästen“ verhandelt (RB 53).



Abtei Niederaltaich

Dabei geht es in der benediktinischen Spiritualität immer um das gute Maß. Nach innen muss die richtige Mitte von Nähe und Distanz gefunden werden. Man bleibt Mönch als „Alleinlebender“ und gleichzeitig Mitbruder in der Gemeinschaft. Dies wird durch den monastischen Rahmen des Tagesrhythmus geregelt: So wechseln Zeiten, in denen man alleine auf der Zelle in der Stille und Meditation ist, mit solchen, die man mit den Mitbrüdern in den entsprechenden Gemeinschaftsräumen der „Klausur“ verbringt (Mahl- und Chorzeiten, Rekreationen).

Auch in Bezug auf das Außen ist das gute Maß von Inklusivität und Exklusivität zu finden, die Öffnung für andere, externe Menschen und die „Klausur“, der Schutzraum der Stille im Rückzug von der „Welt“, weil nur dort das kontemplative Leben und die Gottsuche möglich sind.³

TÄUFERISCHE TEXTE ZUM THEMA „GEMEINSCHAFT“

Wahre Gelassenheit und Gemeinschaft

Auszug aus den „Fünf Artikeln“ der Hutterer (1570er Jahre)

„Von der wahren Gelassenheit und christlichen Gemeinschaft der Güter“

Exod. 16. Da Gott, der Herr, die Kinder Israel aus Egypten geführt hat, und kommen waren in die Wüste Sin, da gab er ihnen das Brot vom Himmel, das Man, das sammelten sie, einer viel, der ander wenig, und da mans mit dem Gomur ausmaß, ward dem, der viel hätt, nicht übrig, und dem, der wenig hätt, nicht Mangel. Welcher aber etwas behielt bis Morgens,

dem wuchsen die Würmer darinnen und ward stinkend.

Also da Gott jetzund die christlich Kirch aus dem jetzigen Egypten ausgeführt hat, sollen sie in der Wüsten dieser Welt auch also sein, daß der Reich nicht mehr denn der Arm, und der Arm nicht mehr denn der Reich haben soll, sonder in gemeinen und gleichen Nutzen darlegen, das hat es uns gefiguriert. Wie denn der Apostel Paulus solches selbst dahin auslegt.“

aus: Rudolf Wolkan (Hg.): Das große Geschichtsbuch der Hutterischen Brüder, Macleod, Alb. 1923, S. 219

Jesse Hofer

Ermahnung schenken und annehmen – gemeinsam leben als Hutterer

Ist nun bei euch Ermahnung in Christus, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit, so macht meine Freude dadurch vollkommen, dass ihr eines Sinnes seid, gleiche Liebe habt, einmütig und einträchtig seid. Tut nichts aus Eigennutz oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einer den andern höher als sich selbst, und ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem andern dient.
(Philipper 2, 1–3)

Eine der Fragen, die den hutterischen Missionaren des 16. Jahrhunderts bei Verhören häufig gestellt wurde, lautete, warum sie der Überzeugung wären, Christen müssten in abgesonderten Gemeinschaften in Mähren leben. Warum sollten „christliche Pflänzchen“ nicht einfach dort blühen, wo sie gepflanzt wurden? Und warum hörten die Hutterer nicht auf, Menschen aus ihren Heimatgebieten abzuführen? Claus Felbinger und Hans Schmidt antworteten auf diese Vorwürfe folgendermaßen: Um Christ zu sein und den herausfordernden Lehren Jesu folgen zu können, bräuchten sie die tägliche Unterstützung, Ermutigung und Ermahnung einer eng verbundenen Glaubensgemeinschaft. Sie hatten erkannt, dass das Zusammenleben in einer Glaubensgemeinschaft zwar ein gewagtes Unterfangen war, aber geistlich isoliert zu bleiben töricht sei.

Eines der Gelübde, das Hutterer bei der Taufe ablegen, beinhaltet die Verpflichtung, brüderlichen Rat zu geben und zu empfangen sowie die Brüder und Schwestern im Glauben zu unterstützen, zu ermahnen und zu ermutigen. Hutterer zu sein bedeutet, in die eigene Taufverpflichtung hineinzuwachsen, Zurechtweisung und Disziplinierung zu akzeptieren und sie anderen – wohlüberlegt und wohlwollend – zukommen zu lassen.

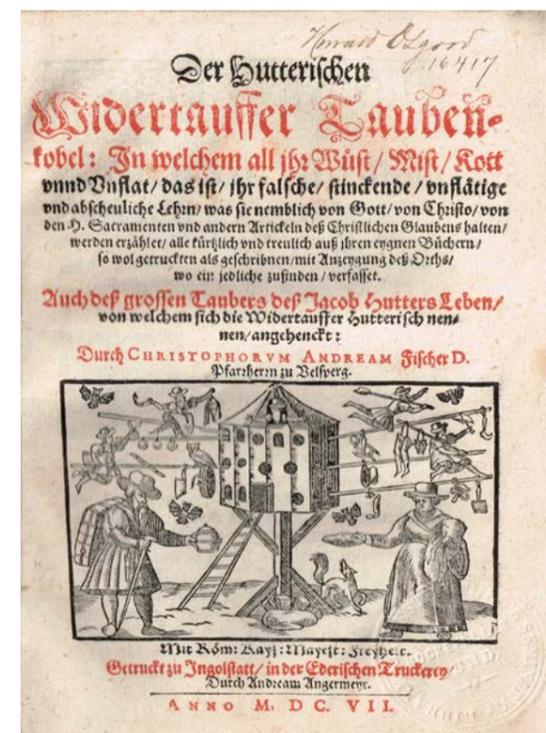
Auf eine Art und Weise Rat zu geben und zu empfangen, die Menschen wirklich ermutigt und tröstet und die Gemeinschaft aufbaut, ist eine der größten Herausforderungen des täglichen Lebens als Hutterer. Die Notwendigkeit und Gelegenheit dazu gibt es häufig, denn der Nachbar wird auf Schritt und Tritt angetroffen. Man kennt zufällig auch die Gewohnheiten und das Temperament der Anderen recht gut. Häufig besteht der Druck, sofort zu reagieren, wenn jemand einen Fehler gemacht hat. Aber die gegenseitige Korrektur kann leicht zu einer weiteren Regel werden, an die man sich halten muss, und wenn sie auf eine automatische und gesetzliche Art und Weise durchgeführt wird, kann sie schädlich und verletzend sein.

Jesse Hofer

Lehrer in der Silverwinds Hutterite Colony,
Kanada

Im Folgenden möchte ich einige Herausforderungen aufzeigen, die Hutterern heute im Wege stehen, wenn es um die Erteilung und das Annehmen von Ratschlägen im Geiste der Demut und des Mitgefühls geht:

- ▶ Unsere Motivation ist wichtig. Machen wir uns bewusst, dass unser gemeinsames Leben im Evangelium der Gnade verwurzelt ist, das durch die Person Jesu Christi angeboten wird. Sind wir somit frei genug und befreit, unseren Rat in einem Geist der Verletzbarkeit und des gegenseitigen Vertrauens zu geben und zu empfangen und nicht in einem Geist der Angst, Härte und Feindseligkeit?
- ▶ Das beste Lernen und Lehren findet in einem Kontext einer guten/gesunden Beziehung statt. Nehmen wir uns Zeit und entfalten wir die nötige Sorgfalt, um tiefe/bedeutsame Beziehungen zu pflegen? Bauen wir das nötige Vertrauen auf und schaffen wir den Raum, um unseren Worten Bedeutung zu verleihen?
- ▶ Engagement und Rechenschaftspflicht gegenüber der Gemeinschaft, d.h. gegenüber Brüdern und Schwestern im Glauben, werden oft durch den Geist und das Ethos des Individualismus untergraben, der durch die Kultur der Technologie noch verschärft wird. Können wir Wege finden, Technologie so einzusetzen, dass sie die Gemeinschaft aufbaut und ihr nutzt, statt sie zu untergraben?
- ▶ Zu lernen, sich als Gemeinschaft zu unterhalten, ist wesentlich für den Aufbau von Einheit, für die Ausübung von Verantwortung und für gegenseitige Korrektur und Ermutigung. Schaffen unsere Führungskräfte genügend Raum, damit die Stimmen aller Mitglieder gehört und respektiert werden? Und schaffen sie ein Klima, in dem herausfordernde Gespräche stattfinden können? Sind unsere Mitglieder bereit, die damit einhergehende Verantwortung zu übernehmen?



Titelkupfer einer Schrift, die die hutterische Gemeinschaft als Leben in einem Taubenkobel verunglimpfte; an den Stangen sind Zeichen jener Handwerke abgebildet, die die Hutterer betrieben.

- ▶ Wir haben nicht alle Antworten. Haben wir die Demut, von nicht-hutterischen Stimmen und Zeugen zu lernen, die in bestimmten Bereichen vielleicht aufmerksamer auf den Geist Gottes gehört haben? Können wir akzeptieren, dass es viele Möglichkeiten gibt, in Gemeinschaft zu leben und dass unsere besondere Form sich ändern kann und muss, um sich an neue Realitäten anzupassen?

Der traditionelle hutterische Lehrsatz über Philipper 2 ist ein schönes und passendes Beispiel für gegenseitige Unterstützung in christlicher Gemeinschaft: Wenn eine Hirschherde einen Fluss überquert, übernimmt der Stärkste die Führung im Kampf gegen die Strömung, und jedes Tier legt seinerseits seinen Kopf auf den Rücken des Hirsches vor ihm, um von der Stärke der gesamten Herde zu profitieren. Niemand wird zurückgelassen. Wenn er müde ist, geht der führende Hirsch nach hinten und lässt andere die Führung übernehmen. Diese Illustration unterstreicht die Tatsache, dass wir uns gegenseitig brauchen, um die gefährliche Pilgerfahrt der Jüngerschaft zu überleben, und dass die Verantwortung, anderen Fürsorge entgegen zu bringen, von allen geteilt wird. Dies bekräftigt die Verpflichtung, die in den Wassern der Taufe zu finden ist, wo wir – in Anlehnung an Jesus Christus – geloben, einander durch Wort und Tat zu dienen.

William Yoder

Die Amischen – eine Kirche mit Vergangenheit und Zukunft

Die Amischen, ein Zweig der süddeutschen und schweizerischen Mennonitengemeinden aus dem Jahre 1693, wurden in den vergangenen Jahrzehnten für ihre Bereitschaft, Vergebung auszusprechen, bekannt. Die Kunde davon ging sogar bis nach China: Im Oktober 2006 tötete ein Attentäter in einer von Amischen betriebenen Grundschule in Nickel Mines (Pennsylvania) fünf Mädchen und verletzte fünf weitere schwer, ehe er sich selbst richtete. Unmittelbar danach trösteten die Amischen den Vater des Mörders, luden die Witwe zur Beerdigung ein und sammelten Geld für sie und ihre Kinder. Die Amischen waren um das Wohlergehen aller Betroffenen besorgt. Der Film darüber „Wie auch wir vergeben“ (2010) stieß in China auf ein gewaltiges Echo.

Ich selbst bin amischer Abstammung. Vor rund 20 Jahren war die Tochter eines amischen Cousins auf die schiefe Bahn geraten. Sie wurde drogenabhängig. Später schaffte sie den Ausstieg. Heute ist sie eine amische Ehefrau und Mutter. Wer einmal den Abschied genommen hat, kann dennoch bei entsprechender Reue mit einer Wiederaufnahme rechnen.

Apropos Drogen: Die Amischen dürfen keineswegs mit jenen Familien der „Alt-Kolonier“ in Mexiko verwechselt werden, die dort am Drogengeschäft beteiligt sind. Die Alt-Kolonier stammen von einem Zweig der norddeutschen und holländischen Mennoniten ab, die auf dem Umweg über die Ukraine und Russland den Weg nach Nordamerika fanden. Ihr Dialekt und ihre Familiennamen decken sich nicht mit jenen der Amischen. Beide Gruppen wissen auch kaum voneinander. Aber natürlich haben auch die Amischen schwarze Schafe.

Das bringt uns zur Problematik der Ethnizität. Ben Goossen von der Harvard-Universität weist darauf hin, dass die Mennoniten der Ost-Ukraine gerade wegen ihrer rein deutschen Herkunft 1942 von den einfallenden Nazis besonders geschätzt wurden. Die Ethnizität ist ein Klebstoff, der Familien und Gemeinden zusammenhält. Völlig unabhängig von der Qualität der Predigten und der Lautstärke der Musik bleiben die Angehörigen ein Leben lang der Gemeinde verpflichtet. Man geht zusammen durch dick und dünn. Die Ethnizität kann das Geistliche überdauern – siehe das Beispiel Mexiko.

„Starke Zäune schaffen gute Nachbarn“ ist ein Satz, der gelegentlich den Amischen angedichtet wird. Es steckt auf jeden Fall Wahres darin. Wie bei einem Orden ist man entweder drinnen oder draußen, der Übergang ist nicht fließend. Tracht und Kultur sind ein unabdingbares Fundament des Zaunes. Der Zaun bietet Schutz bei gleichzeitiger Abgrenzung.

Dr. William Yoder

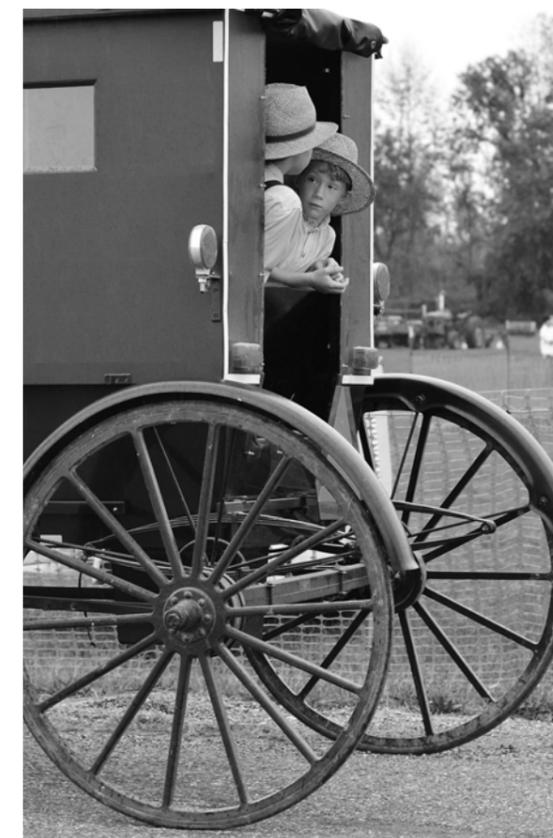
Mennonitischer Theologe und freier Journalist
Laduschkin Obl. Kaliningrad/Russland

Die Amischen sind sippen- und familienorientiert. Stoße ich in Kalifornien, Florida oder irgendwo dazwischen auf Amische, so werden sie in der Regel jemanden aus meiner Verwandtschaft kennen. Ihre im ganzen Lande verbreitete Zeitung „Budget“ gibt an, wer wen besucht hat, wer geheiratet hat oder verstorben ist, und wer gerade im Krankenhaus liegt. Das schafft Identität. Man weiß, wer man ist und dass man dazugehört. In jenem großen Lande kommt es immer wieder vor, dass eine amische Familie ohne soziale Absicherung auskommen muss. Dann wird z. B. in einem Gottesdienst in Indiana für eine kranke Person in Kansas gesammelt.

Ohne einen ausgeprägten Sinn für den Gehorsam kommt eine verbindliche Kommunität nicht aus. Man ist den Entscheidungen der Bischöfe unterworfen. Sie bestimmen über die Farbe und den Schnitt der Pferdekutsche und ob man mit dem Trecker auf den Acker darf (Bei jungen Männern sind schnelle Trecker mit Gummireifen als Autoersatz beliebt). Sich den Verfügungen der Bischöfe nicht zu unterwerfen, wird als Ungehorsam ausgelegt. Ungehorsam ist ein Zeichen von Eitelkeit. Vor Jahren hörte ich eine „weltliche“ Frau, wie sie eine amische Frau fragte, ob eine bestimmte Verwandte in der amischen Kirche geblieben sei. Antwort: „Sie blieb dem Erbe der Eltern treu.“ Also, ja.

Es ist wohl ein Überbleibsel des europäischen Landeskirchentums, dass man die eigene amische Ortsgemeinde nicht frei wählen darf. Ein Gebiet wird in feste Gemeindegebiete aufgeteilt; man gehört zu der Gemeinde, in deren Einzugsgebiet man wohnt. Kann man sich mit den Entscheidungen der Bischöfe des Gebietes nicht abfinden, bleibt einem nur noch der räumliche Wegzug als Ausweg. Mein Großvater, dessen Namensvetter ich bin, wohnte zwischen 1937 und 1957 an fünf Orten, die sich über vier Bundesstaaten erstreckten. Dabei war er Landwirt mit elf Kindern. Er ist nicht ärmlich verstorben.

Unterhaltsam dabei ist, dass der sonnige Urlaubsort Sarasota (Florida) aus dem Rahmen fällt. Das ist ein Kirchengebiet mit wechselnden bischöflichen Hoheiten. Dadurch entsteht eine Art „Sonderwirtschaftszone“, die Strom in den Häusern und Dreiräder mit Elektromotor gestattet. Das trägt zur Attraktivität des Ortes bei: Genuss ohne Ausstieg. Ich nenne den Ort manchmal das „Las Vegas der Amischen“ – allerdings ohne die üblichen Laster.



William Yoder

Die Amischen – eine Kirche mit Vergangenheit und Zukunft

Diese Dreiräder sind überhaupt als umweltfreundlicher Autoersatz bestens geeignet. Die Amischen sind es, die mit ihren theologisch gerade noch hinnehmbaren, elektrischen Dreirädern über die brütenden, asphaltierten Parkplatzflächen Sarasotas kurven. Die Welt ist bekanntlich eine Kugel und die Amischen sind dermaßen stark ins Hintertreffen geraten, dass sie nun plötzlich vorne stehen. Sie schreiben nicht „Ökologie“ auf die Stirn, doch grün sind sie trotzdem.

Trotz allen Gehorsams gegenüber den Bischöfen gibt es auch nicht-hierarchische Züge unter den Amischen – eine Art allgemeinen Priestertums. Die Geistlichen werden durch ein Losverfahren bestimmt. Man kann sich nicht um ein solches Amt bewerben, das wäre egoistisch. Somit wird im Wesentlichen verhindert, dass führende Clans entstehen. Das zunehmende Einkommensgefälle nagt an der Egalität – inzwischen haben sie Unternehmer, die Millionäre sind. Aber auch sie sind dem Bischof unterworfen und der Bischof ist nicht käuflich.

Dabei bleibt die manuelle Arbeit eine höchst ehrenvolle Angelegenheit. Die einzige richtige Arbeit, die zählt, ist die körperliche. Die wird von jedem erwartet, auch wenn er Millionär ist. Durch den Mangel an Ackerboden verdient nur noch eine Minderheit der Amischen den Lebensunterhalt mit der Landwirtschaft. Wohnwagenbau, Möbelbau, Schmiede, Kesselbau, Kutschenbau, Fahrradreparatur und Holzverarbeitung (Sägewerk) gehören zu den häufigsten Beschäftigungen. Sie begeistert die Aneignung neuer Fertigkeiten. Doch keiner von ihnen braucht eine Berufsschule oder Lehre: Man bekommt das Nötige von der Pike auf zu Hause mit.

Die Rollen von Mann und Frau bleiben fest. Die Frau hat sich mit Haus und Herd zu beschäftigen. Der Mann ist allein dafür verantwortlich, das nötige Kleingeld nach Hause zu bringen. Die Alten und Schwachen werden zu Hause versorgt. Schon an dieser Stelle sieht man das Trade-Off, den Austausch, der bei Kommunen unvermeidlich ist. Die persönliche Entscheidungsfreiheit – der Individualismus – wird gegen Sicherheit eingetauscht. Beides ist nicht gleichzeitig zu haben.

Die besten Dinge im Leben sind kostenlos – die Amischen verstehen noch etwas von den großen, ewigen Werten. Ich habe amische Verwandte mit einem Interesse an Menschen und gesellschaftlichen Themen, die die große Mehrheit der US-Amerikaner in den Schatten stellen. Sie sind nicht durch den üblichen elektronischen Klimbim abgelenkt. Das Handy gibt es oft nur auf Arbeit. Es gibt inzwischen Computer mit begrenzten Funktionen, die extra für die Arbeitsplätze von Amischen zusammengeschraubt werden. Ihre Kinder verstehen noch was vom richtigen Spielen.

Die Amischen werden noch eine große Zukunft vor sich haben. Um das Jahr 1900 gab es nur 6.000 Amische in der gesamten USA; gegenwärtig liegt deren Zahl bei 330.000. Bei sechs bis neun Kindern pro Familie und einer Ausstiegsrate von nur 20%, verdoppelt sich deren Zahl alle 21-22 Jahre. Laut eines Artikels der Webseite „Daily Caller“ vom 31.07.2019 werden die Amischen bei diesen Wachstumsraten innerhalb von 215 Jahren gegenwärtige Bevölkerungszahl der USA übertreffen. Die Welt der nächsten Jahrhunderte wird offensichtlich mit einer viel humaneren US-Außenpolitik rechnen dürfen!



Emmy Maendel

Lebensgemeinschaft im Sinne des Evangeliums



In der Bergpredigt beschreibt Jesus eine neue Gesellschaft, die auf Liebe basiert: Liebe zu Gott und zu den Menschen, eine Liebe, die die gesamte wirtschaftliche und soziale Struktur unserer Welt verändern kann. Jesus lehrt uns, bedingungslos zu vergeben, auf jede Gewalt zu verzichten, die Ehe lebenslang zu halten, frei von Reichtum zu leben, den Geringsten und Niedrigsten zu dienen und jede Macht über andere abzulehnen.

Der Bruderhof ist ein „Neuling“ in der Tradition der Täufer: 2020 jährt sich zum 100. Mal die Gründung unserer Gemeinde. In der Sehnsucht nach einer echten Alternative zu der Gewalt und der sozialen Ungerechtigkeit, die sie während des Ersten Weltkriegs erlebten, gründeten Eberhard und Emmy Arnold die Gemeinschaft in dem kleinen hessischen Dorf Sannerz im Jahr 1920. Arnold entdeckte, dass alles, was er in seiner jungen Gemeinde ausleben versuchte, bereits von den ersten Hutterern im 16. Jahrhundert in Mähren in die Praxis umgesetzt worden war. 1930 akzeptierten die Hutterer einstimmig den Bruderhof als Teil der Hutterer-Gemeinde; die Lehren und Praktiken von Jakob Hutter, Peter Riedemann, Peter Walpot und anderen Vorvätern bleiben für uns grundlegend.

Die Güter-, Arbeits-, Bildungs- und Gebetsgemeinschaft ist das Markenzeichen des Bruderhofs, wie sie es für die frühen Hutterer und für die ersten Christen in Jerusalem war: „Alle, die glaubten, waren an demselben Ort und hatten alles gemeinsam; sie verkauften Hab und Gut und teilten davon allen zu, jedem so viel, wie er nötig hatte. [...] Die Menge derer, die gläubig geworden waren, war ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam.“ (Apg 2, 44–45; 4, 32)

Wir versammeln uns täglich als Gemeinschaft, entweder zum gemeinsamen Essen oder zum Gottesdienst. Wir haben auch täglich Zeit und Raum für die Familie (Vater, Mutter und Kinder) als wesentlichen Baustein der Gemeinschaft. Jede Familie hat ihren eigenen Wohnbereich, in dem sie ein Zuhause finden und Mahlzeiten teilen kann. Jeder Bruderhof hat einen Kindergarten und eine Schule.

Sichtbare Gemeinschaft existiert nur als Frucht der spirituellen Gemeinschaft. Wir versuchen gemeinsam gemäß der Anforderungen Jesu zu leben: „Sammle keinen Reichtum“ (Mt 6, 19); „Verkaufe, was du hast und gib das Geld den Armen“ (Mk. 10,21); „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ (Lk 10, 27); „Liebt einander so, wie ich euch geliebt habe“ (Joh 13, 34–35). Vieles in den Paulus-Briefen lässt sich am besten im Kontext des Gemeinschaftslebens verstehen, wie zum Beispiel 1. Kor 12; Phil 2; Kol 3, 12–17.

Emmy Maendel
Mitglied der Gemeinschaft „Bruderhof“

Alle Mitglieder arbeiten in gemeinschaftseigenen Betrieben, in Garten und Landwirtschaft, in der Schule und im Kindergarten, in der Küche, in der Wäscherei, im Verlag und in unzähligen anderen Bereichen. Niemand wird zum Rentner! Sinnvolle Arbeit für alle Menschen ist ein wesentlicher Bestandteil unseres Lebens, denn Arbeit macht Freude und gibt dem Leben einen Sinn. Keiner von uns erhält ein Gehalt oder Taschengeld; unsere Bedürfnisse werden von der Gemeinde gedeckt. Im täglichen Leben versuchen wir, sparsam zu leben und großzügig zu geben, Übermaß zu vermeiden und möglichst frei von den Zwängen des Materialismus zu bleiben.

Wir haben uns alle gegenseitig versprochen, offen und ehrlich miteinander umzugehen, Klatsch zu meiden und direkt miteinander zu sprechen, wenn Missverständnisse auftreten (Mt 18). Jesus sagt, dass die Welt durch die Liebe und Einheit seiner Jünger wissen wird, dass er vom Vater gesandt wurde (Joh 17, 23). Dies bedeutet, dass unser gemeinsames Leben eine Form der Mission ist. Wir möchten bezeugen, dass es möglich ist, als Volk Gottes zu leben, wo für jeden gesorgt wird; unsere Tür steht allen offen, die dieses Leben mit uns teilen möchten.

Das Leben in Gemeinschaft erfordert natürlich Opferbereitschaft. Als Einzelpersonen können wir nicht einfach einkaufen oder essen gehen, wann immer wir möchten. Wir haben auch keinen Urlaub und können nicht reisen, wann oder wohin wir wollen. Etliche mussten ihre Familien verlassen, um sich dem Bruderhof anzuschließen. Aber die Worte in Mk 10, 29–30 sind für uns real geworden: „Amen, ich sage euch: Jeder, der um meinetwillen und um des Evangeliums willen Haus oder Brüder, Schwestern, Mutter, Vater, Kinder oder Äcker verlassen hat, wird das Hundertfache dafür empfangen. Jetzt in dieser Zeit wird er Häuser und Brüder, Schwestern und Mütter, Kinder und Äcker erhalten, wenn auch unter Verfolgungen, und in der kommenden Welt das ewige Leben.“

Die Covid-Krise stellt uns vor ganz neue Herausforderungen in der Gestaltung unseres Gemeinschaftslebens, aber wir schöpfen zugleich eine tiefe Geborgenheit daraus, dass wir uns nicht vereinzelt, sondern gemeinsam dem stellen können, was auch immer auf uns zukommt. Keiner muss allein mit Schwierigkeiten zurechtkommen: Wir können uns in allem auf unsere Brüder und Schwestern und vor allem auf Gott verlassen.



Wolfgang Krauß

Gemeinsam leben – die Hausgemeinschaft Bammental

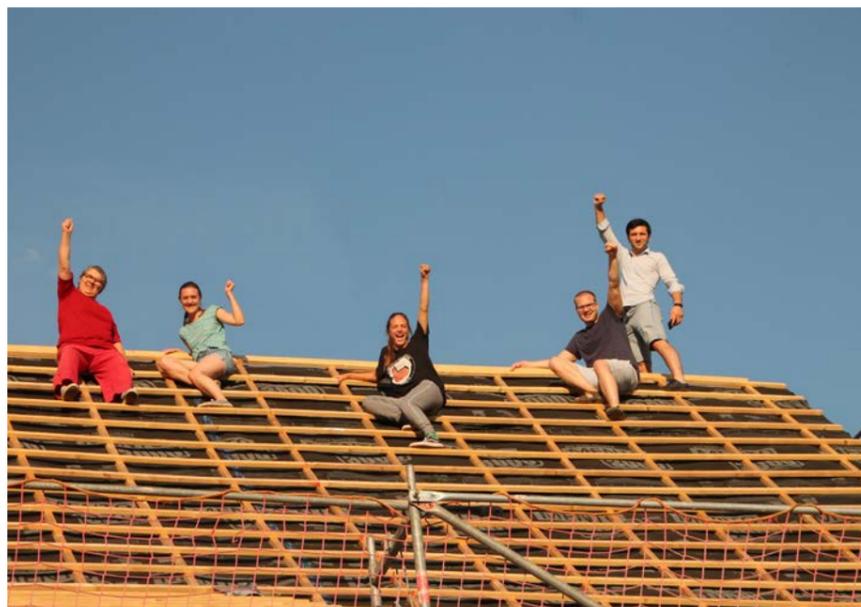
Bammental. Ein Samstag Mitte November 2020. Elf Leute versammeln sich im Esszimmer der Hausgemeinschaft. Es ist 9 Uhr, sie besprechen die Aufgaben des Vormittags. Einmal im Monat wird gemeinsam in Haus, Hof und Garten gearbeitet. Mit dem Mittagessen um eins ist die Arbeit beendet. Es sei denn, ein größeres Projekt ist zu stemmen. Diesen Sommer etwa besetzte eine befreundete Firma die Vorderhausfassade aus. Die Malerarbeiten erledigten wir selbst. Viele Tage verbrachten wir mit Pinsel und Farbrolle auf dem Gerüst. Auch Reinhart (80) ließ sich das nicht nehmen. Das Dach wurde von Fachleuten neu gedeckt, Photovoltaik installiert. Die Handwerker waren zum gemeinsamen Mittagessen eingeladen. Hof und Garten boten genug Platz für coronagerechten Abstand.

Was brachte im Herbst 1976 vier damals junge Leute dazu, ein Experiment gemeinsamen Lebens zu wagen? Sie gehörten zu einem überregionalen Kreis von mehr als 40 jungen Erwachsenen aus der mennonitischen Jugendarbeit, trafen sich zweimal im Jahr und tauschten regelmäßige Rundbriefe aus. Verbindliches Christsein und gemeinsam leben gehörten zu den Zielen. Zwei längerfristige gemeinsame Wohnprojekte entstanden aus diesem Kontext. Eins davon gibt es heute noch in Bammental.

Doch wie zusammen leben? Als WG? Als Bruderhof? In Gütergemeinschaft, ohne Privateigentum? Hutterische Quellen wurden gelesen, Bonhoeffer und Vanier, Hans Meyer, Emmy und Eberhard Arnold über den Rhönbruderhof der 1920er Jahre. Es gab Besuche auf dem Bruderhof in England, bei der Basisgemeinde Wulfshagenerhütten, Kontakt mit Kommunitäten im Netz von Church and Peace. Schließlich folgten wir dem Rat Josés, kommunitärer Freund aus Spanien: Fangt an mit dem gemeinsamen Leben, wartet nicht, bis ihr alles ausdiskutiert habt! – Oft wurden wir nach „unserem Projekt“ gefragt. Kümmert ihr euch um Behinderte? Die Antwort: Wir haben kein Projekt. Wir sind ein Projekt: Gemeinsam Jesus nachfolgen, den Alltag teilen.

Es gibt eine gemeinsame Haushaltskasse. Wir wohnen in zwei Häusern auf einem Gelände mit Hof und Gärten mitten im Dorf. Jedes Ehepaar, jede Familie hat ihre Wohnung, es gibt WGs oder kleine Wohnungen für Einzelne. Wir essen mittags miteinander. Nach einem Plan, in den sich jede/r eintragen kann, wechseln wir uns beim Kochen ab.

Es begann in Neckargemünd in einem Einfamilienhaus. Dann Umzug in ein Zweifamilienhaus mit Einliegerwohnung in im Ort Mauer. 1982 Kauf eines Anwesens mit zwei Häusern in der Ortsmitte der 6000-Einwohnergemeinde Bammental bei Heidelberg. Bald waren wir mehrere junge Familien mit Kindern. In den Häusern wohnten auch türkische Familien mit Kindern. Oft spielten und lärmten mehr als zehn Kinder im Hof. Ist das jetzt ein Kinderheim,



fragten die Nachbarn. 30 Kinder sind zeitweise mit der Hausgemeinschaft aufgewachsen. Kinder aus mennonitischen und muslimischen Familien. Noch heute gibt es beste Freundinnen. Alle Kinder sind ausgeflogen. Sie kommen zu Besuch, mit Enkeln. Der Kern derer, die auf Dauer dazu gehören, wird alt. Wir machen uns Gedanken, wie es weitergeht.

Es gibt keine geschriebenen Grundsätze, keine Satzung, keine Leitung. Wir beraten miteinander und entscheiden im Konsens. Einzelne mit den entsprechenden Gaben sind zuständig für Organisation, Finanzen etc. In den 44 Jahren gemeinsamen Lebens gab es recht verschiedene Phasen: Nach dem Kauf des Bammentaler Anwesens folgten einige Jahre intensiver Bauarbeit zur Renovierung der Häuser. Wir waren jung und hatten kein Geld. Aber Motivation, Kraft und handwerklich begabte Leute unter uns.

Es gab auch Zeiten der Krise. Ehen gingen auseinander, Beziehungskonflikte ließen kaum Auswege erkennen. Dass die Gemeinschaft weiter besteht, liegt weniger an uns als an Gottes Fürsorge und Gnade. Er gibt uns Kraft, einander zu (er)tragen, uns gegenseitig zu helfen, miteinander zu leben. Die Gemeinschaft konnte über die Jahre auch Hafen sein für Menschen verschiedenen Alters und Herkunft, die alleine nicht zurechtkamen mit ihrem Leben. Wir hatten Raum und Ressourcen für sie, und sie wurden wertvolle Glieder.

Außer den langfristigen Leuten sind immer wieder auch Studierende dabei oder Freiwillige, die in den örtlichen Büros von „Christliche Dienste“ und Mennonitischem Friedenskomitee mitarbeiten. Das sorgt für Dynamik und senkt den Altersdurchschnitt. Viele von uns engagieren sich in den Bewegungen für Frieden, Gerechtigkeit und Schöpfungsbewahrung. Wir sind Mitglied im Netz von Church and Peace. In den 1990ern war die Hausgemeinschaft Trainingsort für Einsätze in Ex-Jugoslawien.

Sonntagabend treffen wir uns zu Austausch und Gebet. Als mennonitische Gemeinschaft sind wir offen für Menschen anderen Glaubens. Derzeit gehören zwölf von uns zur örtlichen Mennonitengemeinde, zwei sind evangelisch, einer Baptist, einer Muslim. Wer mit uns lebt, ist eingeladen in unsere lokale Gemeinde. Wir wollen gerade sonntags nicht in verschiedene Richtungen auseinandergelassen werden.

Unter uns gibt es verschiedene Berufe und Herkunft. Blitzlicht 2020: Je eine/r kommt aus Kanada, Syrien, Paraguay, Georgien, drei aus den USA und neun sind Deutsche. Durchschnittsalter derzeit 45. Der Jüngste ist 21, der Älteste 80. Fünf sind inzwischen Rentner. Insgesamt werden wohl etwa 120 Leute kürzer oder länger mit uns gelebt haben. Inzwischen hängen im Esszimmer die Bilder einiger bereits verstorbener Geschwister.

Noch bevor 1976 der erste Anfang gemacht war, riet uns ein brüderlicher Freund ab vom gemeinsamen Leben. „Ihr setzt eure Freundschaft aufs Spiel. Ihr werdet euch wegen der Finanzen verkrachen.“ Wir sind froh, dass er sich als falscher Prophet erwiesen hat.



Wolfgang Krauß

Mennonitischer Theologe
Initiator der Aktion „Wieder Täufer in
Augsburg und anderswo“

Lydia Funck

Gemeinsames Leben nach dem Neuen Testament – persönliche Erfahrungen

Das gemeinsame Leben hat seit März 2020 harte Einschnitte erfahren und das soziale Leben wurde weltweit zeitweise auf ein Minimum eingeschränkt. COVID-19, das Virus, das eine gefährliche Lungenkrankheit hervorrufen kann, bestimmt und begrenzt das öffentliche und private Leben. Aber selbst in diesen Tagen leben wir doch irgendwie gemeinsam, auch wenn das manchmal bedeutet, physisch auf Abstand zu gehen. Als Christ*innen wollen wir so leben, wie Jesus es vorgelebt hat. Aber was heißt „gemeinsam leben nach dem Neuen Testament“?

Ich sehe dieses gemeinsame Leben im kleinen und großen Horizont Gestalt annehmen: in der Wohngemeinschaft, in der Gemeinde und in der globalen Gemeinschaft.

Nächstenliebe fängt bei mir an

Nach dem Abitur war ich für ein halbes Jahr auf einer Jüngerschule in England. Neben thematischen Unterrichtsteilen war vor allem auch das gemeinsame Leben eine Lernerfahrung. Ich teilte mir mit sieben anderen jungen Frauen sechs verschiedener Nationalitäten ein Zimmer und mit zwanzig Frauen aus noch mehr Nationalitäten ein Badezimmer. Schnell wurde dabei klar, dass jede so ihre eigenen Prioritäten für das gemeinsame Leben hat. Während ich es vielleicht gerne mehr aufgeräumt gehabt hätte und mir den vereinbarten Putztag herbeisehnte, war es eine Stockbettetage unter mir viel wichtiger, stundenlange Gespräche zu führen, als zehn Minuten in das Sortieren des Kleiderberges vor dem gemeinsamen Bett zu investieren. Die Prioritäten wurden anders gesetzt und ich habe vor allem gelernt, die Bedürfnisse anderer wahrzunehmen und grundsätzlich entspannter mit ihnen umzugehen. Dies stellte sich schnell als hilfreiche Lebensweisheit für das gemeinsame Leben in vielerlei Kontexten heraus. „An eurer Liebe zueinander werden alle erkennen, dass ihr meine Jüngerinnen und Jünger seid.“ (Joh 13, 35) Das ist zeitlos.

Gemeinsam sind wir stärker

Am Beginn der Apostelgeschichte stehen die Jünger*innen vor einer neuen Herausforderung, denn sie müssen nun überlegen, wie das Leben weitergeht – so anders ohne Jesus direkt dabei. Von dem Erlebten zehrend treffen sie sich, ermutigen sich gegenseitig und sind miteinander im Gebet. Von dieser spirituellen Ebene ausgehend treten sie gemeinsam in Aktion und sind ein Zeugnis für ihre Mitmenschen. Dabei hat jede und jeder seine oder ihre eigenen Begabungen, die eingebracht werden und allen zum Besten dienen.

Lydia Funck

Generalsekretärin des europäischen ökumenischen Netzwerkes „Church and Peace“



Demonstration Ein Europa für Alle! Deine Stimme gegen Nationalismus! 19. Mai 2019 in Berlin

Dies ist auch für mich ein wichtiger Aspekt des gemeinsamen Lebens: Gespräche (gern auch kontrovers) und Austausch über das, was ich mit Jesus erlebt oder was ich beim Bibellesen entdeckt habe. Dann das gemeinsame Gebet sowie das Planen und Durchführen von gemeinsamen Aktionen, um in die Tat umzusetzen, was uns wichtig geworden ist. Dabei sind alle Begabungen wichtig, denn ich bin mir alleine oft nur zu bewusst darüber, was ich alles nicht kann, und bin dankbar, wenn andere ihre Fähigkeiten einbringen oder mich vielleicht auf meine noch unentdeckten Gaben hinweisen.

Weit mehr als Friede, Freude, Eierkuchen

Natürlich geht es im Leben nicht ohne Konflikte und Ungerechtigkeiten einher. Die globale Pandemie hat viele davon noch deutlicher und schmerzvoller ans Licht gebracht. Die Frage für mich besteht dann allerdings darin, was ich tue, wenn ich diese Konflikte und Ungerechtigkeiten wahrnehme. „Was würde Jesus tun?“ war in meiner Jugendzeit ein bekannter Slogan. Auch heute denke ich oft an die typischen neonfarbenen Armbänder mit dieser Frage als Aufschrift.

Seit ich beim europaweiten ökumenischen friedenskirchlichen Netzwerk Church and Peace arbeite, lerne ich immer wieder inspirierende Projekte und Gemeinschaften kennen, die sich vor allem auch von Jesu

gewaltfreiem Beispiel zu eigenem Handeln herausfordern lassen. Auf vielfältige Weise sind sie für Frieden und Gerechtigkeit in ihrem Umfeld aktiv: z. B. Nachbarschaftshilfe, Unterstützung von Geflüchteten, Versöhnungsprojekte auf dem Balkan, Einsatz für eine Welt ohne (Atom-)Waffen oder beispielhaftes Ausprobieren nachhaltiger Lebensentwürfe.

Dabei geht es allerdings nicht um beschönigendes „Friede, Freude, Eierkuchen“, sondern um kostspieligen und anstrengenden Einsatz für marginalisierte Menschen, Menschenrechte, Umweltschutz und Versöhnung. Immer wieder bin ich beeindruckt von den persönlichen Strapazen, die viele auf sich nehmen, um anderen zu dienen. Es erinnert mich daran, dass ich selbst meine Privilegien noch viel besser nutzen könnte, um für Gerechtigkeit einzutreten.

Die Ideen vom gemeinsamen Leben im Neuen Testament sind immer wieder neu herausfordernd. In ihnen werden Grenzen (in Gesellschaft und Köpfen) verschoben und radikale Liebe und Solidarität vorgelebt. Von diesen Texten will ich mich immer wieder neu für das gemeinsame Leben als Teil der globalen Familie inspirieren lassen.

Eduard & Gertrud Geissler

Lumenchristi, tirol – was „gemeinsam leben“ für uns bedeutet



Einige Stimmen zum gemeinsamen Leben aus unserer Gemeinschaft „lumenchristi, tirol“:

„Gemeinsam leben‘ bedeutet für mich die Konkretisierung, was wir im Bundestext unserer Gemeinschaft stehen haben: ‚Jesus, lass uns im Hl. Geist dieser Gemeinschaft dienen, alle Freuden miteinander teilen und alle Nöte miteinander tragen.‘ Aus dem Text geht ebenfalls hervor, dass wir aus diesem Gemeinsamen für Mitmenschen da sein wollen.“

„Wie Ihr alle wisst, habe ich eine sehr große leibliche Familie und Großfamilie, die ich zurzeit auch ziemlich intensiv erlebe mit vielen Freuden und einigen Mühen, aber die Freude überwiegt bei weitem. Und so sehe ich auch mein Leben in der Gemeinschaft als mein Leben mit geistlichen Geschwistern, mit allem, was dazu gehört – eben als geistliche Familie.“

„Da lumenchristi weder in Gütergemeinschaft noch in räumlicher Nähe lebt, ist die Gemeinschaft für mich vor allem eine Hilfe auf dem Weg des Glaubens. Ich bin sehr dankbar für die Erweiterung meines Blickfeldes durch die Anteilnahme am Glauben der Geschwister und ebenso für Trost und Korrektur in meiner persönlichen Situation. Wertvoll finde ich die Mitwirkung an verschiedenen Engagements der Schwestern und Brüder. Aber auch die konkrete und praktische Hilfe in unterschiedlichsten Belangen finde ich ein großes Geschenk. Gemeinschaft ist eine Schule für das Verständnis von Kirche.“

„Ich beziehe mich auf die Stelle in der Apostelgeschichte, in der es heißt ‚Sie (die Jünger*innen) hielten fest an der Gemeinschaft, am Brechen des Brotes, an den Gebeten und an der Lehre der Apostel.‘ Für mich ist dies ein Auftrag an alle Christinnen und Christen. Ohne geschwisterliche Gemeinschaft ist Kirche für mich nicht vorstellbar. Zudem ist Gemeinschaft das Grundthema Gottes. Gott ist in sich liebende Gemeinschaft. Natürlich ist gemeinsames Leben in einer Gemeinschaft nicht immer ganz einfach, weil wir so verschieden sind und so unterschiedlich ‚ticken‘, aber wir bereiten uns gemeinsam auf das himmlische Zusammenleben vor ...“

„Wenn ich in Nöten bin, in einem Gebetsanliegen Unterstützung suche, darf ich mich immer an unsere Gemeinschaft wenden ... ich fühle mich getragen – ein gutes Gefühl! Gemeinschaft – eine zweite Familie, die ich mir selber ausgesucht habe.“

Eduard & Gertrud Geissler
Mitglieder der Gemeinschaft lumenchristi, tirol

„Unterstützung in meinem Glauben – auch durch Männer (!!!) ... zusätzliche Freunde und Geschwister.“

„Ich erlebe die Geschwisterlichkeit nicht als fromme Phrase, sondern als gelebte Wirklichkeit. Die große Unterschiedlichkeit der Einzelnen weitet einerseits meinen Blick, schleift mich aber auch in der Liebesfähigkeit zu recht und korrigiert mich. Oft darf ich erfahren, wie der Heilige Geist auf krummen Zeilen gerade schreibt! Ich weiß mich von den anderen im Gebet getragen und durch Dick und Dünn aufgehoben. Vieles wurde trotz (oder gar wegen?) unserer kleinen Mitgliederzahl möglich. ‚Gemeinschaft heißt zu Hause sein‘ schrieb einmal Jean Vanier. Das kann ich nur bestätigen – christliches Leben ohne verbindliche Beziehungen ist für mich nicht mehr vorstellbar. Vieles dazu habe ich auch von den Hutterern gelernt.“

Diese Stimmen einiger Geschwister unserer Gemeinschaft lumenchristi, tirol verdeutlichen den Segen und die Herausforderungen unseres Gemeinschaftslebens. „Koinonia“ heißt übersetzt „Gemeinschaft“ oder noch präziser „einander Gefährte/in sein“, „Teilen“, „sich-Mitteilen“ – also die Pflege von verbindlichen liebevollen Beziehungen untereinander. Gemäß Apg 2, 42 bildet die Koinonia neben der Lehre der Apostel, dem Brotbrechen und dem Gebet einen unverzichtbaren Baustein für eine gesunde Gemeinde bzw. Gemeinschaft.

Deshalb versuchen wir, uns im Alltag gegenseitig zu unterstützen und einen regen Austausch zu pflegen. Wir treffen uns mindestens einmal wöchentlich zum Gebet, Lobpreis und zur Schriftlesung. In größeren zeitlichen Abständen kommen wir zu Gottesdiensten, Gemeinschaftsmahl/Tag-des-Herrn-Feier und geistlichen Tagen zusammen. Die meisten Treffen sind für Freunde und Interessierte offen.

Unter Gemeinschaftsleben verstehen wir auch, dass wir uns nicht selbst genügen: Wir versuchen, diese Verbindlichkeit auch mit anderen Gemeinschaften mit einer ähnlichen Berufung zu leben. Weiter sind aus unserem Engagement für die Einheit des Leibes Christi tragfähige geschwisterliche Beziehungen, wie etwa zu Hutterern, zu Freikirchlern, zu Bruderhofleuten, zu orthodoxen Christ*innen etc. gewachsen. Für all diese bereichernden Beziehungen sind wir sehr dankbar.

Näheres über lumenchristi, tirol auf:

- www.lumenchristi-tirol.at
- E-Mail: gemeinschaft@lumenchristi-tirol.at



Nicole Grochowina

Gemeinsames Leben in der Christusbruderschaft



„Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. (...) Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam.“ (Apg 2, 42.44). Dieses Votum aus der Apostelgeschichte gilt als Grundorientierung des gemeinsamen Lebens, das sich in den ersten Gemeinden, aber auch heute in katholischen und evangelischen Ordensgemeinschaften zeigt.¹ Gleichwohl ist sowohl für damals als auch für heute festzuhalten, dass gemeinsames Leben neben aller Schönheit immer auch von Aushandlungsprozessen, Konflikten und Trennungen gekennzeichnet ist. Die Regel der evangelischen Ordensgemeinschaft Christusbruderschaft, die 1949 gegründet wurde und sich dem gemeinsamen Leben nach den evangelischen Räten Armut, Keuschheit und Gehorsam verpflichtet hat,² hält deshalb fest, was Realität ist: „Das gemeinsame Leben konfrontiert dich mit den Schattenseiten deines Leben und des Lebens deiner Schwestern und Brüder.“ Daraus leitet sie dann aber die lebensdienliche Empfehlung ab: „Gönne dir und deinen Schwestern und Brüdern den weiten Raum der Güte Gottes.“³

Dieses Gönnen fällt leichter, wenn klar ist, dass die Gemeinschaft zwar das zugewandte Leben aller benötigt, gleichzeitig aber auch in einer Weite zu denken ist, welche die Einzelnen übersteigt. Dies ist möglich, weil die Grundlage des gemeinsamen Lebens die Teilhabe an Christus und damit am Heilshandeln des Gekreuzigten und Auferstandenen ist. Alle, die sich in diese Gemeinschaft hineintaufen lassen, gehören fortan zum Leib Christi (1. Kor 10, 16f) und erleben die Konkretion dieser Teilhabe insbesondere im Abendmahl,⁴ wo die Gemeinschaft immer wieder neu empfangen und bestätigt wird.

Damit umfasst diese Gemeinschaft mehr als die aktuell Lebenden, sie schließt auch die Vollendeten mit ein. Insofern verwundert es nicht, dass es diese Gemeinschaft nur im Singular gibt: Es geht eben nicht um einzelne Gemeinden, sondern um die Gemeinschaft, die durch den Einen untereinander verbunden ist und so letztlich aus Gliedern an einem einzigen Leib besteht (1. Kor 12, 12–31).

In diesem weiten Horizont ist es leichter, „Schattenseiten“ der Einzelnen (sowie die eigenen) zu erkennen und ihnen angemessen zu begegnen, um gemeinsam leben zu können. Das heißt, dass im besten Fall eine Gemeinschaft entsteht, die sich mit Blick auf Gott als ihren Stifter verpflichtet, unter sich dem Glauben, der Liebe und der Hoffnung Raum zu schenken. Im Grunde spiegelt sich also die Gottesfreundschaft der Einzelnen in der Freundschaft⁵ untereinander wider, verweist sie doch auf „Schwestern und Brüder“, die ebenfalls aus ihrer neuen Identität „in Christus“ leben (Gal 2, 20) und

Sr. PD Dr. Nicole Grochowina
Historikerin und Mitglied der evangelischen
Communität Christusbruderschaft Selbitz



genau deshalb eine gegenseitige Fürsorgepflicht eingehen. In den Worten der Regel der Christusbruderschaft heißt dies: „Gott ist unser Vater, und wir sind durch Jesus Christus Schwestern und Brüder.“⁶ Das ist kein Anspruch, sondern eine Setzung von Gottes Seite, die gemeinsames Leben überhaupt erst ermöglicht.

Dieses Ermöglichen zeigt sich im Alltag auf unterschiedliche Weise: „In Demut achte einer den anderen höher als sich selbst“ ist eine wichtige Aussage, um so miteinander zu leben, wie es der „Gemeinschaft in Jesus Christus entspricht“ (Phil 2, 3.5). Konkret heißt dies, dem Evangelium die Kraft und die Vollmacht zuzugestehen, Unterschiede zwischen den Menschen einzuebren und vermeintliche Wertigkeiten aufzuheben, um so letztlich zu einer „Lebens- und Zeugnisgemeinschaft [zu werden], in der Menschen nicht mehr übereinander herrschen“,⁷ weil genau dies der Logik des Evangeliums und dem „heruntergekommenen Gott“⁸ widerspricht, der diese Unterschiede eben nicht macht.

In der Konkretion äußert sich diese gegenseitige Fürsorgepflicht unterschiedlich. Neben praktischer Hilfe sind Geschwister auch und gerade aufgerufen, sich „zum stellvertretenden Gebet für deine Schwestern und Brüder“⁹ rufen zu lassen und diese überdies täglich zu segnen. Dies ist keine fromme Übung, sondern der Grundstein für gemeinsames Leben, denn: Wer für den Nächsten dankt und ihn segnet, hält es auch mit dem Nächsten aus. Damit wird deutlich, welche Verantwortung jedem Einzelnen in der „Gemeinschaft der Heiligen“ in die Hände gelegt wird: Alle entscheiden mit darüber, ob und wie das gemeinschaftliche Leben zum Zeugnis für die Wirklichkeit Christi wird.

Bei der Rede von der *communio sanctorum* handelt es sich also um eine normative Setzung. Die gelebte Gemeinschaft indes ist auch und gerade eine „Gemeinschaft von Sündern“¹⁰, die miteinander uneins ist und den eigenen Vorteil sucht. Die Kirche wird damit – wie jede Gemeinschaft – zum „*corpus permixtum*“.¹¹ Diese Streitigkeiten haben bereits im Kreis der Jünger eingesetzt (Mk 10, 35–45) und können nur dadurch in ihrer Schärfe gemildert werden, dass Christus im Sinne eines Exempels zur ausschließlichen Lebensorientierung wird und so der Blick für die Weite der Gemeinschaft erhalten bleibt.

¹ Gemeinhin ist es überraschend, dass es auch evangelische Ordensgemeinschaften gibt. Für Deutschland sind sie aufgeführt unter <https://www.evangelische-kommunitaeten.de/home/> [15-9-2020].

² Vgl. www.christusbruderschaft.de [15-9-2020].

³ Regel der Communität Christusbruderschaft Selbitz, Selbitz 1999, 21.

⁴ Vgl. Christian Möller: Gemeinde I, in: TRE 12 (1984), 316–335, hier: 318.

⁵ Vgl. Margit Eckholt, Thomas Fliethmann (Hg.): „Freunde habe ich Euch genannt“. Freundschaft als Leitbegriff systematischer Theologie, Berlin 2007.

⁶ Regel, 20.

⁷ Jürgen Roloff: Gemeinde, in: Evangelisches Kirchenlexikon 2 (1989), Sp. 46–48, hier: Sp. 48.

⁸ Hans-Joachim Höhn: Praxis des Evangeliums. Partituren des Glaubens. Wege theologischer Erkenntnis, Würzburg 2015, 34.

⁹ Regel, 21.

¹⁰ Rudolf Roosen: Gemeinschaft und Gemeinde, in: RGG 3 (2000), Sp. 634f, hier: Sp. 635.

¹¹ Vgl. Joachim Tack: Gemeinschaft der Heiligen, in: RGG 3 (2000), Sp. 632–634, hier: Sp. 634.

Michael Noss

Gemeinsames Leben nach dem NT: Welche Impulse verbindlicher Gemeinschaften erweisen sich heute als zukunftsfähig?

Die christliche Gemeinde beginnt mit dem Pfingstereignis. Durch den Heiligen Geist motiviert spricht Petrus zur versammelten Menge und lädt in seiner Predigt zur Nachfolge Jesus ein. Die Menschen sind beeindruckt, lassen sich taufen und werden zu einer ersten verbindlichen Gemeinschaft von Christinnen und Christen: „Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam.“ (Apg 2, 4)

Dabei sind Freiwilligkeit und Freiheit des Einzelnen entscheidende Merkmale christlicher Gemeinschaft. Glaube ist ein persönliches Vertrauensverhältnis zum lebendigen Gott. Dieses Vertrauen kann niemals erzwungen werden. Das Eintreten in eine verbindliche Gemeinschaft muss freiwillig geschehen. Die persönliche Entscheidung jeder einzelnen Person ist erforderlich. In diesem Sinne ist Glaube eine individuelle Wahl.

Allerdings beginnt der Glaube nicht ohne ein Gegenüber. Es sind andere Menschen, auf die Suchende treffen. Wo Christinnen und Christen sich als verlässliche und belastbare Mitmenschen erweisen und ihr Christsein auf natürliche und authentische Weise ins Gespräch bringen, können sie anderen eine Tür zum Glauben öffnen. Von Anfang an ist Gemeinschaft mit anderen für den Glauben wichtig. Aus der Begegnung mit einzelnen Menschen entwickeln sich Beziehungen, die über die Zeit an Verbindlichkeit gewinnen können.

„Alles wirkliche Leben ist Begegnung“, sagt Martin Buber. Das Leben findet Erfüllung in Beziehungen, weil Menschen Beziehungswesen sind. Sie sind frei und einmalig geschaffen, aber nicht dazu bestimmt, allein zu bleiben. Im Leben und im Glauben sind Menschen auf Gemeinschaft angewiesen.

Christliche Gemeinschaften können sehr unterschiedlich sein. Es sind Kirchen und Gemeinden, Hauskreise und unterschiedliche Gruppen, aber auch verbindliche Lebensgemeinschaften in Kommunitäten. Von all diesen Gemeinschaften ging zu allen Zeiten eine Wirkung aus und tut es auch noch heute. Allerdings hat sich diese Wirkung deutlich verändert. Die Bedeutung des Christlichen nimmt in der Gesellschaft ab. Kirchaustritte sind ein äußeres Zeichen dafür. Trotzdem gibt es bei vielen Menschen eine Sehnsucht nach Spiritualität, nach Geborgenheit, Orientierung und auch nach einem inneren Zuhause. Nur ihre Suche danach geht an den christlichen Kirchen und Gemeinschaften vorbei.

Je mehr die Bedeutung der institutionalisierten Kirchen schwindet, desto mehr wächst die Verantwortung der einzelnen Menschen in den christlichen Gemeinschaften. Es kommt zunehmend auf den einzelnen Christen, die einzelne Christin, in ihrer unmittelbaren Wirkung auf Menschen an.

Michael Noss
Pastor der EFG Berlin-Schöneberg
Präsident des Bundes Evangelisch-
Freikirchlicher Gemeinden



Der persönliche Kontakt, der oft am Anfang des Glaubens steht, gewinnt in unserer Gesellschaft an Bedeutung. Von zwischenmenschlichen Begegnungen gehen die entscheidenden Impulse christlicher Gemeinschaften heute aus. Institutionen begegnet man eher kritisch, tätige Nächstenliebe und unmittelbar erlebte Zuwendung wird gerne angenommen und als ein Zeichen christlicher Intention verstanden.

Es müssen nicht nur Einzelkontakte sein. Auch Veranstaltungen und Projekte initiieren und stärken Beziehungen dort, wo sie sich in ihrer Ausrichtung unmittelbar an Menschen wenden. Hausaufgabenhilfen für Kinder aus sozialschwachen Verhältnissen oder mit Migrationshintergrund, Suppenküchen für Bedürftige, die notleidende Menschen mit einer warmen Mahlzeit versorgen, haben hier eine hohe Bedeutung. Nachbarschaftshilfe für älter gewordene und oft einsame Menschen sind Zeichen für ein Interesse am anderen. Einladungen in die eigene Wohnung (nach Corona) werden oft als hohe Schwelle empfunden. Gelingen sie, haben sie eine hohe Bedeutung für menschliche Beziehungen. Die Aufzählung der Möglichkeiten tätiger Nächstenliebe und vom Evangelium motivierten Handelns könnte noch lange fortgesetzt werden: Winterspielplätze, Sportmöglichkeiten, Spaziergänge u.v.a.m.

Diese beschriebenen Möglichkeiten sind nicht nur bedeutungsvoll für die jeweilige Zielgruppe. Gerade die Menschen, die sich einbringen, die für andere da sind und sich zur Verfügung stellen, sich dienstbar machen und mithelfen, haben oft selbst einen großen inneren Zugewinn an Zufriedenheit. Zur Mithilfe und zum Mitmachen können auch Menschen eingeladen werden, die nicht aus den christlichen Gemeinschaften kommen, aber gerne mitmachen wollen. Auch so gehen Impulse gemeinsamen Lebens von Gemeinschaften aus.

Neben dem eher gemeindediakonischen Engagement bieten auch Kunst und Kultur ein weites Feld an Initiativen, die von christlichen Gemeinschaften ausgehen können. Gemeinsames Musizieren mit Künstlern, gleich welchen Genres, öffnet Türen. Dabei sollten den nichtchristlichen Künstlern Auftritt- und Ausstellungsmöglichkeiten auch in Gottesdiensten angeboten werden. Kirchenräume können für Fremdveranstaltungen geöffnet werden. Dadurch zeigen christliche Gemeinschaften: „Wir machen auf, wir öffnen uns, wir sind da!“

Der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt. Entscheidend ist, dass die einzelne Person wieder mehr in den Vordergrund rückt. Das gilt für die Menschen in christlichen Gemeinschaften genauso, wie es auch für die Menschen gilt, denen sie begegnen. Die Institution rückt in den Hintergrund. Zu vieles ist den Menschen zu fremd geworden.

Welche Impulse verbindlicher Gemeinschaften erweisen sich heute als zukunftsfähig? Natürlich beziehen Christinnen und Christen Stellung zu gesellschaftlichen Themen, engagieren sich politisch und mischen sich unter der Überschrift von Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung ein. Entscheidende Impulse setzen aber die, die eine Beziehung zum Menschen aufbauen, ihr Christsein praktisch nachvollziehbar leben und für ihre Überzeugung glaubhaft, menschenfreundlich und lebensnah eintreten.

In unserer Baptistengemeinde Berlin-Schöneberg versuchen wir dies seit Jahren zu praktizieren. Unser Motto: „Bei Gott sind alle willkommen. Alle.“

Ralf Dziewas

Kongregationalismus und Macht

Der Kongregationalismus hat seine spezifische Kirchenstruktur, die von einer Autonomie der Ortsgemeinden ausgeht, aufgrund konkreter historischer Erfahrungen ausgebildet. Da man durch politische Machthaber und kirchliche Gremien Verfolgung wegen der eigenen abweichenden Glaubensüberzeugungen erlitten hatte, verweigerte man in den kongregationalistisch verfassten Gemeindebünden allen Leitungsorganen die Möglichkeit, die Einzelgemeinden in theologischen, finanziellen oder organisatorischen Fragen zu binden und Sanktionen gegen abweichende Überzeugungen einzusetzen. Allein der Macht der theologischen Argumente, des moralisch vorbildlichen Lebens und des gemeinsamen Ringens um Einmütigkeit sollte es vorbehalten bleiben, in Streitfragen zu einem von allen Gemeinden gemeinsam getragenen Konsens zu führen.

Kongregationalistisch verfasste Kirchen sind dennoch keine machtfreien Räume. Die Durchsetzung von theologischen Positionen und ethischen Überzeugungen erfolgt im Kongregationalismus durch das informelle Mittel stabilisierter Erwartungshaltungen. Die Beachtung konfessionell prägender Überzeugungen z.B. in der Tauf-, der Abendmahls- oder der Gottesdienstpraxis wird im Kongregationalismus nicht durch bindende Beschlüsse fixiert. Stattdessen formuliert man normative Erwartungen, an denen der Gemeindebund auch dann festhalten will, wenn sie enttäuscht werden. Da angesichts der Unabhängigkeit der Ortsgemeinden abweichendes Verhalten aber gar nicht verhindert werden kann, werden auch grundlegende normative Erwartungen oft gleich so formuliert, dass auf Sanktionen verzichtet wird, ein Verstoß gegen die Regeln aber zumindest Diskussionen auslöst.

Die übergemeindliche Erwartung, dass gemeinsame theologische Überzeugungen tradiert, konfessionelle Identitätsmerkmale gepflegt oder spezifische ethische Verhaltensweisen wirklich gelebt werden, ist also nicht durch hierarchische oder rechtliche Machtstrukturen abgesichert, sondern erfordert einen kontinuierlichen normativen Diskurs darüber, was innerhalb der eigenen Konfession möglich und akzeptabel ist. Dieser Diskurs geht von einer etablierten Normalität aus, von der abzuweichen begründungsbedürftig ist. Es ist aber eine Normalität, die sich durch Diskussionen oder sich wandelnde gesellschaftliche Rahmenbedingungen jederzeit verändern kann, ohne dass es dazu offizieller Beschlüsse kirchenleitender Gremien bedarf.

Wenn einzelne Gemeinden beginnen, ihr Abendmahl für Christen anderer Konfessionen zu öffnen, Frauen als Pastorinnen zu berufen oder Gläubige auch ohne vollzogene Glaubenstaufe aufzunehmen, ist das am Anfang die begründungsbedürftige Ausnahme von der weiterhin geltenden Normalität. Finden dann aber im übergemeindlichen Diskurs die theologischen Begrün-

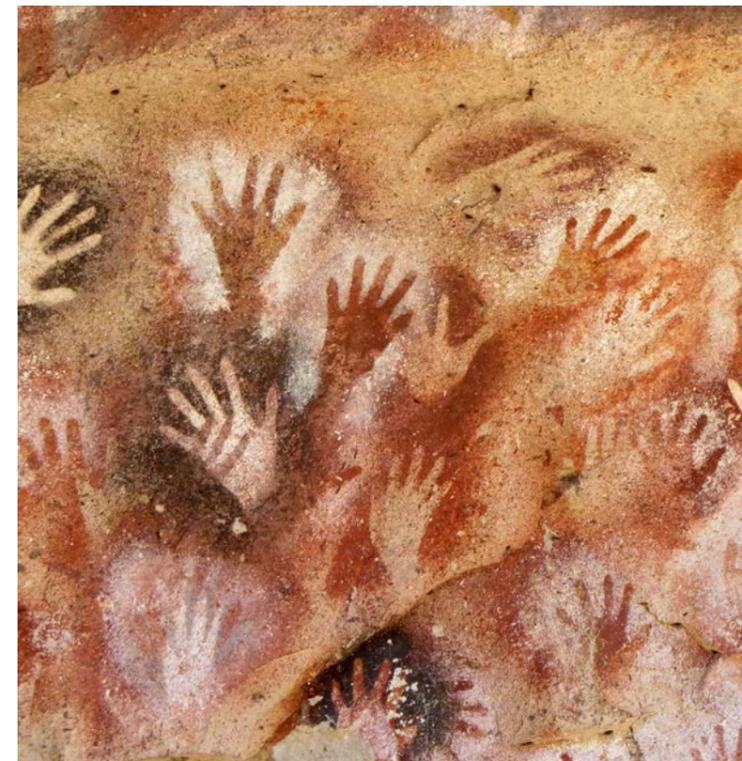
dungen und die pragmatischen Argumente für das neue Verhalten eine ausreichende Akzeptanz, hat die Bindekraft der ursprünglichen Erwartungen offenbar soweit nachgelassen, dass sie nicht mehr identitätsprägend für die gesamte Konfession wirken. Das offene Abendmahl, die Berufung von Pastorinnen oder die Aufnahme von Mitgliedern ohne Glaubenstaufe kann so zunächst zur akzeptierten Alternative und dann zur neuen Normalität werden, d.h. zur neuen stabilisierten Erwartungsstruktur. Irgendwann müssen dann die Gemeinden ihr Verhalten begründen, die beim Abendmahl nur Mitgliedern Brot und Kelch reichen, keine Frau auf die Kanzel lassen oder die Mitgliedschaft allen verwehren, an denen keine Glaubenstaufe vollzogen wurde.

Derartige Wandlungsprozesse geschehen in kongregationalistischen Gemeindebünden nicht in machtfreien Räumen. Es braucht den Mut einzelner Personen und Gemeinden, gegen die als Normalität stabilisierten Erwartungshaltungen Änderungen zu wagen und dann theologisch zu verteidigen, bevor sie zur neuen Normalität werden können. Dispute darüber dauern im Normalfall lange, denn kein Problem kann von oben entschieden oder ein für alle Mal geklärt werden. Die Macht der kirchenleitenden Gremien beschränkt sich allerdings darauf, die sich entzündenden Diskussionen zu bündeln, zu bremsen oder anzuregen, die Gemeinden mit theologischem Material zu versorgen und den organisatorischen Rahmen des Diskurses durch Tagungen und Konferenzen so zu gestalten, dass dabei die ganze Vielfalt der Gemeinden im Blick bleibt und möglichst viele beteiligt werden.

Dem entspricht auf der anderen Seite ein Interesse aller Gemeinden, sich an der Diskussion gerade aktueller Streitfragen auch aktiv zu beteiligen. Was in einer Gemeinde als Ausnahme möglich ist, stellt nicht sofort die Normalitätserwartung in allen anderen Gemeinden einer Konfession in Frage. Aber in fast jeder Gemeinde gibt es sowohl Menschen, die in der Neuerung einen Fortschritt, als auch solche, die darin eine Gefährdung der

konfessionellen Identität sehen. Insofern ist das, was in einer Gemeinde eines Gemeindebundes geschieht, nicht irrelevant für die anderen Gemeinden. In der erstmaligen Ausnahme, die man von außen nicht verhindern, sondern allenfalls kritisieren kann, liegt vielleicht die kommende Normalität, die die derzeit geltenden Normen zu Fall bringen wird. Deshalb müssen grundlegende Veränderungen in Einzelgemeinden auch in anderen Gemeinden diskutiert werden.

Es gehört zur Dynamik des theologischen und ethischen Diskurses in kongregationalistisch organisierten Kirchen, dass oft erst intensive Diskussionsprozesse um eine Neuerung diese so richtig publik und damit für andere Gemeinden interessant und bedenkenswert machen. Veränderungsprozesse werden so mitunter durch den Diskurs nicht gebremst, sondern beschleunigt. Wenn sich aber die alte Normalität theologisch an der Basis der Gemeinden nicht mehr ausreichend verteidigen lässt, ist der Wandel nicht mehr aufzuhalten. Und doch gibt es keine endgültigen Sieger im Diskurs, denn der weitergehende Machtkampf der Überzeugungen behält im Kongregationalismus immer einen offenen Ausgang.



Lutz Heidebrecht

Kongregationalismus – eine täuferisch-mennonitische Chance mit Risiken und Nebenwirkungen

Gemeinsam leben bedeutet aus täuferisch-mennonitischer Sicht Christusbefolgung mit einem hohen Maß an Verbindlichkeit zu den Glaubensgeschwistern der eigenen Ortsgemeinde, die sich in dem Bewusstsein trifft, autonome Gemeinschaft des lebendigen Gottes zu sein.

Das führte zur Vorstellung der Selbstständigkeit der Ortsgemeinde, die nach wie vor eine Grundhaltung der weltweiten täuferisch-mennonitischen Gemeinschaft ist. „Die kongregationalistische Tradition verleiht der Mitgliederversammlung der Ortsgemeinde letzte Autorität.“ (Alfred Neufeld) Diese Autonomie markiert rechtliche und finanzielle Eigenständigkeit, doch das kongregationalistische Selbstbewusstsein verpflichtet auch zu einem behutsamen und reflektierten Umgang miteinander, sowohl innerhalb der Glaubensgemeinschaft als auch in der ökumenischen Begegnung.

Damit es nicht zur Eigenbrötlerei kommt und zur Haltung „uns hat niemand etwas zu sagen“, muss sich die einzelne Gemeinde immer wieder bewusstmachen, dass sie eben nicht nach den eigenen Gesetzen lebt, sondern nach dem Gesetz dessen, auf den sie sich beruft und dem sie einzeln und als Gemeinschaft nachfolgen will: Jesus Christus. Das verbindliche Miteinander der Glaubenden gestaltet sich als hermeneutische Gemeinschaft, die gemeinsam im „Binden und Lösen“ (Mt 18) die Verantwortung und Kompetenz zur ethischen Entscheidungsfindung zugesprochen bekommen hat. Die hierarchielose Struktur der eigenständigen Gemeinden begründet sich mit dem „Allgemeinen Priestertum“ aller Gläubigen. Die lokale Gemeinde ist aber nicht additiv die Summe der christlich Interessierten, sondern die ekklesia, der sichtbare Leib Christi in lokaler und globaler Gestalt, von Gott selber ins Leben gerufen.

Übergemeindliche täuferisch-mennonitische Strukturen bildeten sich in Deutschland erst im 19. Jahrhundert. Die entstehenden Plattformen waren und sind Zweckgemeinschaften, die häufig als nützliche Dienstleister verstanden werden und der Begegnung, dem Austausch, der gemeinsamen Beratung, Schulung und Inspiration dienen. Als regionale Zusammenschlüsse sind sie Körperschaften des öffentlichen Rechts, nennen sich aber nicht Kirche, sondern Arbeitsgemeinschaft, Vereinigung oder Verband. Die Arbeitsgemeinschaften sind nicht weisungsbefugt. Ihre Beschlüsse gelten als Anregungen, deren Ausführung nicht verbindlich ist und nur dann umgesetzt wird, wenn das Entscheidungsgremium der örtlichen Gemeinde ihnen ausdrücklich zustimmt. Der missionarische, diakonische und friedentheologische Auftrag wird als gemeinsame Sendung verstanden, die die einzelne Ortsgemeinde nicht an eine Kirchenleitung delegiert hat, sondern als Mitglied der verschiedenen Werke oder Komitees mitgestaltet. Hierfür ist die einzelne Gemeinde gefragt, Delegierte zu entsenden, die sich beratend und gestaltend engagieren und wiederum den Kontakt und den Informationsfluss zur Ortsgemeinde sichern. Die von der Mitgliederversammlung gewählten oder berufenen Leiter erhalten (zumindest in Deutschland) keinen Amtstitel und keine episkopale Vollmacht.

Die Überzeugung von der Autonomie der Ortsgemeinde und die daraus gewachsene Struktur bieten sowohl intern als auch extern Chancen mit Risiken und Nebenwirkungen.

Chancen

- ▶ Durch das Fehlen von strukturellen oder inhaltlichen Vorgaben einer Kirchenleitung kann bei der Ortsgemeinde und jedem einzelnen Gemeindeglied das Bewusstsein für die eigene Verantwortung wachsen. Das fördert die inhaltliche Auseinandersetzung mit den theologischen, gesellschaftlichen und politischen Themen – mit der Konsequenz, dass z. B. eben jede Lokalgemeinde in Coronazeiten ihr eigenes Hygienekonzept erstellen muss.
- ▶ In der konstitutiven Pluralität der Ortsgemeinde und der Arbeitsgemeinschaften kann der/die Einzelne seine/ihre persönliche Überzeugung und Erfahrung einbringen, das gemeinsame Hören und Entscheiden als hermeneutische Gemeinschaft einüben und die sich daraus ergebende Weggemeinschaft konstruktiv mitgestalten, z. B. bei der Gründung einer neuen Ortsgemeinde.

Risiken

- ▶ Das kongregationalistische Gemeindemodell trägt immer das Risiko der zu starken Dominanz einzelner Personen, Familien oder Gruppierungen in sich, die nicht durch eine bevollmächtigte Kirchenleitung relativiert oder korrigiert werden kann.
- ▶ Nach jahrelanger Erfahrung in der täuferisch-mennonitischen Weltgemeinschaft benennt Larry Miller selbstkritisch die Gefahr der Selbstgenügsamkeit: „Zu glauben, dass die lokale Gemeinde für sich selbst genommen die ‚reale‘ Gemeinde (Kirche) ist, ist Irrlehre. Und so zu tun und zu leben, als ob diese ‚reale‘ Gemeinde in sich selbst genug sei, ist Sünde.“

Nebenwirkungen

- ▶ Die kongregationalistische Grundhaltung erlaubt oder fördert sogar ein großes Spektrum an Frömmigkeiten, Leitungsmodellen und Formen des Gemeindelebens, die die jeweilige lokale Gemeinde für „typisch mennonitisch“ hält oder postuliert. Das erschwert das gemeinsame Auftreten, die gemeinsame Repräsentanz in schriftlicher oder digitaler Form.
- ▶ Im regionalen, nationalen oder globalen ökumenischen Miteinander begegnet die oder der mennonitische Vorsitzende Bischöfen, Aposteln, Kardinälen oder Kirchenpräsidenten, die Kraft ihres Amtes mehr oder weniger in der Lage sind, für ihre Kirche zu sprechen und zu entscheiden. Hier braucht es auf beiden Seiten viel Verständnis, um die Grenzen der täuferisch-mennonitischen Repräsentanz zu respektieren.

Heinrich Christian Rust

Kybernetische Leitungsmodelle in evangelischen Freikirchen

Nicht alle evangelischen Freikirchen in Deutschland siedeln die geistliche Leitung gleichermaßen in der Versammlung (Kongregation) der Gemeindeglieder an. Dieses hat u. a. seinen Grund in der verschiedenen konfessionellen Zuordnung. So haben evangelisch-methodistische Kirchen eine bischöfliche Leitungsstruktur. Andere verankern die geistliche Leitung stärker in dem leitenden Gremium einer von der Gemeindeversammlung gewählten und beauftragten Gemeindeleitung, und sind somit presbyterial geführt. Sodann gab es in evangelisch-freikirchlichen Gemeinden immer schon starke Führungspersönlichkeiten. Auch wenn im 20. Jahrhundert vielfach eine demokratisch-strukturierte Gemeindeordnung der Mitgliederversammlung die höchste Autorität zusprach, so wurden die vielen kleineren Gemeinden (häufig unter 100 Mitglieder) doch de facto geleitet von einem Team aus einem Gemeindeleiter und einem Prediger/Pastor. „Eine Gemeinde ist nur so gut, wie ihr Pastor“ – diesen Slogan hörte ich noch in den 70er Jahren häufig am Theologischen Seminar. Es gab also bei aller Wertschätzung der kongregationalen Kompetenz auch eine Wertschätzung von Leitungspersönlichkeiten.

Allerdings wurde mit den aufbrechenden charismatischen Erneuerungsbewegungen und mit der Gemeindegrowthsbewegung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit zunehmend auf die Relevanz der geistlichen Leitung einer Gemeinde gelenkt. Viele neu gegründete Gemeinden waren nicht nur von ihren Gemeindegründern geprägt, sondern auch geführt. Die Gemeindegrowthsbewegung lenkte den Blick zudem auf das notwendige professionelle Management und regte Schulungen für Führungskräfte an.

Nun stellt sich allerdings die Frage, ob sich geistliche Leitung vermitteln bzw. erlernen lässt. Typisch für evangelische Freikirchen war und ist die Frage nach der „Berufung“ für einen Leitungsdienst. Alle Schulungen ersetzen nicht den Ruf Gottes an eine Person.

Dieser Ruf soll zudem in freikirchlichen Gemeinden durch die Gemeindeversammlung in einer ordentlichen Wahl bestätigt werden. Berufungen geschehen also nicht nur individuell, sondern sie sind verankert in der synodalen Präsenz des Geistes Gottes. Niemand kann sich selbst berufen, aber jeder kann dazu beitragen, dass er das „Handwerkszeug“ für Gemeindeleitung auch erlernt. So entstanden zunehmend Fortbildungsangebote für leitende Frauen und Männer in der Kirche. Durch biblische Studien und auch durch den vielfach differenzierten Gebrauch der Dienst- bzw. Amtsbezeichnungen wurde zudem eine neue Diskussion entfacht: Wie sollten sich die leitenden Personen nennen? PastorIn, ÄltesteR, DiakonIn oder einfach Vorstand? Offenbar sollte eine Angleichung an den konfessionell vorbelasteten Begriff des Amtes vermieden werden, denn Charisma und Dienst sollen in einer Einheit gesehen werden.

Eine Orientierung an biblischen Modellen der Gemeindeleitung spiegelte das neutestamentliche Spektrum diverser Leitungsmodelle gleichsam wider. So finden wir gegenwärtig eine große Bandbreite von unterschiedlichen kybernetischen Leitungsmodellen in evangelischen Freikirchen. Dabei ist auch die Größe einer Gemeinde zu bedenken. Während in kleinen freikirchlichen Gemeinden viele Fragen, auch Lehrfragen, in der gesamten Mitgliederversammlung ausführlich diskutiert werden, haben größere Gemeinden eine gewisse Zuteilung der Leitungskompetenzen vorgenommen. So werden beispielsweise Mitgliedern der Ältestenschaft und Pastorenschaft einer Gemeinde viele Aufgaben der Leitung zugeordnet, welche die Gesamtsteuerung (Kybernetik) kennzeichnen. Dazu gehören die Lehrfragen, die Mitarbeiterführung und die rechtliche Vertretung einer Gemeinde.

Im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden unterscheidet ein Großteil der Gemeinden inzwischen die Aufgaben einer Ältestenschaft von den Kompetenzen einer Diakonenschaft. Eine Diakonin, ein Diakon hat dabei seine kybernetische Begabung in Einzelbereichen des Gemeindelebens.

Die Ältestenschaft einer Gemeinde setzt sich in der Regel zusammen aus haupt- und ehrenamtlichen Leitern und Leiterinnen. Sie werden aus der Gemeindeversammlung gewählt bzw. von ihr berufen für eine bestimmte Dienstzeit und nicht auf Lebenszeit. Die Kernaufgabe einer Ältestenschaft besteht darin, eine Gemeinde geistlich zu führen, leitende Mitarbeiter zu fördern und zu begleiten. Vielfach haben sie auch das Vorschlagsrecht für die Berufung und Einsetzung von Diakonen. Auch die Diakone für einzelne Dienstbereiche (Diakonate) werden allerdings in den meisten Gemeinden von der Gemeindeversammlung in ihrer Berufung bestätigt. Sie sollten nicht nur das Vertrauen der Ältestenschaft, sondern auch das der Mitarbeiterschaft aus ihrem Dienstbereich haben. Die DiakonatsleiterInnen können sodann ihre Mitarbeiterschaft verantwortlich führen und alle Belange ihres Dienstbereiches in einem gemeinsamen Leitungsgremium von Ältesten und Diakonen angemessen einbringen. So kommen die Ältesten einer Gemeinde in der Regel wöchentlich oder zweiwöchentlich zusammen zum Gebet und um die Leitungsaufgaben zu koordinieren. Gemeinsam mit der gesamten Diakonenschaft treffen sie sich etwa einmal im Monat, um die Grundausrichtung der Gesamtgemeinde und wesentliche Leitungsfragen, welche die Gesamtgemeinde betreffen, zu beraten.

Diese stärker presbyterial verortete Leitungsstruktur orientiert sich zum einen an der Leitungsbegabung, zum anderen ist sie verankert in dem Vertrauensvotum der Gemeinde. Sowohl Pastoren und leitende hauptamtliche Mitarbeiter, Älteste und Diakone werden von der Gemeindeversammlung für ihre kybernetischen Dienste beauftragt, begleitet und unterstützt.



Freikirchliche Gemeinden, die stärker beeinflusst sind von charismatischen Bewegungen, orientieren sich zunehmend auch am sogenannten „fünffältigen Dienst“ gemäß Epheser 4, 11. Hier ist von „Aposteln, Propheten, Evangelisten, Lehrern und Hirten“ die Rede. Damit ist ein breites Spektrum von kybernetischen Leitungsformaten angezeigt. Der Akzent liegt dabei auf dem Team-Gedanken. Vereinzelt wird allerdings dem apostolischen Dienst hier eine Sonderrolle zugeordnet im Sinn einer umfassenderen Autorität. Ebenfalls gibt es Ausprägungen von kybernetischen Gemeindeleitungsformen, die allerdings nicht für das gesamte freikirchliche Spektrum sprechen, sondern vorwiegend in konservativen evangelikalen Ausiedlergemeinden oder auch in pfingstlichen Gemeinden anzutreffen sind. Es handelt sich um die Konzentration auf Einzelpersonen, die sich von Gott berufen wissen und auch dementsprechend ihre Autorität einfordern und ausüben. Hier kommt es nicht selten zu einer Entmündigung der Gemeindeglieder, und die Gefahr eines geistlichen Missbrauchs liegt auf der Hand. So gilt es wachsam zu sein und jede Berufung in eine kybernetische Leitungsverantwortung von einer Gemeindeversammlung zu bestätigen. Der Missbrauch von Macht kann allerdings in allen Leitungsmodellen erfolgen. Geistliche Leitung soll immer dem Wesen des Dienens entsprechen und nicht des Diktierens. Sie soll jedoch auch von Frauen und Männern wahrgenommen werden, die in Demut mit dem Charisma der Kybernese (1. Korinther 12, 28) bzw. des Vorstehens (Römer 12, 8) dienen.

Dr. theol. Heinrich Christian Rust
Pastor i.R. im BEFG,
Braunschweig

Günter Mahler

Zwischen Demokratie und Theokratie – Stärken und Schwächen des Kongregationalismus

In der Auseinandersetzung mit den neo-pfingstlichen Gruppen, die einen beneidenswerten Zuwachs erfahren, ist in den Baptistengemeinden und manchen anderen Freikirchen die Frage der geistlichen Leiterschaft neu entbrannt. Vor allem die „Evangelicals“ aus den USA mit ihren Mega-Churches fordern unser System der geistlichen Leiterschaft heraus. Dort haben in der Regel die Pastoren eine nahezu uneingeschränkte Autorität, Entscheidungen können deutlich einfacher herbeigeführt werden als in „demokratischen“ Systemen.

Nun haben wir uns für die Autonomie der Ortsgemeinde entschieden – also für den Kongregationalismus. Und innerhalb der Ortsgemeinde für ein System der „geistlichen Einmütigkeit“. Anders als im Presbyterianismus, wo die Gemeinde von Ältesten unter der Aufsicht einer Synode geführt werden, und auch anders als im Episkopalismus, wo die Leitung durch ein hierarchisches Bischofssystem geschieht, vertrauen wir auf das Priestertum aller Glaubenden. Sie sollten als getaufte und geistbegabte Christinnen und Christen in der Lage sein, in der Ortsgemeinde einmütige Beschlüsse im Sinne der Heiligen Schrift zu erwirken. Die Frage der Hierarchie scheint geklärt, Basisdemokratie im Sinne des „one man – one vote“ ist doch die fairste aller Gemeindeordnungen – oder?

Soweit die Theorie. In der Praxis kann man sehr schnell die Stärken und die Schwächen dieser demokratisch anmutenden Entscheidungen erkennen.

Wobei wir uns natürlich gegen den Begriff „Demokratie“ wehren müssten, nähmen wir die Geistesleitung ernst. Denn dann regierte in der Gemeinde nicht die vernünftige Mehrheitsmeinung des Gemeindevolkes, sondern Gott selbst – via Heiligem Geist, der sich doch in den Geistträgern durchsetzen sollte. Also müsste man eher von Gottesherrschaft (Theokratie) sprechen als von Demokratie.

Erste Beobachtung: Basisdemokratie allein ist kein taugliches Mittel.

Ich war als Jugendlicher in der Sturm- und Drangzeit der 68er-Bewegung des vorigen Jahrhunderts in unseren Gemeinden unterwegs. Wir setzten durch, dass JugendleiterInnen abgeschafft wurden. Schnell haben wir allerdings erkannt, dass „heimliche“ Leiter weitaus schwerer zu kontrollieren sind als gewählte. Unser erstes Experiment mit der Basisdemokratie ist kläglich gescheitert. Mitarbeiterkreise, die wenigstens gleichberechtigt zusammenarbeiten sollten, waren der Kompromiss.

Günter Mahler
Rundfunkredakteur
Pastor i.R. im BEFG, Stuttgart

Ebenso wie bei der Frage nach dem Schriftverständnis war sehr schnell zu erkennen, dass der Geist Gottes nicht ungefiltert zur Verfügung steht, sondern dass er durch unser Menschsein, unsere Persönlichkeit, unsere Biografie gebrochen zum Tragen kommt. Wenn dies nicht berücksichtigt wird, können sich leicht Minderheitsmeinungen unter Berufung auf die Erkenntnis durch den uns inwohnenden Geist Gottes durchsetzen. Was häufig genug geschehen ist und immer noch geschieht.

Dagegen kann nur gesetzt werden, dass Entscheidungen so lange diskutiert, bedacht und gemeinsam im Gebet bewegt werden, bis sich „Einmütigkeit“ (nicht Einstimmigkeit) einstellt. Was unter Umständen ein sehr mühevoller und langwieriger Prozess sein kann.

Wenn wir unsere „basisdemokratische Theokratie“ retten wollen, ist dies aber der einzig gangbare Weg, der uns nicht auf der einen oder der anderen Seite vom Pferd fallen lässt. Also: Autoritärer Leitungsstil auf der einen, einfache Mehrheitsentscheidungen auf der anderen Seite.

Zweite Beobachtung aus der Praxis: Geld kann in einem solchen System ein entscheidender, verhängnisvoller Faktor sein.

Eine erste Erfahrung, die ich als junger Vikar mit der „direkten Besoldung“ durch die Ortsgemeinde gemacht habe: „Noch eine solche Predigt und ich stelle meinen Gemeindebeitrag ein.“ Was nur deshalb schlimm war, weil der Kritiker meiner Schriftauslegung Unternehmer und einer der großen Beitragszahler gewesen war. Ebenso wie der Gemeindeleiter und sein Stellvertreter einer anderen Gemeinde. Sie traten geschlossen zurück und aus der Gemeinde aus, weil sie mit Entscheidungen, die die Gesamtgemeinde getroffen hatte, nicht einverstanden waren. Der Gemeindehaushalt wurde von einem Tag auf den anderen halbiert.

Was lernen wir daraus? Gemeinden sind ebenso anfällig für Geld- und Machtfragen wie alle anderen sozialen Systeme. Sie müssen ihren Haushalt selbst stemmen und werden dadurch leicht korrumpierbar.

Dritte Beobachtung: Ein Gemeindebund oder eine Kirche ist kongregationalistisch nur schwer zu führen und zusammenzuhalten.

Wo ist die Lehrautorität? Im Präsidium? Nein. Eigentlich nur in der Bundesdelegiertenversammlung, dem Bundesrat. Auch dort sollen – wie in den Gemeinden – „einmütige“ Beschlüsse, die geistgeleitet sein sollen, verabschiedet werden.

Die Handhabe gegen „wildgewordene Provinzfürsten“ (leitende Geschwister in Gemeinden oder PastorInnen) ist äußerst schwierig. Die Leitung der Kirche ist keine Synode, der Präsident kein Bischof. Rufe nach einem „Bischofswort“ in verfahrenen Situationen werden dennoch laut. Sollte allerdings eine „Empfehlung“ von oben kommen, ziehen sich die Gemeinden, denen sie nicht passt, sofort auf die Autonomie der Ortsgemeinde zurück.

Die Kirchenleitung kann also nicht regieren, sie kann lediglich verwalten und den Apparat am Laufen halten, der notwendig ist, um einen Gemeindebund überregional zu organisieren.

Ist der Kongregationalismus gescheitert?

Nein. Trotz aller Schwierigkeiten meine ich, dass er der beste aller Kompromisse ist. Weil er das „Priestertum aller Glaubenden“ ernst nimmt. Und damit den Geist Gottes – also Gott selbst. Das haben Täufergemeinden und Pfingstgemeinden schon erkannt, als noch niemand von Demokratie sprach. Wir tun gut daran, an dieser Gemeinschaftsform festzuhalten.

Volker Spangenberg

Gemeindezucht – eine baptistische Selbstanfrage

Wann habe ich in den fünfzig Jahren meiner Mitgliedschaft in verschiedenen deutschen Baptistengemeinden den Ausdruck „Gemeindezucht“ oder „Kirchenzucht“ gehört? Und wann habe ich es erlebt, dass Menschen tatsächlich unter „Gemeindezucht“ gestellt und aus einer Gemeinde ausgeschlossen, also „exkommuniziert“ wurden? Ich kann mich kaum daran erinnern. Vielen freikirchlichen Christen dürfte es ähnlich gehen. Nicht allein, dass das altertümliche Wort „Zucht“ unverständlich geworden ist. Vielmehr ist die Praxis der Gemeindezucht, die früher in baptistischen Gemeinden eine erhebliche Rolle gespielt hat, selbst Gegenstand einer starken Verunsicherung geworden. Daher stehen freikirchliche Gemeinden mit ihren Anteilen an täuferischer Tradition vor der Herausforderung, sich in Sachen „Gemeindezucht“ dem berechtigten Anliegen, aber auch der Last ihres Erbes zu stellen.

Entscheidendes neutestamentliches Motiv für das, was als Gemeindezucht von Anfang an in der christlichen Kirche geübt wurde, ist die Heiligkeit der Gemeinde. Weil sie Eigentum des heiligen Gottes ist, sind ihre Glieder dazu berufen, der Würde ihrer Zugehörigkeit zu Gott mit ihrem Bekenntnis und ihrer Lebensführung in verbindlicher Gemeinschaft zu entsprechen. Diese Einsicht ist der Grundpfeiler jeder freikirchlichen Ekklesiologie. Dabei ist es stets der heilige und vergebungsbereite Gott selbst, der die Gemeinde zu einer Gemeinschaft der Heiligen macht. Dies haben freikirchliche Gemeinden zweifellos gesehen und auch gelehrt. Dennoch wurde die Heiligung immer wieder missverstanden und mehr und mehr zur Sache subjektiver Anstrengung. Das führte in der Folge oft zu einem rigoristischen und gesetzlichen Verständnis der Gemeindezucht. Damit aber war dem Geist der Unbarmherzigkeit und des Hochmuts gegenüber einzelnen Gläubigen und ihrer je besonderen Situation Tür und Tor geöffnet. Man vergaß, dass Gemeindezucht sich immer an dem Ziel orientieren muss, dass Menschen in die Gemeinschaft der Heiligen zurückfinden. Es ist daher sehr zu begrüßen, dass das gegenwärtige Bekenntnis der Baptisten im deutschsprachigen Raum von 1977/78 festhält, dass die Gemeinde den Ausschluss eines Mitgliedes aus ihrer Gemeinschaft nur als allerletzte Konsequenz vollziehen wird „in der Beugung darüber, nicht fest genug geglaubt und nicht innig genug geliebt zu haben, und in der Hoffnung, dass das von der Gemeindezucht betroffene Mitglied bei Gott erneut Gnade findet und in die Gemeinschaft der Gemeinde zurückkehrt.“

Dass die christliche Kirche eine Gemeinschaft der Heiligen ist, ist das Bekenntnis aller Konfessionen. Freikirchliche Gemeinden haben dies in täuferischer Tradition stets so verstanden, dass sie diese Gemeinschaft auch als „Kontrastgesellschaft“ für ihre Umgebung erkennbar machen wollten. Da-

bei sind sie freilich nicht selten ihrer eigenen Bindung an die jeweilige Kultur und die herrschenden moralischen Vorstellungen erlegen. Statt Kontrastgesellschaft in Unterscheidung von der „Welt“ zu sein, geriet man stattdessen paradoxerweise in die Gefahr, selbst zu einem Stück moralisch gesteigerter (bürgerlicher) Welt zu werden. Das die Gemeindezucht latent begleitende unevangelische Säuberungsmotiv drohte das für die Gemeinden wichtige Bestreben zu konterkarieren, der Freiwilligkeit und Ungezwungenheit eines intensiven Glaubens- und Gemeindelebens Raum zu geben.

Baptistische Gemeinden (jedenfalls in Deutschland) sind sich zunehmend der fragwürdigen Seite der von ihr geübten Gemeindezucht bewusst geworden. Darauf deuten die jährlich statistisch erfassten geringen Zahlen eines förmlichen Ausschlusses von Gemeindegliedern hin. Hinzu treten Faktoren wie ein schwindendes Bewusstsein der eigenen konfessionellen Identität, verbunden mit den vielfältigen Möglichkeiten eines Gemeindefwechsels, ein gesteigertes Bewusstsein für die Vielfalt der Auslegung biblischer Texte, aber auch ein durch humanwissenschaftliche Erkenntnisse geschärft seelsorgliches Bewusstsein.

Die Aufgabe, ein der gegenwärtigen Situation angemessenes Verständnis von „Gemeindezucht“ zu gewinnen, ist für freikirchliche Gemeinden dadurch verstärkt worden. Als tastenden Versuch kann man ansehen, dass vom Akt des förmlichen Ausschlusses aus der Gemeinschaft ein Akt der „Streichung aus dem Gemeindegeregister“ von solchen Gemeindegliedern unterschieden wird, die dauerhaft nicht mehr am Gemeindeleben teilnehmen. Bei diesem – eher administrativen – Vorgang bleibt allerdings die Frage, ob und wie weit hier der Grundgedanke für Gemeindezucht noch kraftvoll leuchtet, Menschen in die Gemeinschaft der mit Gott versöhnt Lebenden zurückzuführen.

Die heilsame Verunsicherung hält also an und bedarf der intensiven Reflexion. Für die dazu notwendige Diskussion sind zwei Vorgaben festzuhalten, über die zunächst Einverständnis zu erzielen ist: Kriterium für „Gemeindezucht“ kann immer nur sein, Menschen als Teilhaber am Evangelium in der Gemeinschaft der Heiligen zu halten bzw. in sie zurückzuführen. Kriterium für „Gemeindezucht“ darf zweitens nicht das Streben nach der Absonderung einer Gemeinschaft der „Reinen“ von der Welt sein, sondern immer nur der Dienst für die Welt. Wie kann in der Gemeinde als Manifestation des Leibes Christi unter diesen Prämissen eine sach- und zeitgemäße „Gemeindezucht“ Gestalt gewinnen – ohne dabei ihr Bekenntnis zu nivellieren, in Wort und Tat Eigentum des heiligen Gottes zu sein? Auch für freikirchliche Gemeinden bleibt das eine offene Frage.



Heinrich Bedford-Strohm

Ein lutherischer Blick auf die Täufer

Unter dieser Überschrift möchte ich unter den vielen möglichen Blickrichtungen eine ganz spezifische herausgreifen, nämlich den Blick, den lutherische Kirchen auf die täuferische Tradition im Rahmen der Lehrgespräche mit dem Mennonitischen Weltbund gewonnen haben. Zu den Errungenschaften des 2010 gemeinsam veröffentlichten Berichtes „Heilung der Erinnerungen – Versöhnung in Christus“¹ gehört es, eine beiderseitig verantwortete Erzählung der gemeinsamen Vergangenheit erstellt zu haben. Zur Versöhnung der Gegenwart ist ein unverstellter Blick auf die Vergangenheit unerlässlich.² Diese Einsicht soll die folgenden Gedanken leiten.

Grundsätzlich kann gesagt werden, dass die blutige Verfolgung der Täufer im 16. Jahrhundert mit Zustimmung weiter Teile der evangelischen Stände und mit ausdrücklicher Befürwortung einer Mehrheit der Reformatoren geschah. Für die evangelischen Stände war ein zentraler Grund ihres Handelns das Absichern der eigenen Reform.³ Was die Motive Luthers und Melanchthons waren, der Verurteilung von Täufern zuzustimmen, wird in der Forschung unterschiedlich gesehen: Entweder man bezieht sich stärker auf die Erfahrungen des Bauernkrieges und die Rolle Müntzers, der für Luther zur prägenden Figur in der Wahrnehmung des Täufertums geworden sei, was Luthers Angst vor weiteren Unruhen geschürt habe,⁴ oder es werden die theologischen Differenzen zu den Täufern stärker als bestimmendes Motiv wahrgenommen. Wie auch immer man sich in dieser Debatte positionieren mag, in den Schriften von Melanchthon und Luther finden sich Entwicklungslinien, die nicht nur aus heutiger Perspektive schwer zu ertragen sind.

In „Von der Wiedertaufe an zwei Pfarrherrn“, die Anfang 1528 erschienen ist, setzt sich Martin Luther das erste Mal in einer eigenen Schrift mit den sogenannten „Wiedertäufern“ auseinander. Darin argumentiert er gegen die täuferische Theologie, spricht aber zugleich seine Überzeugung aus, dass die Anwendung der Todesstrafe für Vergehen in Glaubensdingen ausgeschlossen sei. (49) Die Schrift Luthers zeigt noch keine Kenntnis des etwa zeitgleich erschienenen kaiserlichen Reskripts, das die Todesstrafe für die Ausübung der Wiedertaufe verhängte. Auf dieses Reskript reagiert aber Philipp Melanchthons Schrift „Adversus Anabaptistas Iudicium“ aus demselben Jahr, in der dieser sich deutlich darum bemüht, sich von der Täuferbewegung zu distanzieren. Dabei erhebt er gegenüber den Täufern den Vorwurf des Aufbruchs gegen die staatliche Ordnung – ein Delikt, das nach geltendem Recht mit dem Tod bestraft wurde.⁵ Als im folgenden Jahr der Speyrer Reichstag einberufen wird, ist das erste Anliegen der evangelischen Stände, sich von den Täufern zu distanzieren, um nicht der kaiserlichen Verurteilung zu verfallen und um die eigene Staatstreue unter Beweis zu stellen. So wurde 1529

das Mandat von Speyer, das die Verfolgung und Verurteilung der Täufer zur Verpflichtung aller Landesfürsten erhob, mit Zustimmung der evangelischen Stände beschlossen.⁶ Im selben Jahr noch wurden sechs täuferisch Gesinnte von der lutherischen kursächsischen Regierung hingerichtet. (59)⁷ Dies löste Entsetzen unter einigen evangelischen Pfarrern und in deren Folge eine lebhaftere Diskussion aus, in die sich auch Luther 1530 einbrachte. Der weltlichen Obrigkeit sprach er dabei auch die Aufgabe zu, die Ausbreitung falscher Lehre zu verhindern, notfalls auch mit Anwendung des Schwertes gemäß Röm 13 (60–63).

Im April 1530 veröffentlichte Johannes Eck im Vorfeld des Augsburger Reichstages seine 404 Artikel, in denen er in seinen Angriffen auf die Reformation mehrfach auf täuferische Glaubens- und Lebenspraxis Bezug nahm (62f.). So wurde aus Sicht der evangelischen Fürsten die Abgrenzung der Reformation von der Täuferbewegung noch dringlicher und Melanchthon nahm dies durch die Verwerfungen täuferischer Lehre in der Confessio Augustana auf.⁸

Nach 1530 folgte noch einmal eine spürbare Verschärfung in der Haltung Luthers und Melanchthons gegenüber der Täuferbewegung.⁹ Diese Verschärfung hat sicher eine Ursache in den Vorgängen von Münster in den Jahren 1534/35. Der Ausbruch von Gewalt durch eine fanatische Gruppe, die sich selbst der Täuferbewegung zurechnete, prägte das Bild der gesamten Täuferbewegung für lange Zeit.¹⁰ Dennoch stellt sie eine folgenreiche Entwicklung im reformatorischen Gedankengut dar, angesichts derer heute die Frage bestehen bleibt, warum Denkern wie Luther und Melanchthon nicht auffiel, wie sehr ihre Worte sie in Widerspruch zu ihrer eigenen Theologie gebracht haben.

Von Melanchthon verfasste und von Luther mitunterzeichnete Schreiben der folgenden Jahre riefen immer deutlicher dazu auf, Täufer mit den Mitteln obrigkeitlicher Gewalt zu verfolgen. In einem Schreiben von 1536 drängten sie den zurückhaltend vorgehenden



Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm
Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
Ratsvorsitzender der EKD

¹ Bericht der Internationalen lutherisch-mennonitischen Studienkommission. Lutherischer Weltbund/Mennonitische Weltkonferenz, Genf/Straßburg 2010. Verweise auf dieses Dokument werden im Folgenden im Fließtext nachgewiesen.

² Vgl. a. a. O., 6: „Miteinander in dieser Weise auf die Vergangenheit zu schauen, ist selbst ein Akt der Versöhnung.“

³ Vgl. Astrid von Schlachta: Täufer – Von der Reformation ins 21. Jahrhundert, Tübingen 2020, 59.

⁴ Insbesondere Gottfried Seebaß vertritt die Überzeugung, dass Luthers Bild von der gesamten Täuferbewegung von seinen Erfahrungen mit Müntzer bestimmt sei und dass die Vermutung, dass die Täufer im Verborgenen zum politischen Aufbruch anstachelten, das prägende Motiv seiner Haltung gegenüber den Täufern gewesen sei. Vgl. ders.: Die Reformation und ihre Außenseiter – Gesammelte Aufsätze und Vorträge. Zum 60. Geburtstag des Autors herausgegeben von Irene Dingel unter Mitarbeit von Christine Kress, Göttingen 1997, 274–276.

⁵ Vgl. Elke Wolgast: Melanchthon und die Täufer/Spiritualisten, in: Günter Frank/Axel Lange (Hgg.): Philipp Melanchthon – Der Reformator zwischen Glauben und Wissen. Ein Handbuch, Berlin 2017, 193–203, 195f. Vgl. a. a. O., 193: „Da die altkirchliche Seite das Täufertum argumentativ als Weiterführung der evangelischen Lehre beurteilte und beide Spielarten von Abweichungen gleichermaßen diskriminierte, war es für die Evangelischen wichtig, die Distanz zu den Täufern möglichst deutlich zu markieren [...]. Konsequenz verweigerte Melanchthon Täufern und Spiritualisten Kommunikation und Dialog.“

⁶ Vgl. a. a. O., 57. Vgl. auch Peter Blicke: Die Reformation im Reich, Stuttgart 2015, 150. Vgl. Hans-Jürgen Goertz: Die Täufer – Geschichte und Deutung, Berlin 1988, 121: „Wohl haben sich die evangelischen Reichsstände der Erneuerung des Wormser Edikts von 1521, das die Reformation verhindern sollte, widersetzt; sie haben jedoch nicht gegen die verschärften Verfolgungsmaßnahmen, denen die Täufer ausgesetzt werden sollten, protestiert. Das Wiedertäufermandat wurde vielmehr einmütig zum Reichsgesetz erhoben und dem Reichsabschied einverleibt. Der Speyrer Reichstag ist die Geburtsstunde des Protestantismus genannt worden. Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass mit diesem Reichstag auch die Sterbestunde des Täufertums eingeleitet wurde.“

⁷ Ich beziehe mich auf dieses Ereignis als der ersten Hinrichtung durch lutherische Obrigkeiten, der leider noch viele weitere folgen sollten. Dass es bereits zuvor im Zuge der Schweizer Reformation Hinrichtungen von Täufern durch evangelische Autoritäten gab, wird hier aufgrund des Fokus auf die lutherische Theologie nicht weiter dargestellt.

⁸ Die Formulierung „Verwerfungen täuferischer Lehre“ sollen an dieser Stelle lediglich das Anliegen dieser Passagen zum Ausdruck bringen, sich von der Täuferbewegung abzugrenzen. Dass viele der Verwerfungen der CA täuferische Theologie unangemessen wahrnehmen oder nicht die Lehrgestalt heutiger täuferischer Kirchen treffen, wurde in internationalen Dialogen deutlich herausgestellt. Der Dialog darüber, inwiefern fortbestehende Lehrdifferenzen einer vollen Kirchengemeinschaft im Wege stehen, dauert bis in die Gegenwart an.

⁹ Auch hier beschränke ich mich auf diese beiden Protagonisten der Reformation. An dieser Stelle soll der Hinweis auf Johannes Brenz genügen als Beispiel, dass es auch Stimmen gab, die sich über lange Zeit hinweg strikt gegen die Anwendung der Todesstrafe gegenüber Anhängern täuferischer Lehren aussprachen. Vgl. dazu Heilung der Erinnerungen (s. Anm. 1), 53ff.

¹⁰ Zur Charakterisierung dieses apokalyptisch denkenden Flügels des Täufertums vgl. die kurzen Anmerkungen bei Blicke: Reformation (s. Anm. 6), 145. Zu den Nachwirkungen des Stigmas von Münster vgl. Astrid von Schlachta: Erzählungen von Devianz, in: Eric Piltz/Gerd Schwerhoff (Hgg.): Gottlosigkeit und Eigensinn – Religiöse Devianz im konfessionellen Zeitalter (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft 51), Berlin 2015, 311–332, 322–325.

Heinrich Bedford-Strohm

Ein lutherischer Blick auf die Täufer

Landgrafen Philipp von Hessen zur Anwendung der Todesstrafe gegen Täufer. (70)¹¹ Als der Landgraf sich in seinem Antwortschreiben immer noch nicht überzeugt zeigte, schrieben ihm Luther und Melanchthon ein weiteres Mal und argumentierten dabei – in völligem Widerspruch zu Luthers Worten von 1528 –, dass es Aufgabe des weltlichen Regimentes sei, Gotteslästerung mit dem Schwert zu strafen. Wer nicht zum Widerruf der täuferischen Irrlehre bereit sei, erweise sich damit als Anhänger des Teufels und als unfähig, durch die Worte der Schrift überzeugt zu werden. (72) Fast scheint es, als ob sich hier der Prozess Luthers vor dem Reichstag in Worms sprachlich replizierte, nur aus gegensätzlicher Perspektive. Diese Haltung in Bezug auf die Täufer haben die Wittenberger Reformatoren beibehalten. 1557 wurde sie in einer u. a. von Melanchthon verfassten Schrift¹² nicht nur wiederholt, sondern die Confessio Augustana wurde dann ausdrücklich als Maßstab der rechten Lehre angelegt, an der sich die Irrlehre der Täufer als solche zu erweisen habe. (77f.)

Auch wenn es nicht leicht fällt, anzuerkennen, dass die Worte der Wittenberger großen Anteil hatten am Tod hunderter Täufer, die durch evangelische Obrigkeiten verurteilt und getötet wurden, kann es doch heilsam sein, geschehenes Unrecht nicht zu verschweigen, da es uns selbst vor einer Verklärung unserer Geschichte und ihrer Protagonisten bewahrt¹³ und eine unabdingbare Voraussetzung der Versöhnung darstellt. Das geschehene Unrecht kann nicht durch Schweigen verbannt werden, sondern es muss berichtet werden, in der Hoffnung, dass es irgendwann als vergebenes Unrecht und als Mahnung erinnert werden kann.

¹¹ Zu dieser Schrift „Daß weltliche Obrigkeit den Wiedertäufern mit leiblicher Strafe zu wehren schuldig sei“ vgl. Wolgast: Melanchthon (s. Anm. 5), 200f.

¹² „Prozeß, wie es soll gehalten werden mit den Wiedertäufern“. Vgl. Wolgast: Melanchthon (s. Anm. 5), 201f.

¹³ Exemplarisch sei hier auf die Kritik Andrea Strübinds verwiesen, die gerade der Weise, wie die Reformationsdekade 2007–2017 begangen wurde, eine solche Verklärung vorwirft: „Gegen das Pathos der Freiheit, das über Jahrhunderte mit den Jubiläen zur Reformation lutherischer Provenienz verbunden war, muss Einspruch erhoben werden.“ In: Andrea Strübind: Glaube und Gewissensfreiheit – Eine freikirchliche Sicht, in: Thomas Söding/Bernd Oberdorfer (Hgg.): Kontroverse Freiheit. Die Impulse der Ökumene, Freiburg/Basel/Wien 2017, 55–80, 79. Vgl. auch den Hinweis Thomas Kaufmanns, dass bereits das Reformationsjubiläum 1617 – auch aus politischen Gründen – hochstilisiert wurde „zu einer triumphalistischen Manifestation lutherischen Identitätsbewusstseins“, in: Thomas Kaufmann: Erlöste und Verdammte – Eine Geschichte der Reformation, München 2017, 381.

TÄUFERISCHE TEXTE ZUM THEMA „GEMEINSCHAFT“

Gemeinschaft bewahrt vor Irrtum

Carl Harder, *Gemeinschaft* (1847)

„Wie der Geist überall eine wahre innige Gemeinschaft der Menschen hervorruft, so kann er auch nur in der Gemeinschaft seine ganze Bestimmung erfüllen. Die Gemeinschaft bewahrt vor Irrthum. Jeder Irrthum entsteht dadurch, dass man die Dinge von Einer Seite ansieht. Diesem kann nur dadurch vorgebeugt werden, dass in der Vereinigung Vieler jede Sache von verschiedenen Standpunkten aufgefasst und die entgegengesetzten Meinungen außgetauscht werden. Wenn Jeder spricht, was er denkt, Jeder seine Erfahrungen mittheilt, dann muss, wenn Alle nur die Wahrheit wollen, diese gefunden werden. Der einsame Denker kann vielleicht auch zur Quelle der Wahrheit hindurchdringen, aber sicher nicht so schnell, als wenn Andere mit ihm denken. Viele Verirrungen würden unbekannt sein, wenn man sich gewöhnte, seine Gedanken und Gefühle mitzuthemen. Nur in der Gemeinschaft verschwinden die Schrofheiten und Lieblosigkeiten Einzelner, und der Geist wird erhoben und selig.“

[...]

Ach, meine Brüder, wenn wir aufrichtig sein wollen, so müssen wir gestehen, dass wir Mennoniten ebenfalls keine wahrhafte Gemeinschaft des Geistes mit einander unterhalten. Unsere Väter kannten Zusammenkünfte, in denen sie sich geistig stärkten und ohne Furcht vor Verletzung ihren Gedanken mittheilten; wir haben höchstens Versammlungen, in denen über äußere Einrichtungen verhandelt wird, aber Zusammenkünfte, welche nach gemeinsamem Beschluss für einen christlichen Unterricht der Jugend, Einführung eines bessern Gesangbuches, Unterstützung der Armen anderer Gemeinden und Erweckung des religiösen Bewusstseins sorgen, kennen wir nicht.“

Carl Harder: *Gemeinschaft*, in: *Monatsschrift für die evangelischen Mennoniten*, Juli 1847, 13 f., 15

TÄUFERISCHE TEXTE ZUM THEMA „GEMEINSCHAFT“

Die Hand der Hilfe in Treue und Freundschaft

Engel Arentson van Dooregeest, *Sendschreiben an den Herrn Friedericus Spanhemius* (1694):

„Von der wahren Gelassenheit und christlichen Gemeinschaft der Güter“

„Warum sollten wir denn, die wir in einerlei Wegen der Demuth wandeln, der eine dem andern die Hand der Hülfe in Treue und Freundschaft nicht darreichen, in Hoffnung, mehr und mehr zu kommen zu der Einigkeit des Glaubens und der Erkenntnis des Sohnes Gottes. Wir sind alle Protestanten des Pabstthums, durch Gottes Gnade reformirt und verbessert. Wir halten Gottes Wort, in der heiligen Schrift verfasst, für unsere Regel in allem, was man glauben und thun muß, selig zu werden. Und weil wir darum die Autorität des römischen Pabstes als Statthalter Christi in der Kirche verwerfen, so glauben wir in diesem Ansehen, daß die Christen alle unter einander nicht mehr und nicht anders als Brüder zu einander stehen und deshalb nicht befugt sind, als Herren die Herrschaft über Jemandes Glauben zu führen, sondern als Mitarbeiter der Freude einander durch Demuth zu dienen in der Liebe, hat uns aber die Wahrheit insofern von allerlei Banden der Finsterniß und der Unwissenheit frei gemacht – wie können wir diese Wohlthat zum Beweis der Dankbarkeit besser gebrauchen als durch eine freie doch sittsame Erforschung der christlichen Wahrheit zu eines jedwedem Nutzen?“

Zit. nach: *Mennonitische Blätter* 30, 1883, S. 47

Burkhard Neumann

Ein katholischer Blick auf die Täufer

Wenn man danach fragt, wie die täuferischen Gemeinden bei uns aus katholischer Sicht wahrgenommen werden, dann müsste die Antwort darauf wahrscheinlich so unterschiedlich und differenziert ausfallen wie der Blick auf die katholische Kirche und ihre Mitglieder insgesamt. Insofern kann es hier nur um einige wenige persönliche Eindrücke und Erfahrungen gehen, die sicherlich nicht alle Aspekte berücksichtigen können.

Den meisten Mitgliedern der katholischen Kirche, vor allem aus der mittleren und älteren Generation, sind täuferische Gemeinden wohl eher fremd, wenn nicht gar unbekannt. Da „Täufer“ oder „Baptisten“ in den Medien fast nur dann auftauchen, wenn sich etwa bestimmte Gemeinden wegen des Sexualkundeunterrichts der Schulpflicht entziehen wollen oder wenn sie durch einen Gottesdienst in ihrem Gemeindehaus das Corona-Virus untereinander verbreitet haben, ist es leider in der Regel das, was man von katholischer Seite aus mit diesen Begriffen verbindet, und als dementsprechend fremd oder seltsam werden sie dann auch katholischerseits empfunden.

Dass es auch ganz andere täuferische Gemeinden und Kirchen gibt, wissen die meisten nicht, es sei denn, dass sie sich auf örtlicher und vor allem überörtlicher Ebene ökumenisch engagieren. Denn gerade auf überörtlicher Ebene werden ihnen im Kontext der verschiedenen Freikirchen auch täuferische Christen und Christinnen begegnen und ihr Bild von diesen Gemeinden verändern. Aber selbst dann braucht es manchmal etwas längere Zeit, um etwa einem Katholiken deutlich zu machen, warum auch die täuferischen Gemeinden nach ihrem Verständnis eben keine Wiedertaufe, sondern die Gläubigentaufe praktizieren, wenn sich ihnen ein als Säugling getaufter Katholik anschließt und dort getauft wird. Ist aber diese Hürde genommen, dann kann man über die Herausforderungen und Grenzen der jeweiligen Tauflehre und erst recht der jeweiligen Taufpraxis intensiv und für beide Seiten fruchtbar miteinander ins Gespräch kommen. Möglicherweise schauen dann auch Katholiken einmal im Stammbuch nach, an welchem Tag sie denn eigentlich getauft sind und fragen sich, was dieser Tag für sie bedeutet. Und umgekehrt sind Katholiken, denen ihre eigene, als Säugling empfangene Taufe für ihren Glauben durchaus wichtig ist, froh darüber, dass es täuferische Gemeinden gibt, die diese Taufe bei einem Übertritt respektieren. Auch das hilft beiden Seiten, neu über die Taufe nachzudenken.



PD Dr. Burkhard Neumann
Direktor am Johann-Adam-Möhler-Institut
Paderborn

In der jüngeren Generation geht man, wenn man sich für den christlichen Glauben engagiert, zumindest meiner Erfahrung nach unbefangener mit täuferischen Gemeinden um. Hier stehen aber für die meisten eher die freikirchliche Form des Gemeindelebens sowie die andere, als freier und weniger „streng“ empfundene Form des Gottesdienstes im Vordergrund. In diesem Sinne gibt es weit weniger Berührungsängste, sondern eine grundsätzliche Offenheit, sich auf andere Formen von Gemeinde und Gottesdienst einzulassen. Die Frage nach dem Verständnis und der Bedeutung der Taufe spielt demgegenüber eher eine geringere Rolle, wenn sie denn überhaupt als Spezifikum täuferischer Gemeinden wahrgenommen wird.

Was aber heute sicherlich beide Seiten miteinander verbindet, ist das Wissen darum, dass man niemandem den Glauben aufzwingen kann, sondern er frei angenommen und verantwortet gelebt werden muss. Angesichts der Tatsache, dass sich die katholische Kirche erst mit dem II. Vatikanischen Konzil ausdrücklich zur Religionsfreiheit bekannt hat, würde es den Blick auf die täuferischen Kirchen sicherlich noch einmal positiv beeinflussen, wenn katholischen Christen und Christinnen stärker bewusst wäre, welche Rolle die Täufer in der Geschichte der Kirchen dabei gespielt haben, dieses Recht, das heute als selbstverständlich angesehen wird, zu einer gemeinsamen christlichen Überzeugung zu machen. Das könnte und sollte dazu ermutigen, in Zukunft mehr aufeinander zu schauen, um voneinander zu lernen.

TÄUFERISCHE TEXTE ZUM THEMA „GEMEINSCHAFT“

Die Liebe zu meinem Volk und zur ganzen christlichen Kirche

Johannes Deknatel über Kirche (1746)

„Die Liebe zu meinem Volk hat mich warlich allein gedrungen, und ich destinire dieses kleine Büchlein, wiewohl zum Nutzen des allgemeinen Christenthums, dennoch besonders vor meine Mennonisten Brüderschaft. Ich habe Lieb zu allen Menschen, und glaube an eine allgemeine Christliche Kirche; Dennoch muß ich bezeugen, daß ich besonders auf meinem Herzen trage mein Mennonistenvolk, und insonderheit meine eigne Gemeine, worunter ich von Jugend an Glied und Lehrer bin, und welcher Seligkeit ich, als meine eigne, suche zu befördern.“

Johannes Deknatel: Anleitung zum Christlichen Glauben,
Worms 1807, Vorrede

Verena Hammes im Gespräch mit Georgios Vlantis und Doris Hege **Täufer und Orthodoxe in der Ökumene: Mut zum Glauben – Mut zur Gemeinschaft**



Georgios Vlantis

Griechisch-orthodoxer Theologe und Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Bayern



Doris Hege

Mennonitische Pastorin und Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland (AMG)

Dr. Verena Hammes

Geschäftsführerin und römisch-katholische Referentin der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland

Wenn Ihr das Motto „Gewagt! gemeinsam leben“ hört – welche Assoziationen kommen Euch ganz spontan in den Sinn, persönlich, konfessionell, kirchlich, gesellschaftlich?

Hege: Gemeinsam leben ist immer gewagt. Gott hat es auch mit seinen Menschen gewagt, gemeinsam unterwegs zu sein. Gemeinsam leben braucht immer viel Toleranz. Und wie so oft fällt mir dann ein Lied ein: „Einsam bist du klein, aber gemeinsam werden wir Anwalt des Lebendigen sein“. Gemeinsam leben ist also auch etwas Wunderschönes und tut gut.

Vlantis: Da kann ich mich nur anschließen. Ich finde dieses Motto wirklich sehr erfrischend und im positiven Sinn herausfordernd. Das ist doch genau das, was das Christentum ausmacht: kritisch, prophetisch, erneuernd. Sicherlich braucht man viel Mut, wenn man gemeinsam leben möchte. Das bedeutet auch Selbstverzicht, bedeutet auch Akzeptanz des Anderen, Großzügigkeit und eine grundsätzliche Bereitschaft dazu. Wenn ich das ein bisschen mit meiner Konfession verbinde: Die Orthodoxie hebt das Gemeinschaftliche sehr stark hervor. Unsere geschichtliche Erfahrung zeigt, dass es häufig Mut brauchte, Christ zu bleiben und christliche Gemeinschaft zu praktizieren, ob es im Osmanischen Reich oder hinter dem Eisernen Vorhang war. Wir brauchen diese Aufforderung, gemeinsam zu leben – auch in der Ökumene. Nur gemeinsam gewinnen wir an Überzeugungskraft und können für die Armen und Schwachen da sein.

Georgios, in der Beschreibung des Themenjahres auf der Homepage der Täuferbewegung lese ich den – jetzt ein wenig provokativ aus dem Gesamtzusammenhang genommenen – Satz: „Kirche ist die Gemeinschaft derjenigen, die sich freiwillig auf der Grundlage ihrer Glaubensstaufe zusammengeschlossen haben.“ Wie klingt diese Feststellung für orthodoxe Ohren?

Vlantis: Meinen orthodoxen Ohren geht es gut damit. Jede theologische Aussage ist geschichtlich, kulturell und kontextuell bedingt. Dies muss man berücksichtigen, um unnötige Polemiken zu vermeiden. Die Taufe ist hier ein gutes Beispiel: In meiner Kirche wird die Kindertaufe praktiziert. Ich erinnere mich nicht an meine eigene Taufe, denn ich wurde mit drei Monaten getauft. In der Orthodoxie glauben wir, dass der Glaube mehr als nur das Glaubensbekenntnis ist; die Taufe ist vielmehr ein Mysterium. Auch eine Säuglingstaufe ist daher eine Glaubensstaufe, sie findet im Kontext einer Glaubensgemeinschaft statt. Man darf also den Satz nicht eng interpretieren. Es ist auch eine Aufforderung, das Christentum und seinen Glauben ernst zu nehmen. Und: Die Geschichte kann einen immer wieder überraschen. So ist es mir passiert, als mir bewusst wurde, dass die meisten

Kirchenväter als Erwachsene getauft wurden, obwohl sie Mitglieder von christlichen Familien waren. Es gibt also beide Traditionen, die zu respektieren sind und die das Anliegen haben, den Glauben ernst zu nehmen und die Freiheit für den Glauben zu praktizieren. Der Satz geht also viel weiter.

Hege: Darf ich eine Zwischenfrage stellen? Wo ist dann in der orthodoxen Kirche der Moment, wo sich der Einzelne zum Glauben entscheidet?

Vlantis: Es geht nicht um einen Moment, sondern es ist das ganze Leben des Gläubigen, insbesondere die Teilnahme an den Gottesdiensten und der Empfang der Sakramente. Mit dem ganzen Leben will man also manifestieren, dass man zur Kirche gehört.

Hege: Und es gibt auch nichts, was die Taufe bestätigt?

Vlantis: Die Myronsalbung wird gleich nach der Taufe gefeiert, das ist zeitlich nicht getrennt. Es gibt aber Ausnahmen: Bei einigen orthodoxen Kirchen ist es so, dass sie bei einem Übertritt zwar die Taufe der anderen Kirche akzeptieren, aber die Myronsalbung praktizieren. Die Taufe bestätigen die Orthodoxen mit der bewussten Teilnahme am Leben ihrer Gemeinschaft.

Doris, wie hört sich das eben Gesagte für mennonitische Ohren an?

Hege: Trotz aller Verschiedenheit klingt es für mich sehr nahe. Das Leben als Antwort auf meinen Glauben ist für die Mennoniten sehr wichtig, das bezeichnen wir als Nachfolge. Durch meine Erfahrungen in der Ökumene komme ich immer mehr zu der Erkenntnis, dass es viel mehr gibt, was Orthodoxe und Mennoniten miteinander verbindet als wir uns vorstellen. Das zeigt sich besonders im Bereich „den Glauben leben“. Da ist viel mehr Nähe als z.B. in den Kirchenstrukturen. Da habe ich auch direkt eine konkrete Frage zum Priesteramt, denn das ist für Mennoniten sehr fremd. Manchmal vermittelt die Struktur den Eindruck, die Priester seien näher bei Gott als das Volk.

Vlantis: Das Amtsverständnis der Orthodoxie unterscheidet sich nicht so sehr von dem der römisch-katholischen Kirche. Der Priester hat spezielle Funktionen, aber der einzige Priester ist letztendlich Christus selbst. Johannes Chrysostomos sagt, dass der Priester seine Hände und seine Lippen Christus ausleiht, damit dieser zu den Menschen sprechen kann. Die Strukturen sind dann aus einem bestimmten geschichtlichen Kontext gewachsen und regional dann nochmals unterschiedlich. Der Priester hat vor allem die Aufgabe, Diener zu sein. Aber hier können wir viel von den Impulsen der Freikirchen lernen. Man muss auch bedenken, dass erst seit dem Fall des Kommunismus die Mehrheit der Kirchen der Orthodoxie die Möglichkeit hat, Strukturen zu überdenken und in Freiheit das Glaubensleben zu gestalten. Seitdem gibt es bereits vielfältige Diskussionen über die Rolle der Frau, über die Sexualmoral und so weiter. Wir sind jünger, als man meint!

Hege: Sie haben vorhin gesagt, die Priester sind die Lippen von Jesus. Ich würde sagen, alle Menschen sind die Lippen von Jesus.

Vlantis: Das könnten wir auch gerne sagen. Johannes Chrysostomos hat die oben erwähnte Aussage vor allem auf die liturgische Ebene bezogen.

Es ist schon angeklungen, dass die Orthodoxie Impulse von den Freikirchen aufnimmt und schätzt. Doris, könntest Du das umgekehrt auch für die Freikirchen feststellen? Welche Elemente könnten hier impulsgebend sein?

Hege: Für mich ist griechisch-orthodoxe Kirche immer noch ein Buch mit sieben Siegeln, weil ich ganz vieles nicht verstehe, aber einfach bewundernd davor stehe. Ich will dazu eine Geschichte erzählen. Ich war vor einigen Jahren zu einem panorthodoxen Gottesdienst in Frankfurt eingeladen. Gleichzeitig hatten wir als mennonitische Gemeinde in Frankfurt Gemeindeversammlung. Wir hatten den ganzen Tag diskutiert und uns die Köpfe heiß geredet. Als ich abends in den Gottesdienst kam, habe ich zwar nichts verstanden, aber ganz viel gespürt.

Verena Hammes

im Gespräch mit Georgios Vlantis und Doris Hege

Täufer und Orthodoxe in der Ökumene: Mut zum Glauben – Mut zur Gemeinschaft

Da habe ich gemerkt, dass wir eher nüchtern und intellektuell sind und dass sich das auch im Gottesdienst bemerkbar macht. Auf der Ebene des Fühlens und des Spürens können wir sicher von der Orthodoxie lernen, auch wenn uns Elemente wie die Ikonenverehrung fremd bleiben.

Vlantis: Wenn man Basilius den Großen in eine Orthodoxe Kirche des 21. Jahrhunderts bringen würde, wäre ihm auch vieles fremd: die architektonischen Formen der meisten Gotteshäuser, die vollständige Bemalung des Gotteshauses, viele liturgische Gewänder usw. Die Ikonen hatten im Mittelalter auch eine durchaus intellektuelle Funktion, sie waren Bücher der Analphabeten und Ungebildeten in einer Zeit, in der das Pergament ein Luxusgut war. Unser Kuss an die Ikonen ist ein Gebet, es ist die Inanspruchnahme des Körpers für das Gebet.

Noch ein Wort zu dem, was ich an den Mennoniten schätze: Das Eintreten für das Entscheidungschristentum und gegen die Banalisierung des Christentums bewundere ich. Gerade aus unserer orthodoxen Geschichte heraus bin ich beim Verhältnis von Kirche und Staat ein überzeugter Freikirchler, denn das ist der einzige realistische Weg für die Kirchen in säkularisierten Gesellschaften.

Wir beobachten gerade in diesen Tagen herausfordernde Zeiten besonders in Fragen des Zusammenhalts und einer stärker werdenden Ausdifferenzierung. Was bedeutet es für das Miteinander in der Ökumene, wenn wir mit einer zunehmenden Vielfalt an religiösen Ausdrucksformen, kirchlichen Bekenntnissen und unterschiedlichen Spiritualitäten konfrontiert sind? Könnte die Ökumene hier Vorbildfunktion im Umgang mit der Differenz haben?

Vlantis: Vielleicht beginne ich persönlich: Hätte man mir vor 20 Jahren gesagt, dass ich irgendwann Geschäftsführer der ACK in Bayern werde, hätte ich ausgerufen: „Gott bewahre!“ Ich komme aus einem monokonfessionellen Kontext, wo man nicht den Bedarf spürt, in den Dialog zu kommen. Das Gegenüber fehlt oder das Gespür dafür. Dadurch verpasst man Chancen. Die neue Generation von Theologinnen und Theologen in meiner Heimat sucht mittlerweile durchaus das Gespräch. Als ich nach Deutschland kam, habe ich eine größere Vielfalt kennengelernt und auch gemerkt, dass die Ökumene mir persönlich gut tut. Die Ökumene ist eine Prägung, die wir brauchen. Gerade in dieser Corona-Zeit ist die Ökumene für mich eine Erinnerung daran, dass unsere Welt bunt und vielfältig ist, und gerade in diesen Zeiten müssen wir die Neugier der Menschen auf diese Vielfalt wecken. Die Vielfalt hat aber nur Sinn, wenn sie auch versöhnt ist. Wenn wir jetzt nicht die Einheit zeigen, wann dann?

Hege: Ich glaube auch, dass wir gesellschaftlich eine große Wirkung haben können, wenn wir als Kirchen geschwisterlich unterwegs sind. Manchmal würde ich mir mehr wünschen, dass wir gemeinsam Stellung beziehen im gesellschaftlichen Diskurs. Wenn wir als christliche Kirchen versöhnt miteinander leben, dann sind wir das beste Friedenszeugnis für die Welt.

Formuliert bitte beide einen Wunsch an das Themenjahr 2021 – auch im Hinblick auf das Jahr der Ökumene.

Hege: Ich hatte ja gerade formuliert, dass wir gemeinsam eine gesellschaftliche Stimme sind. Innerökumenisch wünsche ich mir, dass wir mehr und mehr lernen, dass wir uns nicht abgrenzen müssen, sondern dass wir gemeinsam viel mehr von Gott zeigen.

Vlantis: Das würde ich ebenfalls unterschreiben. Für mich ist das Motto des Themenjahres auch gleichzeitig ein Wunsch: Ich wünsche mir Mut zum Glauben, Mut zur Ökumene, Mut zu Gemeinschaft und Mut zum Leben.

Anzeige



Das schöne Seniorendorf
in Leichlingen im Bergischen Land

**PFLEGE
KURZZEITPFLEGE
BETREUTES WOHNEN
BEGEGNUNGS-
ZENTRUM**



www.weltersbach.org · (02174) 7307-0

Diakonie Werk
PILGERHEIM WELTERSACH

Erich Geldbach

Baptisten und Ökumene

Die Weihnachtsgeschichte erzählt, dass die ganze „Ökumene“ (die bewohnte Erde) geschätzt wurde. Eine Bedeutungsverschiebung gab es seit dem 4. Jahrhundert, als es um die Einheit der Kirche in der Einheit des Römischen Reiches ging. Kaiser Konstantin berief die Reichssynode 325 nach Nicäa, die als erstes „ökumenisches“ Konzil interpretiert wurde. Der in Konstantinopel residierende ökumenische Patriarch, die ökumenischen Bekenntnisse und die sieben ökumenischen Konzilien standen für die Einheit der Kirche.

Die seit der Reformation entstandenen neuen Kirchen bekämpften sich mit feindseliger Polemik. Theologische und nicht-theologische Faktoren ebneten jedoch die Wege der Kirchen zueinander: Das 20. Jahrhundert gilt als „ökumenisches“ Jahrhundert, wozu u.a. folgende Faktoren beitrugen:

1. Vorläufer sind a) die Evangelische Allianz, an deren Entstehen englische Baptisten maßgeblich beteiligt waren; die Gründungsversammlung 1846 besuchten die deutschen Baptisten Johann Gerhard Oncken, Julius Köbner und Gottfried Wilhelm Lehmann; b) Jugend- und Studentenorganisationen (YMCA/YWCA 1855 = CVJM; Christlicher Studentenweltbund 1895); c) der „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen“, an dessen Vorgeschichte, der „Friedensfahrt“ 1908 nach England, und Entstehung 1914 Baptisten aktiv beteiligt waren. Karl Heinz Voigt sieht hier die „Urzelle der deutschen Ökumene“.
2. Dazu kamen weltweite konfessionelle Zusammenschlüsse, so bspw. 1905 der Baptistische Weltbund (Baptist World Alliance), dessen erster Präsident der englische Pastor John Clifford wurde. Er hatte 1892 den Nationalen Kongress der Freikirchen in England organisiert, aus dem der Nationale Freikirchenrat hervorging.
3. Bedeutsam war die protestantische Weltmission, zu deren Pionieren der Baptist William Carey gehörte, der vorschlug, alle zehn Jahre eine Konferenz der Missionsgesellschaften zu organisieren. Symbolhaft sollte die erste Tagung 1810 am Kap der Guten Hoffnung stattfinden. Genau 100 Jahre später tagte in Edinburgh unter Vorsitz des methodistischen Laien John R. Mott die Weltmissionskonferenz, aus der 1921 der Internationale Weltmissionsrat hervorging.
4. Verheerende Folgen zeigte der Erste Weltkrieg: Die sog. „christlichen“ Länder opferten ihre jungen Männer auf den Schlachtfeldern Europas. Das machte z.B. in China, Indien, Japan das Christentum unglaubwürdig: Wie konnten Kirchen, die Nächsten- und Feindesliebe predigten, das Gemetzel zulassen? Welche Defizite zeigten Kirchen, wenn es um Frieden und gesellschaftliche Verantwortung ging? Dazu hatte der Baptist Walter Rauschenbusch die Idee des sozialen Evangeliums als konsequente Je-

sus-Nachfolge entwickelt. Der schwedische lutherische Erzbischof Nathan Söderblom lud 1925 zu einer Konferenz zum Thema „praktisches Christentum“ ein.

5. In Analogie zum Völkerbund schlug der Ökumenische Patriarch von Konstantinopel einen Bund der Kirchen vor.
6. Dies war ohne Ansprechen kontroverser Themen nicht möglich: Der anglikanische Bischof Charles Brent wollte die kirchliche Einheit auf der Basis gemeinsamen Glaubens. So tagte 1927 die Konferenz für Glauben und Kirchenverfassung auf Grundlage einer vergleichenden Lehre von der Kirche. Die Bewegungen Mission, praktisches Christentum sowie Glauben und Kirchenverfassung und dazu der „Weltrat für christliche Erziehung“ bilden die vier Ströme, die bei Gründung des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) am 23.8.1948 in Amsterdam zusammenflossen. In allen Bereichen waren Baptisten aus unterschiedlichen Ländern aktiv, und diverse Nationale Baptistenbünde sind Gründungsmitglieder des ÖRK. Die deutschen Baptisten hielten sich fern, was überrascht, weil sie an den Missionskonferenzen und den Konferenzen 1925 und 1927 sowie den Folgetagungen 1937 in Oxford und Edinburgh wie selbstverständlich teilnahmen. Bundesdirektor Paul Schmidt folgte in Oxford Vorgaben der NS-Regierung, war aber bei der Konstituierung des ÖRK als Vertreter der im März 1948 in Kassel gebildeten Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) anwesend. Dafür hatte Kirchenpräsident Martin Niemöller als Vorsitzender gesorgt. Baptisten waren Gründungsmitglieder der ACK, aber nicht des ÖRK. Nach dem Zusammenschluss mit Teilen der Brüderbewegung zum „Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden“ (1941/42) waren konservative Kreise gegenüber dem ÖRK skeptisch eingestellt; vor allem wegen des Gerüchts, hier entstehe eine „Superkirche“, welche die Autonomie der Ortsgemeinde untergrabe.



Baptist World Alliance

Nach Niemöller war der baptistische Seminardirektor Dr. Hans Luckey von 1961 bis 1966 ACK-Vorsitzender. In der Ökumenischen Centrale und im Deutschen Ökumenischen Studienausschuss (DÖSTA) waren stets Baptisten vertreten. Von 2006 bis 2015 war Dr. Uwe Swarat, Professor für systematische Theologie an der Theologischen Hochschule Elstal, DÖSTA-Vorsitzender. Die deutsche Ökumene ist ohne baptistische Beteiligung nicht zu denken, was auch für regionale und örtliche Arbeitsgemeinschaften zutrifft. Baptisten sind Mitglieder der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK). Die Europäische Baptistische Föderation hat mit der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa durch Dialoge enge Beziehungen geknüpft.

Der Baptistische Weltbund hat mit Reformierten, Katholiken, Lutheranern, Anglikanern, Mennoniten und Methodisten Dialoge geführt. In Deutschland gibt es mit Vertretern der EKD Gespräche; in Bayern hat eine lutherisch-baptistische Arbeitsgruppe in der umstrittenen Tauffrage Übereinstimmungen erzielt. Baptisten suchen eine lebendige Vielfalt und ein geregeltes Miteinander der Kirchen auf der Grundlage umfassender Religionsfreiheit. Sie bedauern, dass sich die deutsche Ökumene in der Öffentlichkeit bilateral (EKD und Deutsche Bischofskonferenz) zeigt und die ACK als Ausdruck der multilateralen Ökumene ein Nischendasein führen muss. Der konziliare Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung ließ die Stärke multilateraler Beratungen erkennen.

Prof. em. Dr. Erich Geldbach

zuletzt Professor für Ökumenische Theologie und Konfessionskunde an der Ruhr-Universität Bochum

Fernando Enns

„Die Mehrheit mag im Unrecht sein“ – Erfahrungen eines Mennoniten im Ökumenischen Rat der Kirchen

Als ich Mitte der 1990er Jahre von der Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden beauftragt wurde, die Vertretung im Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) zu übernehmen, fragte ich mich: Wo und wie können wir uns engagieren? Mir wurde schnell klar: Wir Mennoniten können und müssen nicht überall „mit Sitz und Stimme“ vertreten sein. Ich entschied mich für ein konzentriertes Engagement in der Einheit „Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung“. Hier könnte unsere Tradition und Theologie als Friedenskirche wohl am ehesten von Bedeutung sein.

Mich beeindruckten am Anfang die vielen schnell geschlossenen Freundschaften und die große Offenheit gegenüber uns Mennoniten, obwohl die meisten wenig von uns wussten. Bald kam es zu einem ersten Schlüsselerlebnis: Die Kandidat*innen für den neu zu wählenden Zentralausschuss (ZA) – dem beschlussfassenden Gremium zwischen den ÖRK-Vollversammlungen – sollten nominiert werden. Wir starteten als Gründungsmitglied des ÖRK eine direkte Eingabe an den ÖRK, mit dem Hinweis, dass in der 50jährigen Geschichte des ÖRK die Mennoniten noch nie einen Sitz im ZA hatten. Es stelle sich doch die Frage an diese Gemeinschaft der Kirchen, ob sie es sich leisten wolle, auf die Stimme der mennonitischen Weltgemeinschaft zu verzichten. – Prompt wurde ich während der folgenden Vollversammlung in Harare, Zimbabwe (1998) in den ZA gewählt.

Während dieser ÖRK-Vollversammlung kam es zu einem weiteren Schlüsselerlebnis. In der Einheit „Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung“ hatten wir durch die Fallstudien „Peace to the City“ den Vorschlag erarbeitet, der ÖRK solle für die Jahre 2000–2010 eine „Dekade zur Überwindung der Gewalt“ ausrufen. Als die Leitenden signalisierten, dass hierüber nicht die Vollversammlung entscheiden sollte, stellte ich meinen Antrag aus dem Plenum. Er wurde mit überwältigender Mehrheit angenommen. Das hatte weitreichende Folgen für den ÖRK und seine Kirchen. Ein wenig war ich selbst überrascht von dieser Einflussmöglichkeit.

Immer wieder kam es in den Folgejahren zu ähnlichen Situationen, die mir einerseits verdeutlichten, wie wichtig unsere Stimme in der Ökumene ist, andererseits aber auch, wie gewissenhaft mit der Einflussnahme umzugehen ist. Während der ZA-Sitzung 2001 in Potsdam wurde eine Stellungnahme zur Abstimmung gebracht, die eine positive Einschätzung zu militärischen Interventionen aus humanitären Gründen enthielt. Die meisten Delegierten schienen diesem Vorgang nicht viel Beachtung zu schenken. Mir aber stockte das Herz! Wir konnten doch nicht ernsthaft als Kirchen der Welt einer Argumentation zustimmen, die der Logik des „gerechten Krieges“ folgte. Nachdem ich die Kritik aus der Sicht der historischen Friedenskirchen vorgetragen hatte,

Prof Dr. Fernando Enns

Leiter der Arbeitsstelle Theologie der
Friedenskirchen an der Universität Hamburg
Professor für Theologie und Ethik an der Vrije
Universiteit Amsterdam



„Walk of Peace“ in Amsterdam 2017, zum
„Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens“.

wurde die Abstimmung vertagt, ich wurde in die entsprechende Kommission eingeladen. Daraus erwuchs eine langjährige, kritische Auseinandersetzung zur „Verantwortung zur Schutzpflicht“ im ÖRK.

Auch wenn viele Organisationsformen und Abläufe im ÖRK eher den Mentalitäten von Mehrheitskirchen entsprechen, bin ich immer wieder erstaunt, wieviel Einfluss die kleinen Friedenskirchen haben. Als es zur Zerreißprobe zwischen den orthodoxen und den protestantischen Mitgliedskirchen kam und die Orthodoxen beklagten, zu oft in den Abstimmungen zu unterliegen, konnte auf die Erfahrung der Friedenskirchen zurückgegriffen werden. Anfangs belächelt, sind die qualifizierten Konsensentscheidungen inzwischen Teil der ÖRK-Satzung.

Oft stelle ich fest, dass wir als Minderheitskirche schlicht eine andere Perspektive haben. Niemals in unserer Geschichte waren wir Mehrheitskirche oder gar Staatskirche. Immer schon mussten wir kreativ nach Wegen suchen, wie wir Zeugnis für unseren Glauben in der Gesellschaft geben können. Dies hat eine Mentalität entstehen lassen, die eine höhere Sensibilität für das Anliegen anderer Minderheiten hat, für die wir im ÖRK manchmal zur Anwältin werden.



ÖRK - Zentralausschuss Sitzung in Trondheim/Norwegen, 2016
Während einer Plenarsitzung zum „Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens“

Nicht alles, was uns wichtig ist, muss den anderen in gleicher Weise wichtig sein. Auch das gehört zu den manchmal durchaus schmerzhaften Erfahrungen. Als Minderheitskirche müssen wir mit Zuschreibungen und Stereotypen leben. Wenn mich im ÖRK jemand nicht ernst nimmt, weil ich aus einer „ana-baptistischen“ Tradition komme (von der er/sie zuvor noch nie etwas gehört hat), dann verlangt das Geduld. Manchmal sind es auch negative Erfahrungen mit Mennoniten in anderen Ländern, die zu einer kritischen Haltung uns gegenüber führen. – In solchen Momenten hilft es mir, mich meiner mennonitischen Gemeinde-Identität zu vergewissern. Das trägt, macht Mut und korrigiert.

Eine wichtige Lernerfahrung ist die Entwicklung des Selbstbewusstseins, dass wir am ökumenischen Tisch nicht als Bittsteller sitzen, sondern als gleichberechtigte Glieder am Leib Christi. Weil wir Mennoniten mit unseren Bemühungen um Einheit schlicht dem Gebet Jesu (Joh 17) folgen, sehen wir den ÖRK auch als unser Instrument an, dies zu verwirklichen.

„Die Mehrheit mag im Unrecht sein“ – dieser Satz meines (mennonitischen) Vaters hat mir oft geholfen, mutig aufzustehen. Aber ich weiß auch: Wir müssen immer auch damit rechnen, dass wir selbst im Unrecht sein könnten. Minderheit zu sein legitimiert noch nicht *per se* bei der eigenen Überzeugung zu verharren oder sich der Auseinandersetzung zu entziehen. Die anderen brauchen uns mindestens so sehr, wie wir sie brauchen. Als Minderheit tragen wir nicht weniger Verantwortung für die Einheit in versöhnter Verschiedenheit als die Mehrheitskirchen – zumal als Friedenskirche.

Jasmin Jäger

Gewagt! Einheit gemeinsam leben

Der BEFG auf dem Weg zur Mitgliedschaft im Weltkirchenrat

Der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG) befindet sich in einem Beratungsprozess, ob ein Antrag auf Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) gestellt werden soll.

„Warum seid Ihr eigentlich nicht Mitglied im Weltkirchenrat?“ Ja, warum eigentlich nicht? Die Frage nach der Mitgliedschaft des BEFG im ÖRK wird Personen, die den BEFG in ökumenischen Gremien vertreten, immer wieder einmal gestellt. So zum Beispiel in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK), die auf nationaler Ebene seit 1948 den ökumenischen Gedanken umsetzt. Der BEFG ist hier sogar Gründungsmitglied. In den im gleichen Jahr 1948 gegründeten ÖRK ist der BEFG jedoch nicht eingetreten. Die Gründe dafür sind nicht erkennbar. In späteren Jahren, als die Frage nach der Mitgliedschaft im ÖRK verschiedentlich neu gestellt wurde, kamen einige Vorbehalte gegenüber dem ÖRK ans Licht.

Dem Ökumenischen Rat der Kirchen wurde beispielsweise vorgeworfen, er strebe zu einer Welteinheitskirche hin, wie sie in der Bibel für die Endzeit angekündigt werde.¹ Andere Kritikerinnen und Kritiker sehen im ökumenischen Dialog die Gefahr einer Verwässerung oder Verfälschung des Glaubens.

Das Selbstverständnis des ÖRK ist jedoch ganz anders. Die Toronto-Erklärung von 1950 führt aus, dass der Ökumenische Rat der Kirchen keine „Über-Kirche“ ist und niemals eine werden darf. Er ist nicht die „Weltkirche“. Der ÖRK wurde zum einen geschaffen, um Kirchen miteinander in lebendigen Kontakt zu bringen, und zum anderen, damit die verschiedenen Kirchen sich mit den zwischen ihnen bestehenden Unterschieden auseinandersetzen. Keine Kirche ist verpflichtet, ihre Ekklesiologie um der Mitgliedschaft im ÖRK willen zu ändern.

Die Bemühungen um Einheit unter den Kirchen werden theologisch mit dem Wunsch Jesu begründet (Johannes 17, 20–23): „dass sie alle eins seien“. Zu dieser Einheit zählen nach Epheser 4, 3–6 ein Leib, ein Geist, eine Hoffnung, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller. An dieser Stelle zeigt sich jedoch ein ökumenisches Problemfeld: die gegenseitige Anerkennung der Taufe. Viele Kirchen haben durch die Säuglingstaufe einen anderen Zugang zum Christentum als die täuferischen Kirchen: Man wird Kirchenmitglied durch die Taufe, nicht durch das persönliche Bekenntnis. Dahingegen praktizieren die Mitglieder des BEFG und andere täuferische Freikirchen die Mündigentaufe. Das mündige Bekenntnis zu Christus und die persönliche Entscheidung zur Taufe sind demnach die Voraussetzung für die Kirchengliedschaft.²

Jasmin Jäger
Referentin im Generalsekretariat des BEFG



Ökumenischer Rat der Kirchen

Dennoch kann eine Annäherung und Zusammenarbeit trotz theologischer Differenzen gelingen. Zumal Christinnen und Christen im BEFG glauben, dass der Glaube rettet, nicht die Taufe oder eine bestimmte Kirchenzugehörigkeit.

„Eine Einheitskirche lehnen wir aber ab. Sie wird von manchen Kirchen erstrebt von anderen nicht. Wir bekennen uns zu einer ‚versöhnten Verschiedenheit‘³, schreibt das Präsidium des BEFG 2005 in einer Stellungnahme zur Charta Oecumenica mit dem Untertitel „Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa“. Darüber hinaus heißt es in der Rechenschaft vom Glauben: „Der eine Geist schenkt viele Gaben, die sich in den Ortsgemeinden, aber auch in den voneinander getrennten Kirchen in gegenseitig bereichernder Vielfalt auswirken können. Jesus Christus baut seine Gemeinde in den verschiedenen Kirchen und Gemeinschaften.“⁴

„Warum seid Ihr (dann) eigentlich nicht Mitglied im Weltkirchenrat?“ Die Ökumenikerinnen und Ökumeniker im BEFG wandten sich mit dieser Frage an die Kirchenleitung des BEFG. Das Thema einer ÖRK-Mitgliedschaft wurde daraufhin 2018 auf der Bundesratstagung des BEFG erstmals thematisiert. Im folgenden Jahr wurde Prof. Dr. Fernando Enns eingeladen, der als Mitglied des Zentralausschusses des Weltkirchenrates den ÖRK vorstellte und Fragen beantwortete. Außerdem wurden vom Theologischen Ausschuss des BEFG-Präsidiums ein Handbuch erstellt und sechs regionale Informationsveranstaltungen geplant.⁵ Über einen Antrag auf Mitgliedschaft wird bei der nächsten Bundesratstagung 2021 entschieden.

¹ So argumentierte z. B. der Baptistenpastor Theophil Rehse in seinem Buch „Ökumene – woher und wohin“ (1983), dass der Weltkirchenrat gemeinsam mit der katholischen Kirche eine „Welteinheit aller Menschen – gestützt durch eine Welteinheitsreligion oder mindestens durch ein Vereintsein aller religiösen Kräfte und Gruppierungen in gemeinsamer Toleranz“ (112) anstrebe. Die ökumenische Bewegung weise somit „evangeliumswidrige, also antichristliche Elemente“ (110) auf. „Die Ökumene [...] scheint durch den ‚Gott dieser Welt‘ so bezaubert zu sein, dass sie zum Werkzeug antichristlicher Machtballung wird, wie es der ‚Seher von Patmos‘ geschaut und in Offenbarung 13 und 17 beschrieben hat“ (150).

² Von Annäherungen in dieser Frage zeugen zum Beispiel die epd-Dokumentation 14 (2020) über Begegnung und Erfahrungsaustausch der Vereinigung Evangelischer Freikirchen und der EKD „Neue Perspektiven auf die Taufe“ sowie der Bericht über den internationalen Dialog zwischen Baptistischem Weltbund und dem Weltrat Methodischer Kirchen (2018): „Glaube, der durch die Liebe tätig ist“.

³ Siehe: www.befg.de/stellungnahme-des-BEFG-zur-Charta-Oecumenica.

⁴ Siehe: www.befg.de/rechenschaft-vom-glauben, Abschnitt 7.

⁵ Zwei Veranstaltungen mussten coronabedingt ausfallen. Berichte darüber und das Handbuch siehe: www.befg.de/oerk.

Jochen Wagner

„I have a dream...“ – die Enzyklika „Fratelli tutti“ aus freikirchlicher Perspektive



Gebundene Ausgabe
Verlag Herder Freiburg i.Br. 2020, 256 Seiten,
ISBN: 978-3-451-39013-5

Die aktuelle Enzyklika des Papstes „Fratelli tutti“ aus dem Jahr 2020 trägt den Untertitel „Über die Geschwisterlichkeit und die soziale Freundschaft“. Sie handelt – und darin bleibt sich Papst Franziskus treu – von der weltweiten Sorge um Solidarität. Es ist eine Sozialenzyklika. Er beschreibt seinen Traum davon, wie die Welt sein könnte. Dabei hat er eine universale Dimension im Blick: die Öffnung der geschwisterlichen Liebe auf alle hin. Deshalb lautet die erste Unterüberschrift „Ohne Grenzen“. Dabei sucht er den Dialog mit allen Menschen guten Willens. Angeregt wurde dieser Text durch die Begegnung mit dem Großimam Ahmad Al-Tayyeb.

Zum Inhalt

Die Enzyklika besteht aus einer Einleitung und acht Kapiteln. Bezeichnende Kapitelüberschriften sind: „Die Schatten einer abgeschotteten Welt“ (I); „Eine offene Welt denken und schaffen“ (III); „Ein offenes Herz für die ganze Welt“ (IV) und „Die Religionen im Dienst an der Geschwisterlichkeit in der Welt“ (VIII). Im Folgenden kann nur auf einige inhaltliche Schlaglichter eingegangen werden.

Das erste Kapitel beginnt mit einer Bestandsaufnahme all dessen, was in der heutigen Welt Geschwisterlichkeit behindert. In Anlehnung an Benedikt XVI. beschreibt Papst Franziskus, dass die globalisierte Welt uns zwar zu Nachbarn, aber nicht zu Geschwistern gemacht habe (FR = Fratelli tutti 12). Daran schließt sich eine Kritik an einer Überbetonung des Individualismus an. Franziskus spricht von den Mauern, die zwischen Menschen und zwischen Kulturen hochgezogen werden. Er nennt als Alternative: „Isolierung: nein; Nähe: ja. Kultur der Konfrontation: nein; Kultur der Begegnung: ja.“ (FR 30) Es folgt eine Kritik an der Verabsolutierung der Freiheit des Marktes sowie an einem konsumorientierten Lebensstil. Am Ende steht ein hoffnungsvoller Ausblick, da Gott noch weiterhin in der Welt am Werk sei. Das Kapitel schließt mit den Worten: „Schreiten wir voller Hoffnung voran!“ (FR 55)

Im zweiten Kapitel wird das Gleichnis vom barmherzigen Samariter als Leitwort entfaltet. Es geht um eine neue soziale Verbundenheit und um das Gemeinwohl. Der Text bringt die Erzählung auf einen einfachen Nenner: Es gibt „zwei Arten von Menschen: jene, die sich des Leidenden annehmen, und jene, die um ihn einen weiten Bogen herum machen; jene, die sich herunterbücken, wenn sie den gefallenen Menschen bemerken, und jene, die den Blick abwenden und den Schritt beschleunigen“ (FR 70). Daraus leitet Franziskus die Forderung ab: „Wir müssen aktiv Anteil haben beim Wiederaufbau und der Unterstützung der verwundeten Gesellschaft“ (FR 77). Dies buchstabiert er durch, von der Gastfreundschaft über die Nächstenliebe bis hin zur

universalen Geschwisterlichkeit. Insbesondere betont er die Solidarität, die sich in der Art und Weise ausdrückt, „wie wir uns um andere kümmern“ (FR 115) und im Sinne der Gemeinschaft denken und handeln.

Durch Spitzensätze aus der kirchlichen Tradition macht Franziskus sein Anliegen deutlich: Was wir besitzen, gehört nicht uns, sondern den Armen (FR 119). Immer wieder geht der Text auf die Armen und Geringen als Maßstab und Orientierungspunkt ein und bewegt sich damit in breit bezeugter biblischer Tradition. Zudem entfaltet er sein Verständnis von Privatbesitz, Unternehmertum und internationalen Beziehungen. Auch der Frieden wird thematisiert sowie das bleibend aktuelle Thema der Migration und schließlich das Themenfeld der Politik. Er geht auf Populismus und Liberalismus ein, behandelt die Bedeutung der Arbeit und das wichtige Thema der Macht. Er singt ein Loblied auf den Dialog, der zu einer Kultur der Begegnung führe. In all dem malt uns Franziskus das Bild einer Menschheitsfamilie vor Augen. Und er betont: Keine noch so kleine Tat ist bedeutungslos. Vielmehr entfaltet sie eine geheime, lebendige Kraft (FR 195f).

Im achten und letzten Kapitel weist der Text darauf hin, dass die „verschiedenen Religionen einen wertvollen Beitrag zum Aufbau von Geschwisterlichkeit und zur Verteidigung der Gerechtigkeit in der Gesellschaft“ leisten (FR 271). Dies ist beachtenswert, denn heutzutage scheinen die Religionen mit ihren zum Teil fanatischen Zügen doch eher für das Gegenteil zu stehen. Aber, so argumentiert Franziskus, ohne einen „Vater im Himmel“ können nicht alle Menschen „Geschwister sein“.

Zuletzt geht Franziskus auf die christliche Identität ein. Er ist davon überzeugt: Wenn wir die Musik des Evangeliums nicht (mehr) hören, werden wir unsere Freude verlieren, die Fähigkeit zur Versöhnung, unsere Prägekraft. Diese Identität stehe nicht im Gegensatz zum Dialog und zur Geschwisterlichkeit, sondern sei vielmehr deren Grundlage. Beachtenswert ist abschließend, dass u. a. ein Baptist, Martin Luther King, als Inspiration für dieses Schreiben genannt wird (FR 286).

Aus freikirchlicher Sicht

Aus freikirchlicher Perspektive ist diese Enzyklika – wie auch die vorangegangene „Umwelt-Enzyklika“ – sehr zu begrüßen. Sie verweist auf unsere gesellschaftliche Verantwortung. Sie zeigt die Mitmenschlichkeit auf und entfaltet, was es bedeutet, dass wir daran glauben, dass alle Menschen nach dem Bilde Gottes, als „lebendige Statuen Gottes“ (Bernd Janowski), geschaffen sind. Da es nicht allen – in Deutschland meist kleinen – Freikirchen gelingt, auch die Themen intensiv zu behandeln, die die gesamte Gesellschaft bzw. das weltweite Mit-einander betreffen, weitet die Enzyklika den Blick und eröffnet neue Themenfelder. Gerade die Entfaltung des Themas anhand biblischer Bezüge entspricht freikirchlicher Theologie und Überzeugung. Darüber hinaus ist dem Verweis auf die eigene christliche Identität als Motor der Geschwisterlichkeit zuzustimmen. Zudem erfreut die Geißelung der Rede vom „gerechten Krieg“, einer Aussage, der sich die Friedenskirchen gerne anschließen. Die Enzyklika kann also durchaus als Inspiration für eine freikirchliche Ethik gesehen werden.

Auch der eindringliche Appell zu mehr Geschwisterlichkeit und Solidarität kann aus freikirchlicher Sicht nur unterstützt werden. Er bringt jedoch die Verpflichtung mit sich, beispielhaft voranzugehen, auch innerkirchlich, und zeigt damit eine bleibende Aufgabe für alle Kirchen auf. Nur so können wir die berechtigte Hoffnung haben, mit unseren Hinweisen und Appellen bei allen Menschen guten Willens auf Gehör zu stoßen. Ich schließe mit einem Zitat Martin Luther Kings, das eine Zusammenfassung der Enzyklika sein könnte: „Wir müssen lernen, entweder als Brüder miteinander zu leben oder als Narren unterzugehen“.

► Enzyklika Fratelli tutti von Papst Franziskus – Über die Geschwisterlichkeit und die soziale Freundschaft. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Verlautbarungen des Heiligen Stuhls, Nr. 227) Bonn 2020.

► Text als pdf zum downloaden: <https://t1p.de/Fratelli-tutti>

Pastor Dr. Jochen Wagner
Freikirchlicher Referent in der Ökumenischen
Centrale der ACK in Deutschland

Carina Branković

1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland – ein Bericht aus Oldenburg

In Vorbereitung auf das 500-jährige Gedenken an die Täuferbewegung 2025 möchten wir mit dem folgenden Beitrag gerne auf das wichtige Jubiläum „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland 321–2021“ hinweisen, das in diesem Jahr begangen wird. Wir sind froh, dass durch diese Initiative an die lange Verflechtungsgeschichte von Juden und Jüdinnen mit der christlichen Mehrheitsgesellschaft in Deutschland und ihren besonderen Beitrag zur Kultur durch so viele Epochen der Geschichte hindurch erinnert wird. Im Mittelpunkt der zahlreichen Projekte zum Jubiläum stehen nicht nur die Phasen der Verfolgung, Marginalisierung und antisemitischen Diskriminierung, die bis zum Genozid am europäischen Judentum, der Shoa, aufgrund der Rassenideologie der nationalsozialistischen Diktatur führten, sondern die vielen Beispiele gelingender Konvivenz und gegenseitiger Bereicherung im Laufe der deutschen Geschichte bis in die Gegenwart.

Unser diesjähriges Motto „gewagt! gemeinsam leben“ bezieht darum bewusst auch das vielfältige jüdische Leben in Deutschland mit ein.

Im kommenden Jahr 2021 werden 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland gefeiert: Die Initiative zum bundesweiten Festjahr geht von dem 2018 in Köln gegründeten Verein „321–2021: 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ aus, der in Zusammenarbeit mit Kooperationspartnern zahlreiche Projekte und Veranstaltungen organisiert und koordiniert. So soll u. a. das „größte jüdische Laubhüttenfest der Welt“ im Herbst kommenden Jahres in Deutschland stattfinden. Auch sind ein mehrmonatiges Kulturfestival „Mentsh!“ sowie eine Reihe digitaler Formate von Podcasts über Videos bis hin zu einer Online-Ausstellung geplant.¹

Das Jubiläum bezieht sich auf eine Urkunde des römischen Kaisers Konstantin, in der dieser der Stadt Köln im Jahr 321 erlaubte hatte, Juden in den Stadtrat zu berufen. Die Urkunde gilt als erster Beleg für jüdisches Leben in Deutschland. Dieses Jubiläum wird 2021 auf eine vielfältige Art und Weise gefeiert; hier ein paar Beispiele aus Oldenburg.



Vom 30. Mai bis zum 4. Juli 2021 findet eine Ausstellung zum Festjahr im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Oldenburg (Oldenburger Schloss) statt – in Kooperation mit der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg, den Interkulturellen Jüdischen Studien an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg sowie dem Landes- und Stadtmuseum Oldenburg. Liegt der Fokus der Ausstellung auf dem vielfältigen jüdischen Leben in Oldenburg in der Gegenwart, so geben einzelne historisch rahmende Epochentexte einen Überblick über 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland (von jüdischem Leben in der Antike und Spätantike, zum Dekret von 321, über das Mittelalter, die Frühe Neuzeit, die Haskala, das Zeitalter der Emanzipation, bis hin zu jüdischem Leben im Kaiserreich bis zur Weimarer Republik und dem 20. Jahrhundert, der Shoah, dem jüdischen Leben nach der Shoah und gegenwärtigem jüdischen Leben in Deutschland). Sie wurden von fachlichen Expert*innen aus ganz Deutschland verfasst.

Die jährliche Vorlesungs- und Veranstaltungsreihe des Leo-Trepp-Lehrhauses der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg in Kooperation mit den Interkulturellen Jüdischen Studien der Universität Oldenburg 2021 steht ebenfalls unter dem Motto des Jubiläums.

Zudem haben Studierende des Seminars „Einführung in das Judentum“ (SoSe 2020) an der Universität Oldenburg unter der Leitung von Carina Branković ausgewählte Biographien und Tätigkeiten von in Oldenburg tätigen Rabbiner*innen erarbeitet, so zu Nathan Marcus Adler, Samson Raphael Hirsch, Bernhard Wechsler, Leo Trepp, Bea Wyler und Alina Treiger. Außerdem werden auch die (ehemalige) Oldenburger Synagoge an der Peterstraße (1855–1938) und der jüdische Friedhof in Osternburg sowie die Ballin'sche Villa vorgestellt. Eine weitere Gruppe bearbeitete das Thema „Frauen im Judentum – die Stellung der Frauen zwischen 321 und 2021“. Diese engagierten studentischen Arbeiten sind ebenfalls in der Ausstellung präsent.

Dr. Carina Branković

Carl von Ossietzky Universität
Oldenburg, Institut für Ev. Theologie
und Religionspädagogik, Bereich
Religionswissenschaft und Jüdische Studien

¹ <https://t1p.de/laubhuettenfest>
[aufgerufen am 17.12.2020].

Verena Hammes

Jahr der Ökumene 2021/22 – Ideen und Planungen

„So viele Termine! Und alle im Jahr 2021!“ Das mag sich so manch Engagierter und manche Engagierte in der Ökumene mit einem Blick in den eigenen Kalender gedacht haben. So viel Vorfriede auf bereichernde Begegnungen, einzigartige Veranstaltungen und auf neue Perspektiven. In diese Richtung dachte auch die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Deutschland und hat im Herbst 2019 das Jahr 2021 zum „Jahr der Ökumene“ erklärt. Angesichts der Fülle von ökumenischen Veranstaltungen auf internationaler, nationaler, regionaler und lokaler Ebene ist es das Ziel des „Jahres der Ökumene“, diesen einen Rahmen zu geben, die Öffentlichkeitswirksamkeit zu verstärken, die Vielfalt der ökumenischen Landschaft in Deutschland bewusst zu machen und gleichzeitig auch auf die Einmaligkeit mancher Ereignisse hinzuweisen.

Anlass für die besondere Hervorhebung des Jahres 2021 und für die Klassifizierung als „Jahr der Ökumene“ sind in erster Linie die beiden geplanten Großereignisse, der 3. Ökumenische Kirchentag im Mai und die 11. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK), die ursprünglich im September vorgesehen war. Hinzu kommen noch die jährlichen Feiern wie die Gebetswoche für die Einheit der Christen oder der ökumenische Tag der Schöpfung, die aus Anlass des „Jahres der Ökumene“ eine besondere Konnotation erfahren.

Dieser kurze Überblick nähert sich dem „Jahr der Ökumene“ in chronologischer Reihenfolge und wagt einen Vorausblick auf die anstehenden Veranstaltungen. Dennoch wird die Vorfriede auf das „Jahr der Ökumene“ seit Beginn der Corona-Pandemie vor große Herausforderungen gestellt, denn die Ökumene lebt durch Begegnungen, die aber durch das Abstandsgebot deutlich erschwert werden. Dies hat große Auswirkungen auf die Planungen im „Jahr der Ökumene“, die – wie alles mit Covid-19 Zusammenhängende – nicht vorhersehbar sind. Daher wohnt auch diesem Artikel eine gewisse Vorläufigkeit inne.

Der zentrale Gottesdienst zur Gebetswoche für die Einheit der Christen findet jährlich statt. Im Jahr 2021 hingegen wird in seinem Rahmen das „Jahr der Ökumene“ feierlich in Hamburg eröffnet. Nur wenige Monate später, vom 12. bis 16. Mai 2021, findet der 3. Ökumenische Kirchentag (ÖKT) in Frankfurt am Main statt. Nach Berlin 2003 und München 2010 ist es erst das dritte Mal, dass sich das Zentralkomitee der deutschen Katholiken und der Deutsche Evangelische Kirchentag als Veranstalter zusammenfinden, um gemeinsam einen Ökumenischen Kirchentag mit Podien, Workshops, Gottesdiensten und Konzerten zu planen. War Berlin 2003 noch weitestgehend durch den Zweiklang von katholischer und evangelischer Kirche bestimmt, hat sich dies

Dr. Verena Hammes
Geschäftsführerin der Arbeitsgemeinschaft
Christlicher Kirchen (ACK) in Deutschland

ACK

bereits in München erweitert. Dieser Trend setzt sich in der Vorbereitung auf Frankfurt 2021 durch die verhältnismäßig große Beteiligung von Personen aus den weiteren Kirchen und eine eigene Präsenz der ACK im Stadtzentrum fort. Die Corona-Pandemie wird den Ökumenischen Kirchentag prägen und verändern – in welcher Weise und in welcher Intensität, kann zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht prognostiziert werden.

Der *Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens* ist ein Projekt des Ökumenischen Rates der Kirchen, der auf seiner 10. Vollversammlung 2013 in Busan/Südkorea dazu aufgerufen hatte. Und so sollen der 3. ÖKT und die Vollversammlung des ÖRK mit einem Pilgerweg verbunden werden, der die pilgernde Person aber nicht physisch voranbringt, sondern vielmehr in die digitale Welt entführt. Mithilfe einer App wird es möglich, vom Wohnzimmer aus Pilgererfahrungen zu machen, z. B. anderen Pilgerinnen und Pilgern zu begegnen, kleine Tages- und Wochenaufgaben zu lösen und nebenbei etwas über die Vielfalt des Christentums in Deutschland und weltweit zu lernen. Dieser digitale Pilgerweg führt zu der 11. Vollversammlung des ÖRK, zunächst im September 2021 geplant, nun aber aufgrund der weltweit grassierenden Pandemie auf den 31. August bis 8. September 2022 verschoben. Es ist erst die dritte Vollversammlung des ÖRK seit seiner Gründung 1948 in Europa und höchstwahrscheinlich auch die erste und letzte, die von den heutigen Generationen auf deutschem Boden erlebt werden kann. Erwartet werden nicht nur 800 Delegierte aus der ganzen Welt, sondern auch tausende Gäste, die in diesen Tagen die Stadt Karlsruhe in wohl eine der internationalsten Städte Deutschlands verwandeln werden. Die Kirchen in Deutschland wollen gute Gastgeberinnen sein und ihren Schatz an Dialogen, Begegnungen und Versöhnungsgeschichten einbringen, immer in der Hoffnung: „Die Liebe Christi bewegt, versöhnt und eint die Welt“, wie es das Motto zusichert.

Die letzte Besonderheit im Jahr der Ökumene baut ebenfalls auf einem mittlerweile traditionell gewordenen

Thema der Ökumene in Deutschland auf: der Bewahrung der Schöpfung, konkreter dem *Ökumenischen Tag der Schöpfung*, der 2021 erstmals in internationaler Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz und dem Ökumenischen Rat der Kirchen in Österreich am Bodensee begangen wird.

Neben den benannten Initiativen und Projekten steht das Jahr 2021 ebenfalls im Zeichen des 20-jährigen Jubiläums der *Charta Oecumenica*, die 2001 auf europäischer Ebene unterzeichnet wurde und bis heute eine der wichtigsten Grundlagen der Zusammenarbeit zwischen den Kirchen bildet. Weiterhin jährt sich zum 500. Mal der *Wormser Reichstag* mit Martin Luthers Weigerung der Widerrufung. Und nicht zuletzt bietet auch das Motto des Themenjahres 2021 der Halbdekade zur Täuferbewegung *„gewagt! gemeinsam leben“* einen stimmigen Rahmen für das „Jahr der Ökumene 2021/22“, in dem es darum geht, in ökumenischer Gemeinschaft die Einheit zu fördern und zugleich die Vielfalt zu erhalten.



Apfelbäumchen im Gottesdienst zur Proklamation des Tages der Schöpfung,
2. ÖKT München 2010

Cristina Arcidiacono

Baptisten in Italien – täuferisch, evangelisch, ökumenisch

Kurz nach der Vereinigung Italiens (1861) kamen baptistische Missionare ins Land, zunächst aus England, dann aus Amerika. Die italienischen Baptisten kennzeichnet von Anfang an die Selbstständigkeit der Ortsgemeinde und die Einbindung in einen landesweiten Bund. Ein weiterer Grundsatz der baptistischen Arbeit in Italien war von Anfang an das Anliegen, „einfach evangelisch“ zu sein und konfessionelle Unterschiede hintanzustellen.

Die Baptisten sind Teil der kleinen evangelischen Minderheit in einer vom Katholizismus dominierten Gesellschaft. Die Anfangsjahre der italienischen Baptisten waren von Feindseligkeit von katholischer Seite gekennzeichnet. Ähnliche Erfahrungen machten die übrigen Evangelischen in Italien. Um 1900 waren das die Waldenserkirche, die (vom Genfer Réveil geprägte) Freie Evangelische Kirche, die Methodisten, die (von John N. Darby beeinflussten) Brüderversammlungen und die Adventisten. Nach anfänglicher Konkurrenz entwickelte sich zwischen diesen Gruppen eine enge Zusammenarbeit. 1967 wurde, nicht zuletzt dank des Engagements von Jugendlichen, die Föderation der Evangelischen Kirchen in Italien (FCEI) gegründet, der heute Baptisten, Lutheraner, Methodisten, Waldenser und die Heilsarmee angehören. Die Mitgliedskirchen der FCEI haben eine gemeinsame Zeitung, gemeinsame Zeitschriften, gemeinsames Sonntagschulmaterial und gemeinsame Fernseh- und Radiosendungen.

Ein weiterer Schwerpunkt der gemeinsamen Arbeit ist die humanitäre Hilfe für Migranten und Flüchtlinge. Die evangelische Hilfsorganisation „Mediterranean Hope“ leistet Nothilfe für Flüchtlinge, die über das Mittelmeer nach Europa kommen. In Zusammenarbeit mit der katholischen Gemeinschaft Sant’Egidio unterstützt die FCEI die Einrichtung von „humanitären Korridoren“, um besonders gefährdete Personen aus libyschen und syrischen Flüchtlingslagern in Sicherheit zu bringen. Im Rahmen dieser Arbeit hat der Bund der Baptistengemeinden in Italien (UCEBI) die Initiative „Medical Hope“ ins Leben gerufen, die vor allem in Flüchtlingslagern im Libanon medizinische Hilfe leistet.

Cristina Arcidiacono

Baptistische Pastorin in Mailand
Vorsitzende der Theologischen Kommission
der Unione Cristiana Evangelica Battista
d’Italia (UCEBI)

Seit 1990 besteht zwischen den italienischen Baptisten, Methodisten und Waldensern Kirchengemeinschaft. Mitgliedschaft und Ordination werden gegenseitig anerkannt. Dabei werden die unterschiedlichen Ansichten über die Taufe respektiert. Baptistische Pastorinnen und Pastoren können in Methodisten- oder Waldensergemeinden Dienst tun, umgekehrt können Baptistengemeinden methodistische oder waldensische Pastorinnen und Pastoren berufen.

Das Zusammenwachsen mit den evangelischen Gemeinden anderer Prägung hat die italienischen Baptisten bereichert und vorangebracht. Das wird deutlich am Beispiel der Ordination von Frauen zum pastoralen Dienst, die in der Waldenserkirche 1967 eingeführt wurde. Es folgte eine lange und fruchtbare Diskussion, die 1982 zur Anerkennung des gleichberechtigten pastoralen Dienstes von Frauen und Männern im italienischen Baptistenbund führte. Als theologische Begründung gelten dabei die reformatorische Grundlehre von der Rechtfertigung allein aus Gnade und das allgemeine Priestertum aller Gläubigen, das die Bevorzugung bestimmter Personen, etwa der Männer gegenüber den Frauen, ausschließt.

2013 blickte der Baptistenbund UCEBI auf 150 Jahre seit der Gründung der ersten Baptistengemeinden in Italien und auf 30 Jahre Frauenordination zurück. Unsere Gemeinden weisen eine große Vielfalt auf, allein schon wegen des hohen Anteils von Mitgliedern mit Migrationshintergrund. Sie sind vereint in der Leidenschaft für das Evangelium, für die Verkündigung der Gnade Gottes in den Städten und Dörfern, in denen wir leben, für politische und soziale Gerechtigkeit, Menschenrechte und Religionsfreiheit. Die Bedeutung der täuferischen und baptistischen Tradition für unsere Identität, Theologie und Spiritualität spiegelt sich in den italienischen Übersetzungen der Schriften von Menno Simons, John Smyth und Thomas Helwys wider, die die UCEBI in den letzten Jahren herausgegeben hat.

Der italienische Baptistenbund veröffentlichte 2019 die italienische Übersetzung des Fundamentbuchs von Menno Simons, eine der wichtigsten Lehr- und Erbauungsschriften des Täufertums.



Raffaele Volpe, langjähriger Präsident der UCEBI, veröffentlichte 2019 ein „Handbuch der täuferischen Spiritualität“. Volpe lädt zur Einübung in die radikale Jesusnachfolge im Geist des frühen Täufertums ein und hebt besonders das mutige Zeugnis täuferischer Frauen hervor. Die Wiederentdeckung der täuferischen Tradition durch die Baptisten und andere evangelische Christen in Italien ist eng verbunden mit dem wissenschaftlichen Werk und dem Leben des Historikers Ugo Gastaldi (1910-2007), der auch meine Gemeinde in Mailand mitgeprägt hat.

Trotz unterschiedlicher Taufauffassungen haben die Baptistengemeinden und die übrigen evangelischen Christen in Italien einen hohen Grad von Zusammenarbeit erreicht. Wo es möglich ist, arbeiten die Baptistengemeinden ökumenisch in lokalen Räten der christlichen Kirchen mit, um gemeinsame christliche Anliegen zu vertreten. Mit dem Baptistenbund von Zimbabwe, dessen Kontext von extremer Armut und ökonomischer Ungerechtigkeit geprägt ist, verbindet die UCEBI eine langjährige Partnerschaft. Die Welt braucht die Zusammenarbeit zwischen den Christen, zwischen Schwestern und Brüdern, damit das Evangelium zum täglichen Brot wird, das wir teilen und das sich vermehrt für alle.

Reinhard Kummer

Die „Freikirchen in Österreich“ und die Ökumene

1958 gründeten die Evangelische Kirche AB u. HB, die Altkatholische Kirche und die Methodistische Kirche den Ökumenischen Rat der Kirchen in Österreich (ÖRKÖ). Die Baptisten waren Mitglied mit Beobachterstatus. 1964/65 schlossen sich weitere Kirchen an. 1994 nahm der ÖRKÖ die römisch-katholische Kirche auf. Der Baptistenbund strebte die Anerkennung als Körperschaft öffentlichen Rechtes schon sehr früh an, jedoch ohne Erfolg. Die Mennoniten sahen sich durch die Anerkennung der mennonitischen Gemeinde in Kiernica-Lemberg durch das Kultusamt seit 1908 als anerkannt an, was allerdings offiziell bestritten wurde.

Zur Beseitigung von Ungerechtigkeiten des Religionsrechtes initiierten die katholischen Bewegungen „Weg der Versöhnung“ und „Justitia et Pax“ gemeinsam mit dem Institut für Religionsrecht der Universität Wien unter Zuziehung des Kultusamtes Gespräche mit Freikirchen. Die Zusammenarbeit förderte das gegenseitige Vertrauen. Die freikirchlichen Bünde näherten sich einander an. Unterschiede der Lehre und Traditionen hinderten nicht, zu einem noch nie dagewesenen Miteinander zu gelangen. Auf der Glaubensgrundlage der Evangelischen Allianz beschlossen Baptisten, Evangelikale, Elaia-Christengemeinden, Freie Christengemeinden-Pfingstgemeinden und die Mennoniten die Zusammenarbeit als „Freikirchen in Österreich“ (FKÖ). Rechtsanwalt Dr. Peter Krömer, Synodalvorstand der Ev. Kirche AB (Augsburger Bekenntnis) und HB (Helvetisches Bekenntnis), Spezialist für Kirchenrecht, setzte die Verfassung der Freikirchen in Österreich auf.

Schließlich wurde die Anerkennung der Freikirchen in Österreich am 29.8.2013 verordnet.

Das Werden der FKÖ ist ein Zeugnis der guten Führung und des Segens Gottes für ein christliches Miteinander unterschiedlicher Traditionen. Der Einsatz von Seiten der Katholischen wie der Evangelischen Kirche ist als Wiedergutmachung erlittenen Unrechtes der Freikirchen zu verstehen.

Die Annäherung zum ÖRKÖ gestaltet sich langsam, da in den Gemeinden die vertrauensbildenden Erfahrungen der Leiter erst langsam vollzogen werden müssen. Die Zusammenarbeit innerhalb der FKÖ kann eine Hilfe sein, Ökumene als christliche Arbeitsgemeinschaft zu begreifen und nicht als Verwischung konfessioneller Identitäten.

Offener gestaltet sich die Zusammenarbeit des freikirchlichen Schulumtes und der freikirchlichen Religionslehrer im Rahmen der Ausbildungsstätten für Religionslehrer und im alltäglichen Schulbetrieb. Hier zeigt sich eine ökumenische Haltung, verstanden als Miteinander in der Vielfalt der Traditionen, als Bereicherung, nicht als Vereinheitlichung.

Möge der dreieinige Gott seine Kirche in Österreich weiterhin segnen!

Reinhard Kummer

Vorsitzender der Mennonitischen Freikirche Österreich
Vorsitzender der Freikirchen in Österreich

Katharina Jany

Eine baptistische Gemeinde wird Schrittmacher für die Ökumene

Ein Beispiel gelebter Ökumene aus Berlin

Bis 1996 gab es kaum Kontakte zwischen der katholischen Gemeinde Heilige Familie und der baptistischen Gemeinde Zoar im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg. Unter Ökumene verstand man hier wie auch anderswo zuerst die Beziehung zwischen katholischen und evangelischen Gemeinden. So wie die katholischen und evangelischen Gemeinden sich selbst genügten, so auch die baptistische. Man brauchte sich nicht und tat sich nicht weh. Ein neuer baptistischer Pastor, Johannes Rosemann, brachte dieses friedliche Nebeneinander durcheinander. Zuerst initiierte er 1996 ein Straßenfest vor seiner Kirche, dann plante er einen Neubau der Kirche. Während der Bauarbeiten fand die baptistische Gemeinde Zoar „Asyl“ in der katholischen Gemeinde Heilige Familie. Der eigentliche Anstoß zur Ökumene kam aber durch das Straßenfest, welches die Gemeinde Zoar weiterhin jedes Jahr veranstaltete. Dieses Fest mit den vielen Ständen, den Angeboten für Kinder, den kulinarischen Spezialitäten, einem einladenden Bühnenprogramm und den vielen fröhlich gestimmten Menschen, hatte so eine Ausstrahlung, dass der Funke übersprang. Auf eine Anfrage aus der katholischen Gemeinde hin erklärte sich Pastor Rosemann bereit, ein ökumenisches Straßenfest mit auf den Weg zu bringen. Bald fanden sich Begeisterte, die 2001 den Arbeitskreis Ökumenisches Straßenfest gründeten und insgesamt drei ökumenische Straßenfeste rund um die Gethsemanekirche organisierten. Durch die umfangreiche Vorbereitungsarbeit entwickelten sich sehr enge Beziehungen und Freundschaften über die Gemeindegrenzen hinweg. Vorbei war es nun mit der „Doppelbett-Ökumene“. Fortan wurden alle ökumenischen Gottesdienste und Veranstaltungen mit der Gemeinde Zoar und anderen freikirchlichen Gemeinschaften zusammen begangen. Der Ökumenische Arbeitskreis Prenzlauer Berg, der aus dem Arbeitskreis Ökumenisches Straßenfest erwuchs, initiierte zahlreiche weitere Veranstaltungen. Ein besonderer Schwerpunkt lag auf der gemeinsamen Öffentlichkeitsarbeit.

Zum 20. Jahrestag der Friedlichen Revolution erinnerte der Ökumenische Arbeitskreis mit einer Ausstellung in dem Einkaufszentrum Schönhauser-Allee-Arcaden an die Ereignisse im Herbst 1989 in der Gethsemanekirche und brachte dabei die Botschaft des gewaltfreien Widerstandes von der Bergpredigt Jesu, von Gandhi und Martin Luther King zu den Menschen im Kiez.

Die baptistische Gemeinde ist aus der Ökumene im Kiez nicht mehr wegzudenken. Viele Ideen und Initiativen kommen gerade von dieser zahlenmäßig relativ kleinen und doch sehr lebendigen Gemeinde.

Katharina Jany

Katholische Theologin und Psychotherapeutin
Berlin-Prenzlauer Berg



Ausstellung „Keine Gewalt“
9.7.–18.7.2009, Schönhauser Allee Arcaden, Berlin

► Webseite des Ökumenischen Arbeitskreises:
www.oek.de

Wilhelm Unger

Ökumene vor Ort – Erfahrungen in Regensburg-Burgweinting

Ökumene vor Ort gibt es in der Mennonitengemeinde Regensburg seit vielen Jahren. Angefangen hatte es damit, dass die Gemeinde sich vor ca. 100 Jahren zu sehr günstigen Mietbedingungen in einer evangelischen Kirche treffen durfte. Als die Gemeinde 1966 im Stadtteil Burgweinting ein Gemeindehaus baute, kam es zu einer weiteren Vereinbarung mit der evangelischen Kirche. Man finanzierte das neue Gebäude gemeinsam, wofür die evangelische Kirche das Gebäude alle 14 Tage für den Gottesdienst und weitere Gemeindeaktivitäten unter der Woche nutzen durfte. Nach fast 50 Jahren wuchs die evangelische Kirchengemeinde so stark an, dass sie eine eigene Kirche mit Gemeindezentrum errichtete.

Das Gemeindezentrum wurde im Garten eines Hauses errichtet, das Babette Ringenberg der Gemeinde geschenkt hatte. Ihr Wunsch war es, dass das Haus ebenso für gemeindliche wie soziale Zwecke genutzt würde. Die Gemeinde nennt das Gebäude liebevoll „Ringenberghaus“ und verwendet es seither für eine Vielzahl von Projekten, die eine ökumenische Dimension haben. Evangelische und katholische Pfarrer gingen ein und aus. Es wuchs eine intensive und praxisnahe Beziehung zwischen Gliedern und VerantwortungsträgerInnen der verschiedenen Gemeinden. So wurde das Gebäude über viele Jahre hinweg für eine größere Senioren-Wohngemeinschaft genutzt. Die Mennonitengemeinde stellte das Personal, die meisten BewohnerInnen kamen aus Burgweinting und gehörten einer der anderen Kirchen an. Inzwischen sind im Stadtteil mehrere Seniorenheime entstanden.

Danach war im Ringenberghaus die „Kinderstube“ beheimatet, in der Kinder im Alter von ein bis drei Jahren erste soziale Erfahrungen machen konnten und zugleich die Eltern etwas entlastet wurden. Als im Stadtteil größere und professionelle Einrichtungen für Kinder entstanden, wurde auch dieses Projekt beendet. Inzwischen wird das Gebäude an Studierende vermietet. Im unteren Bereich hat nun die Nähgruppe ihr Zuhause, die Patchworkdecken für Flüchtlinge näht. Natürlich geschehen auch diese Projekte in ökumenischer Offenheit.

Als meine Frau Liesa und ich 2006 unseren Dienst als Pastorenehepaar begannen, lernten wir schnell, wie zentral die Ökumene für unsere Gemeinde ist. Viele unserer Gemeindeglieder leben in einer Mischehe und freuen sich besonders über die vielen Begegnungspunkte. Neben Gottesdiensten für die Einheit der Christen und dem Frauengebetsstag haben wir PfarrerInnen und PastorInnen weitere Projekte entwickelt. Für die Kinder gibt es die Kinder-Bibeltage, einen kreativen Ostermontag-Auferstehungs-Familiengottesdienst auf einem zentralen Spielplatz im Stadtteil und neuerdings das Legowochenende. Für die Erwachsenen bieten wir weitere ökumenische Gottesdienste, Bibelabende und Lobpreis-Veranstaltungen an, in denen sich ein ökumenischer Gebetsstreff engagiert.

Im Herzen der Ökumene sehe ich unseren geistlichen Stammtisch. Alle paar Wochen treffen wir uns. Wir tauschen uns über Vorkommnisse in unserem Stadtteil aus. Aus unseren Gesprächen entstanden des Öfteren gemeinsame Projekte und gegenseitige praktische Unterstützung. Wir stellen uns gegenseitig Räumlichkeiten und Biertischgarnituren, einen großen Grill etc. zur Verfügung. Am meisten freue ich mich über unseren persönlichen Austausch. Wir sind Freunde geworden. Wir kennen uns gegenseitig viel besser. Wir nehmen an den Erfolgen und Problemen der jeweils anderen Gemeinde Anteil. Und natürlich beten wir mit- und füreinander und segnen uns gegenseitig.

Wilhelm Unger

Pastor der Mennonitengemeinde Regensburg
und Vorsitzender der ACK Regensburg

Wilhelm Unger

Gottes starker Frieden

C F
 Frie - den der von o - ben kommt
 Gott sen - det
 Wo du hin - gehst
 3 G C
 Frie - den der tief in - nen wirkt.
 aus, in je - des
 Gott ist bei dir.
 5 Am Dm
 Frie - den der nach au - ßen dringt.
 Haus: So ist
 Wo du hin - gehst
 7 G C
 Go - tes star - ker Frie - den.
 Go - tes star - ker Frie den.
 Gott ist bei dir.

Alexander Neufeld

Ökumene vor Ort – Erfahrungen in der Evangelischen Allianz Dresden

Die Dresdner Evangelische Allianz ist ein Netzwerk von Christen, die sich zur Glaubensbasis der Evangelischen Allianz bekennen. Zum Konvent, dem Trägerkreis der Evangelischen Allianz in Dresden, gehören etwa 30 Frauen und Männer, die in den etwa 25 unterschiedlichsten landeskirchlichen Kirchengemeinden, christlichen Werken und Freikirchen ihr geistliches Zuhause haben. Es sind evangelische Pfarrer, Leiter in übergemeindlichen Werken und Diensten, freikirchliche Pastoren und Gemeindeleiter sowie weitere einzelne Christen. Die Mehrzahl im Konvent kommt aus den Freikirchen, wobei die unabhängigen und neueren freien Gemeinden ebenso vertreten sind wie die älteren „klassischen evangelischen Freikirchen“. Über Jahre hatten wir einen Geschäftsführer in der Allianz – und er ist ein katholischer Christ. Schon diese Buntheit macht jede Begegnung zu einem Erlebnis der uns geschenkten Einheit in Christus.

Die Ev. Allianz Dresden hat auch im Stadtökumenekreis Dresden (die örtliche ACK) einen Vertreter im Beobachterstatus. Es ist wertvoll zu erleben, wie sich diese zwei Formen des ökumenischen Zusammenwirkens ergänzen und befruchten.

Die gemeinsame Arbeit geschieht im Rahmen von mehreren Arbeitskreisen. Ein Arbeitskreis, in dem meine Frau und ich uns besonders einbringen, ist das EheNetzwerk Dresden. Dieser organisiert Ehevortragsabende, um Paare zu ermutigen und ihnen Handwerkszeug zur besseren Beziehungsgestaltung anzubieten. Eine besondere Aktion aus diesem Arbeitskreis heraus war der Stand auf der Hochzeitsmesse in Dresden. Mit großem Interesse wurde dieser Messeauftritt von den Messebesuchern angenommen. Gegenseitige Unterstützung, Erfahrungsaustausch und gemeinsame Aktionen, wie der jährliche „Ehetag“ oder die Teilnahme bei der „Marriage Week“ erweisen sich als ganz wertvolle Erfahrungen für alle Engagierten in der Ehearbeit.

Dann gibt es die Arbeitskreise Jugend, Gebet und Mission. Die Vernetzung der Jugendarbeit, das gemeinsame Beten in der Gebetswoche und nicht zuletzt das gemeinsame Zeugnis bei sozial-missionarischen Aktionen bringen Christen zusammen und lassen sie erkennen, dass sie trotz aller Unterschiede den einen Herrn haben und an der einen Sendung teilhaben. Der gemeinsame Stadtfestgottesdienst, die gemeinsam durchgeführten Aktionen mit der MICHA-Initiative oder der jährliche „WALK OF FREEDOM“ als Marsch gegen Menschenhandel und Sklaverei zeigen die ganze Breite des Engagements der christlichen Gemeinden. In großer Freiheit entscheidet jeder Einzelne und jede Gemeinde, ob und in welcher Art und Weise man bei einer gemeinsamen Aktion mitmacht.

Es stehen aber nicht die gemeinsame Aktionen im Zentrum, sondern die Beziehungen der gegenseitigen Achtung und des Respekts. Schon manchmal habe ich gedacht: „Gäbe es die Evangelische Allianz noch nicht, müsste man so etwas in der Art erfinden!“

Alexander Neufeld
Pastor der Evangelisch-mennonitischen
Freikirche Dresden

TÄUFERISCHE TEXTE ZUM THEMA „GEMEINSCHAFT“

Allianz und Mission ergänzen sich

D. Pauls, Mission und Allianz (1914)

„Allianz in unserem heutigen Sinne, d.h. Vereinigung von Christen aus verschiedenen Kirchen kann es erst geben, seitdem es verschiedene Kirchen gibt. Der Apostel Paulus nannte die Gemeinde seiner Zeit eine Einheit, einen Leib. Erst im Mittelalter begannen die Trennungen. Die Reformation legte den Grund zu immer neuen Spaltungen; und heute gibt es unzählige evangelische Kirchen, Gemeinschaften, Sekten und Richtungen. Eine Einheit bildet der Protestantismus nach außen hin überhaupt nicht; innerlich aber doch durch die gemeinsame gleiche Stellung zu Jesus Christus als dem Herrn und Meister. Da erscheint es uns selbstverständlich, daß diese geistige Gemeinschaft auch nach außen hin gewirkt hat, daß man versuchen mußte, die verschiedenen Teile der evangelischen Christenheit zu vereinigen. Dieses Einigungsbestreben nennen wir eben Allianz. [...]

Eine überaus wirksame Unterstützung hat die Allianz-Bewegung durch den Aufschwung des evangelischen Missionslebens bekommen. Die Missionsaufgabe, den nichtchristlichen Völkern das Evangelium zu bringen, wurde von allen Teilen der evangelischen Christenheit aufgenommen; und diese gemeinsame Arbeit hat auch zu gemeinsamen Konferenzen und Unternehmungen geführt und dadurch die Allianzbewegung aufs kräftigste unterstützt. [...]

So gehen heute beide Bewegungen [Mission und Allianz] nebeneinander her, in bester Bundesgemeinschaft und zum Wohle der Christenheit. Möge durch sie in unserer Zeit der Missionsbefehl des Herrn endlich ausgeführt werden, und möge das letzte Gebet des Herrn erfüllt werden: ‚Daß sie alle eins seien, auf daß die Welt glaube, Du habest mich gesandt.‘“

aus: Christlicher Gemeinde-Kalender 23, 1914, 80–82



BIBELLIGA
Gottes Wort bewegt

BIBELAPPETIZER

Für Sie. Für Ihre Freunde.
Für Ihre Gemeinde.



Jetzt kostenlos bestellen:

bibelliga.org

Tel. +49 (0)7181 9378832

Danke für Ihre Spende,
die unser Anliegen unterstützt!

Corinna Schmidt

„Gut, dass wir einander haben“* – verlässliche und einladende Gemeinschaft – Bibelarbeit

Gemeinschaft im Neuen Testament? – Eine Begriffsklärung

Im griechischen Urtext des Neuen Testaments findet sich das Wort *koinonia* für Gemeinschaft. Dieser Begriff definiert eine Gruppe, die sich gegenseitig Teilhabe gibt an Gefühlen und Gedanken. Die Menschen sind miteinander verbunden, indem sie eine gemeinsame Erlebniswelt teilen. Diese *koinonia* ist näher qualifiziert durch den gemeinsamen Glauben an Jesus Christus, der die Gläubigen verbindet.

(1) Die Tischgemeinschaft als Urbild für Gemeinschaft

In den Evangelien finden sich ganz unterschiedliche Geschichten und Erzählungen von Tischgemeinschaften, die sich zusammenfinden (Mt 9, 10; Mt 11, 19). Zu diesen Gemeinschaften zählen drei Gruppen: Jesu Jünger, seine Sympathisant*innen sowie Ausgegrenzte und Verlassene. Immer wieder kommen Menschen zusammen, die Jesus nachfolgen und alles verlassen haben (1), die in ihren Häusern Jesus und die Seinen empfangen (2) und die Ausgegrenzten (3), die durch Jesus erst in eine Gemeinschaft einbezogen werden. Diese Form von Gemeinschaft ist auf Zeit. Jesus überschreitet Grenzen und stiftet Gemeinschaft (Mk 2, 13–17; Lk 19, 1–10). Jesus fordert Menschen heraus, offen und einladend zu sein. Er hat das Reich Gottes mit einem Hochzeitsmahl verglichen. Jesus aß und trank mit anderen als Zeichen der anbrechenden Gottesherrschaft. Jesus lädt auch uns ein, miteinander zu essen und zu trinken.

(2) Gemeinschaft am Evangelium – eine andere Perspektive (Phil 1, 5)

Im ersten Kapitel des Philipperbriefes dankt Paulus den Menschen in Philippi für die Gemeinschaft am Evangelium. Er erinnert die Gemeinde daran, dass die frohe Botschaft Gemeinschaft stiftet. Die Gemeindeglieder sind verbunden mit Gott durch Jesus Christus als gemeinsame Basis. Durch den Glauben und die gemeinsame Geschichte sind sie mit Paulus verbunden, der ja aus dem Gefängnis schreibt. Ihm ist es wichtig, dass über alle Grenzen hinweg das Evangelium auch in schweren Zeiten verbindet. Darüber hinaus haben die Philipper untereinander Gemeinschaft und damit die Grundlage, den Blick füreinander nicht zu verlieren. Vielleicht betont Paulus Letzteres ausdrücklich, denn es ist auch von Streitigkeiten unter den Mitarbeitenden (Phil 4, 2) die Rede.

Corinna Schmidt

Vorsitzende der Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden (VDM)

Pastorin in der Immanuel Albertinen Diakonie, Zentrum für Geriatrie und Gerontologie, Hamburg

(3) Gemeinschaft, die verbindet: „Alle die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam.“ (Apg 2, 44)

Die Lebenssituation der Urgemeinde ließ Menschen in Hausgemeinschaften zusammenkommen, die aus kaum mehr als 50 Personen bestanden. Eine Lebensgemeinschaft war das, die das Geistliche mit dem Irdischen verband. Sie wird nicht auf die geistlichen Beziehungen reduziert, sondern behält ihre Bodenhaftung. In einem frühen christlichen Text heißt es: „Du sollst an allem deinem Nächsten Anteil geben und nicht sagen, dass es dein Eigentum sei.“ (Barnabas 19, 9) *Koinonia* ist also eine Lebensgemeinschaft, in der es um ganzheitliches Teilen geht: von Glaube, Gedankengut und Besitz.



Fragen für die Gruppenarbeit:

Zu 1) Nehmt die drei Gruppen in den Blick: Jesu Jünger, Sympathisant*innen und Menschen, die am Rande stehen. Gibt es Verbindungslinien von damals zu heute? Ähnliches, Unterschiedliches? Nehmt eure Gemeinde im Blick auf diese *koinonia* wahr: Wo empfindet ihr euch als offen? Wo als geschlossen? Nehmt ihr Voraussetzungen wahr, um dazuzugehören? Welche sind das? Wie wirkt Gemeinschaft nach außen? Oder: Wie ist *koinonia* außerhalb von Gemeinde(räumen) spürbar? Welche Tischgemeinschaft pflegt ihr „normalerweise“? Wie geht Tischgemeinschaft in der Coronazeit? Was geht? Was fehlt? Wie soll die erste Mahlfeier nach der Coronazeit aussehen? Wer steht auf der Gästeliste?

Zu 2) Lest den Text Philipper 1, 1–11. Tauscht euch über die Frage aus: Wie stiftet das Evangelium Gemeinschaft? Was passiert, wenn es zu Konflikten kommt? Welche Erfahrungen gibt es, mit Konflikten umzugehen?

Zu 3) Was bedeutet (für mich) Teilhabe in unserer Gemeinde? Was gelingt uns besonders gut, wo empfinde ich Grenzen?

Wie können wir in der weltweiten Geschwisterschaft Teilhabe leben, die einen wechselseitiger Austausch befördert? Wie teilen wir unsere geistliche und materielle Habe?

Textimpuls zu 3)

Die Fabel von den **Stachelschweinen**:

Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich an einem kalten Maitag recht nahe zusammen, um sich durch die gegenseitige Wärme vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln, welches sie dann wieder voneinander entfernte. Wenn nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammenbrachte, wiederholte sich jenes zweite Übel, sich gegenseitig durch die Stacheln zu stechen, sodass sie zwischen beiden Leiden hin- und hergeworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung voneinander herausgefunden hatten.

Frage: Nähe und Distanz will in jeder Lebensgemeinschaft verhandelt und erprobt werden. Gibt es Themen, die jetzt wichtig sind?

Literaturhinweise:

- T. Woodpecker: *Wortexegese Koinonia*, München 2015
- W. Huber: „Welches Bild von Gemeinde leitet uns?“ Referat anlässlich der Landessynode der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg, www.ekd.de 2001
- E. Nagel, F. Jeserich, F. Reuter, A. Rot: „Keine geschlossene Gesellschaft – Die Tischgemeinschaft in jesuanischer Tradition bedeutet gegenseitige Annahme und Vorfreude.“ In: *Zeitzeichen. Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft*, September 2014

* Mennonitisches Gesangbuch, Nr. 335

Gyburg Beschnidt

Gemeinsam leben in Gerechtigkeit und Frieden – Bibelgespräch zu Titus 2, 11–14

Titus 2, 11–14 aus der BasisBibel:

¹¹ Denn die Gnade Gottes ist erschienen,
die allen Menschen Rettung bringt.

¹² Sie bewegt uns dazu,
uns von der Gottlosigkeit
und den irdischen Begierden loszusagen.
Dann können wir in der jetzigen Zeit
als besonnene und gerechte Menschen leben
und unseren Glauben ausüben.

¹³ Gleichzeitig warten wir darauf,
dass die Hoffnung in Erfüllung geht,
die uns glücklich macht –
und darauf,
dass die Herrlichkeit unseres großen Gottes
und Retters Jesus Christus erscheint.

¹⁴ Der hat sein Leben für uns gegeben.
So hat er uns von allem erlöst,
was aus der Gesetzlosigkeit entsteht.
Und so wollte er sich ein reines Volk erschaffen,
das ihm gehört –
ein Volk,
das nur darauf aus ist,
Gutes zu tun.

Die Basis Bibel erscheint als Vollbibel im Januar 2021!

Grundlage des gemeinsamen Lebens – die Bibel

Wahrscheinlich begann Martin Luther im Dezember 1521 mit der Übersetzung der Neuen Testaments aus dem Griechischen. Er benutzte dafür das griechische Neue Testament, das Erasmus von Rotterdam 1516 herausgegeben hatte. Das war der erste vollständig gedruckte griechische Text des Neuen Testaments – erstellt mit Hilfe von neu entdeckten Manuskripten, die Flüchtlinge aus Konstantinopel mitgebracht hatten. Erst 70 Jahre vorher war der Buchdruck durch Johannes Gutenberg erfunden worden.

Nun nutzte Luther die Zeit auf der Wartburg, wo er als „Junker Jörg“ untergetaucht war, um das Neue Testament zu übersetzen. Im März 1522 brachte er das fertige Manuskript nach Wittenberg. Es wurde im Geheimen gedruckt – ohne Angabe des Übersetzers. Im September 1522 wurden die ersten Exemplare auf der Leipziger Buchmesse verkauft. Andreas Castelberger verkaufte in Zürich Druckerzeugnisse u.a. an Huldrych Zwingli. Seit 1522 gab es in seinem Haus Bibellesungen. Es bildete sich ein Kreis, zu dem auch Konrad Grebel und Felix Manz gehörten. Die Übersetzung Luthers führte innerhalb von drei Jahren dazu, dass die Täuferbewegung ihren Anfang nahm. Bald stand dort nicht mehr die Kirchenkritik wie in Wittenberg im Mittelpunkt, sondern die Fragen: Wie müssen wir auf Grund der Bibel, speziell des Neuen Testaments, unser Leben gestalten und Gemeinde und Gemeinschaft in Jesus Christus leben?

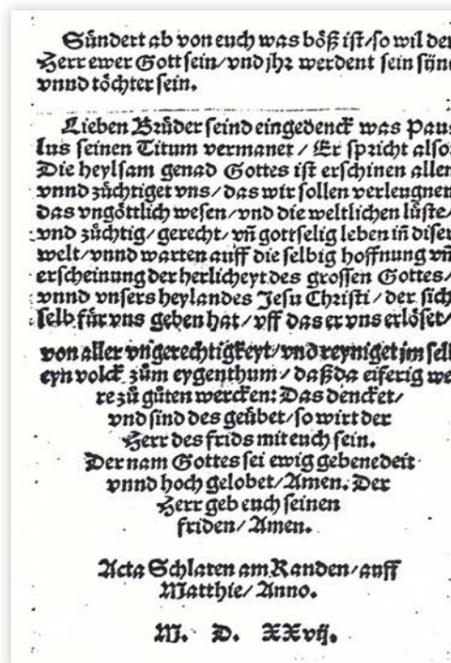
Ziel des gemeinsamen Lebens – Gerechtigkeit

Die Übersetzung der Bibel in die Sprache der Zeit hat ein Nachdenken über die beste Umsetzung der neuen Erkenntnisse ausgelöst. Auf Basis der Bibel formulieren die Täufer am 24. Februar 1527 in Schleithem, Schweiz, sieben Artikel, in denen sie Akzente des gemeinsamen Lebens in Gerechtigkeit und Frieden entfalten. Der Bibeltext aus Titus 2, 11–14 steht am Ende der Schleithemer Artikel und fasst zusammen, was von der „Brüderlichen Vereinigung etlicher Kinder Gottes“ beschlossen wurde.

Titus 2, 11–14 gliedert sich in drei Teile:

1. Gottes Gnade ist erschienen, damit wir als besonnene und gerechte Menschen leben (Verse 11–12).
2. Gottes Herrlichkeit wird erscheinen, damit unsere Hoffnung erfüllt wird (Vers 13).
3. Jesus Christus hat seine Gemeinde erlöst, damit sie Gutes tut (Vers 14).

Die Schleithemer Artikel sind Regeln für das Gemeindeleben, kein „Glaubensbekenntnis“ in dem Sinn, wie dieser Begriff sonst im evangelischen Gottesdienst verwendet wird. Die Täuferbewegung wollte ihr Glaubensbekenntnis leben, nicht nur im Gottesdienst sprechen. Engagement für Gerechtigkeit war das Ziel der Gemeinschaft. Dabei wurde Gottes Gerechtigkeit im Sinne von Schalom verstanden, Friede für Menschen und Verantwortung für Gottes Schöpfung.



Schluss des Schleithemer Bekenntnisses
Vgl. www.museum-schleithem.ch/geschichte/taeuferbekenntnis_3.htm

Gyburg Beschnidt

Gemeinsam leben in Gerechtigkeit und Frieden – Bibelarbeit zu Titus 2, 11–14

Projekte des gemeinsamen Leben – Gutes tun

Ein Beispiel aus der Reformationszeit für Selbstlosigkeit und Gutes tun ist die Täuferin Anna Jansz (vgl. de.wikipedia.org/wiki/Anna_Jansz), die im Testament für ihren Sohn schrieb: „Mein Kind, streite für die Gerechtigkeit bis zum Tode [...]. Sei ein treuer Jünger Christi [...]. Ehre den Herrn durch die Werke Deiner Hände. Laß das Licht des Evangeliums durch Dich leuchten. Liebe Deinen Nächsten. Teile mit ausgeschüttetem, feurigem Herzen den Hungrigen Dein Brot, kleide den Nackten und warte nicht, bis es doppelt so schlimm ist.“

Gesellschaftlich hatten die Täufer wegen der Verfolgung kaum Möglichkeiten, sich öffentlich für Gerechtigkeit einzusetzen. Aber ihre Überzeugungen lebten weiter und werden in großen und in kleinen Projekten bis in unsere Zeit sichtbar:

- ▶ Martin Luther King – Friedliche Proteste für die Bürgerrechte von Afro-Amerikanern
- ▶ Edna Ruth Byler – Initiatorin der Fairtrade Bewegung
- ▶ Megan Fox unlocked und Lindsay Kirkland – Youtuber für mennonitischen Lebensstil
- ▶ ...

Sehr unterschiedliche Projekt, aber sie sind geprägt von dem Anliegen, sich für Gerechtigkeit einzusetzen – und vielleicht fügen Sie eines ihrer Projekte hinzu.

Fragen für das Gruppengespräch:

- ▶ Jesus Christus wird in dem Bibeltext an verschiedenen Stellen erwähnt und beschrieben – machen Sie eine Liste. Inwiefern ist er „Grundstein der Gemeinde“ und des gemeinsamen Lebens?
- ▶ Welche Bibelübersetzung motiviert Sie am besten, über gemeinsames Leben nachzudenken? Informieren Sie sich über verschiedene Übersetzungen auf www.die-bibel.de/uebersetzungstypen und www.die-bibel.de/uebersetzungen-im-vergleich.
- ▶ Im Januar erscheint die Übersetzung BasisBibel als vollständige Ausgabe. Sie ist die erste Übersetzung weltweit, die zum Lesen auf Bildschirmen erstellt wurde. Informieren Sie sich über die BasisBibel. Was könnten die Folgen dieser Übersetzung in drei Jahren sein (im Vergleich zur Luther-Übersetzung für die Täuferbewegung)?
- ▶ In Schleithem wurden sieben Artikel beschlossen. Welche Regeln für das gemeinsame Leben sind in Ihrer Gemeinde wichtig? Sind es Themen, die schon in Schleithem benannt wurden – oder andere?
- ▶ Welche anderen Projekte für Gerechtigkeit und Gutes tun kennen Sie? Wo setzt sich Ihre Gemeinde für Gerechtigkeit ein?

TÄUFERISCHE TEXTE ZUM THEMA „GEMEINSCHAFT“

„Rechenschaft vom Glauben“

Auszug aus dem Glaubensbekenntnis des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland, des Bundes der Baptistengemeinden in Österreich und des Bundes der Baptistengemeinden in der Schweiz (1977)

Sammlung und Sendung der Gemeinde

Gott, der sich in seinem Sohn Jesus Christus offenbart und seine Herrschaft zum Heil der Menschen aufgerichtet hat, beruft die Menschen zu einem Leben unter dieser Herrschaft. Alle, die an Jesus Christus glauben, sind aus dem Machtbereich der Finsternis in das Reich Christi versetzt worden. Christus sammelt sie zu seiner Gemeinde in gemeinsamem Leben, Zeugnis und Dienst. Der Heilige Geist macht sie willig, gemäß der Versöhnung Gottes zu leben. Weil Christus uns zuerst geliebt hat und liebt, gehören wir zur Familie Gottes als Brüder und Schwestern. Wie Christus uns angenommen hat, so nehmen wir uns selbst an und die, die Christus mit uns zum Glauben berufen hat. Wie Christus uns die Sünden vergeben hat und vergibt, so vergeben wir unserem Nächsten.

Auf die Versöhnungstat Gottes antwortet die Gemeinde Jesu Christi in Lobpreis und Anbetung. In Beugung vor Gott bekennt sie ihre Schuld und empfängt Vergebung und Vollmacht zu ihrer Sendung. In Evangelisation und Diakonie bezeugt die christliche Gemeinde das Heil Gottes allen Menschen. In Bitte und Fürbitte tritt sie priesterlich ein für alle Menschen und Völker. Wie Gott seinen Sohn in die Welt sandte, so sendet Jesus Christus heute seine Gemeinde in die Welt. Allen Gliedern der Gemeinde Jesu Christi gilt der Auftrag ihres Herrn: „Predigt das Evangelium der ganzen Schöpfung!“ (Markus 16, 15).

Der eine Leib Christi und die getrennten Kirchen

Die Gemeinschaft der Gemeinde erfährt der Christ vornehmlich in der örtlichen Versammlung der Glaubenden. In ihr wird die eine Taufe auf das Bekenntnis des Glaubens hin vollzogen und das eine Brot, von dem einen Herrn gestiftet, gebrochen und geteilt. Deshalb versteht sich die Ortsgemeinde als die Manifestation des einen Leibes Jesu Christi, durchdrungen von dem einen Geist und erfüllt mit der einen Hoffnung.

Der eine Geist schenkt viele Gaben, die sich in den Ortsgemeinden, aber auch in den voneinander getrennten Kirchen in gegenseitig bereichernder Vielfalt auswirken können. Jesus Christus baut seine Gemeinde in den verschiedenen Kirchen und Gemeinschaften. Doch kann es trotz der Verschiedenheiten und trotz Irrtum und Schuld auf allen Seiten nicht der Wille Gottes sein, dass konfessionelle Schranken die sichtbare Gemeinschaft aller Glaubenden und damit ihr glaubwürdiges Zeugnis vor aller Welt verhindern. Deshalb beten wir mit den Christen der ganzen Erde um Erneuerung aller Gemeinden und Kirchen, dass mehr gegenseitige Anerkennung möglich werde und Gott uns zu der Einheit führe, die er will. Schon heute ist es nicht nur Aufgabe einzelner Christen aus verschiedenen Kirchen, sondern dieser Kirchen selbst, aus der Trennung heraus mögliche Schritte aufeinander hin zu tun, vorhandene Vorurteile abzubauen und Einwände gewissenhaft zu formulieren und zu vertreten, voneinander zu lernen, füreinander zu beten und gemeinsam Christus zu verherrlichen in Zeugnis und Dienst.

*Teil 2/1./1, 7 aus: Rechenschaft vom Glauben, Kassel 2004
<https://t1p.de/Rechenschaft-vom-Glauben>*

*2. Kor 4, 5f.
Kol. 1, 13f.
Mark. 3, 31–35
Röm. 15, 7
Matth. 6, 12*

*2. Kor. 5, 19f.
Eph. 1, 3ff.
Joh. 15, 1–8
1. Tim. 2, 1ff.
Joh. 20, 21
Matth. 28,
16–20
1. Petr. 2, 9f.*

*Eph. 4, 3–6
1. Kor. 10, 16f.*

*1. Kor. 12,
1–11
Joh. 17, 22f.
Eph. 4, 1–6
Apg. 15
Gal. 2*

Andrea Klimt

„gewagt! gemeinsam leben“ – Gottesdienst-Bausteine zu 1. Kor 12, 27



Einführung Gottesdienstthema

„gewagt! gemeinsam leben!“ – unter diesem Leitgedanken blicken wir in diesem Jahr zurück auf 500 Jahre Täuferbewegung. Motiviert von der ursprünglichen Gestalt der Gemeinde, wie sie in der Apostelgeschichte beschrieben wird, haben die jungen Täufergemeinden gewagt, gemeinsam zu leben. Die Praxis der Glaubenstaufer gab ihrer Bewegung eine neue verbindliche Gestalt von Kirche: Ein freiwilliger Zusammenschluss von Gleichen, die miteinander ihr Gemeindeleben gestalten und einander unterstützen.

„gewagt! gemeinsam leben!“ – dieses Thema wird uns auch in diesem Gottesdienst beschäftigen. Es gilt bis heute: Gemeinsam bilden die Gläubigen den Leib Christi. Wir werden in diesem Gottesdienst Worte der Bibel hören und danach fragen, wie ein verbindliches Miteinander auch heute Gestalt gewinnen kann, in unseren Gemeinden und im Miteinander der verschiedenen Kirchen. Wir begegnen Gott mit Lob, Dank und Fürbitte in Liedern und Gebeten und feiern diesen Gottesdienst im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Lesung

Psalm 133 und/oder Apostelgeschichte 2, 37–47

Gemeinsam leben heute

In diesem Teil des Gottesdienstes können entweder aktuell existierende verbindliche christliche Lebensgemeinschaften vorgestellt werden oder einzelne Teilnehmende zu Wort kommen:

- ▶ Lebensgemeinschaften in der Tradition der Frauen und Männer der Täuferbewegung heute:

Bis heute gibt es weltweit und auch in Deutschland verbindliche Lebensgemeinschaften, die sich in der Tradition der Täufer verstehen und in Gütergemeinschaft leben. Ein Beispiel dafür sind die Bruderhöfe. (Informationen unter: <https://www.bruderhof.com/de>) Hier leben und arbeiten weltweit mehr als 2700 Frauen und Männer in einer verbindlichen Gemeinschaft. Sie bezeichnen sich als „Bund von Familien und Singles, die im Geiste der ersten Gemeinde in Jerusalem Jesus ohne Kompromisse nachfolgen wollen“. Auf der oben angegebenen Homepage finden sich Material und auch viele Bilder, mit denen die Bewegung der Bruderhöfe im Gottesdienst vorgestellt werden kann. Weitere Lebensgemeinschaften, die vorgestellt werden könnten: die Hutterer, die Amischen. Material zu beiden Bewegungen findet sich auf: <https://de.wikipedia.org/wiki/Portal:Täuferbewegung>.

Vorschlag 1: Die Bewegung der Bruderhöfe wird anhand einiger Bilder vorgestellt und darauf hingewiesen, dass sich diese Gemeinschaft bis heute in täuferischer Tradition versteht, sich auf die christliche Urgemeinde beruft und in Gütergemeinschaft lebt.

Vorschlag 2: Von jeder Bewegung (Bruderhöfe – Hutterer – Amische) wird je ein Bild gezeigt und in zwei, drei Sätzen davon erzählt, dass diese Gemeinschaften sich bis heute in täuferischer Tradition verstehen, sich auf die christliche Urgemeinde berufen und in Gütergemeinschaft leben.

- ▶ „Was es für mich bedeutet, meinen Glauben / mein Christsein gemeinsam mit anderen zu leben.“
Zwei oder drei Gemeindeglieder erzählen in kurzen vorbereiteten Statements, wie sie heute mit anderen ihren Glauben verbindlich leben. Vielleicht gibt es in der Gemeinde einen übergemeindlichen, vielleicht sogar ökumenischen Hauskreis, oder jemand engagiert sich in der ökumenischen Zusammenarbeit vor Ort und kann darüber berichten?

Predigt-Skizze zu 1. Korinther 12, 27

„Ihr aber seid der Leib Christi und jeder Einzelne ein Glied.“

Die Täufer gaben ihrer Gemeinschaft eine besondere Gestalt. Von der Gemeinschaft der Christinnen und Christen, wie sie in der Apostelgeschichte beschrieben ist, ließen sie sich zu einer verbindlichen Lebensgemeinschaft inspirieren. Geprägt war diese Gemeinschaft von Gleichheit, Verantwortung und Autonomie.

Gleichheit:

Die Gemeinde „verkörpert“ Christus. Das Gleichnis vom Leib verdeutlicht das organische, natürliche Miteinander. Die unterschiedlichen Körperteile sind sehr verschieden und haben verschiedene Funktionen, aber nur gemeinsam können sie die Aufgaben des Lebens bewältigen. Von daher kommt jedem Teil der gleiche Wert zu. Die Körperteile sind untrennbar miteinander verbunden und nur gemeinsam lebensfähig. Christus und sein Leib gehören zusammen und jeder einzelne Teil ist wichtig.

So ist Christus: Wir sind sein Leib.

Verantwortung:

Als Leib Christi gehören wir zusammen. Gemeinsam zu leben ist nicht unsere Wahl. Durch die Taufe sind wir miteinander in diesem Leib verbunden. Diese Identität in Christus ist der Gemeinde immer schon vorgegeben. Die Gemeinde lebt in einer Spannung von Einheit und Vielfalt. Als Glieder am Leib Christi tragen wir Verantwortung füreinander. Durch Jesus Christus sind wir verbunden mit Christinnen und Christen weltweit. Nur gemeinsam können wir ein glaubwürdiges Zeugnis für die Liebe Gottes zu dieser Welt sein. Eine verbindliche Lebensgemeinschaft schätzt die Vielfalt und strebt nach Einheit. Es ist unsere Verantwortung die Einheit mit anderen Christen und Christinnen zu suchen.

Als Leib Christi gehören wir zusammen und wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit. Nur wenn wir das Leiden unserer Geschwister weltweit wahrnehmen und uns für die Veränderung ihrer Lebensumstände einsetzen, können wir ein glaubhaftes Zeugnis für die Liebe Gottes zu dieser Welt sein. Eine verbindliche Lebensgemeinschaft nimmt wahr, wenn Teile ihrer Gemeinschaft leiden und sorgt füreinander. Es ist unsere Verantwortung, uns für unsere Geschwister weltweit einzusetzen und unsere Stimme für Gerechtigkeit erklingen zu lassen.

So ist Christus: Wir sind sein Leib.

Andrea Klimt

„gewagt! gemeinsam leben“ – Gottesdienst-Bausteine zu 1. Kor 12, 27

Autonomie:

Auch wenn wir vor Ort und weltweit mit anderen Christinnen und Christen verbunden sind, ist doch jeder Teil, jede Gemeinde vor Ort für sich eigenständig und selbst verantwortlich. Jede einzelne Gemeinde bildet auch für sich den Leib Christi ab. Taufe und Abendmahl sind Zeichen dieser verbindlichen Gemeinschaft und erinnern die Glaubenden immer wieder neu daran, dass sie Teil am Leib Christi sind. Doch nicht die einzelnen Menschen allein bilden diese verbindliche Gemeinschaft: Christus selbst verkörpert sich in seinem Leib. Wo Christus ist, da ist auch der Leib Christi. An diesem Ort und an vielen anderen Orten.

So ist Christus: Wir sind sein Leib.

Wir blicken zurück auf 500 Jahre Täuferbewegung, auf Christinnen und Christen, die ein verbindliches gemeinsames Leben gewagt haben. Wir fragen uns heute: Wie kann eine verbindliche Lebensgemeinschaft heute Gestalt gewinnen? Wie können wir einander wahrnehmen, in unserer Unterschiedlichkeit, mit unseren Stärken und Schwächen und unseren unterschiedlichen Bedürfnissen? Wie können wir so mit anderen Menschen verbunden sein, dass ihr Leid unser eigenes ist und wir dagegen aufbegehren? So wie der ganze Körper leidet, wenn ein einzelner Körperteil betroffen ist. Durch die Taufe sind wir zu einem Leib verbunden. Mit dem Abendmahl erinnern wir uns regelmäßig daran.

So ist Christus: Wir sind sein Leib.

Bekenntnis und Fürbitten:

Herr Jesus Christus, als Dein Leib gehören wir zusammen, in unserer Ortsgemeinde, mit anderen Christinnen und Christen vor Ort, in unseren Kirchen und Gemeindebünden in unserem Land und mit Glaubenden anderer Kirchen weltweit.

Wir bekennen, dass wir oft nur unsere eigenen kleinen Kreise sehen und das Streben nach Einheit Deines Leibes vernachlässigen.

Wir bekennen, dass wir selber auch oft Ursache für Spannungen und Konflikte in Deiner Kirche, Deinem Leib sind. Wir bekennen, dass wir uns nicht genügend um ein gutes Miteinander aller Kirchen bemühen. Nur in einem guten Miteinander können wir glaubwürdig Dein Leib sein.

Herr Jesus Christus, weltweit gibt es Glieder an Deinem Leib, die leiden. Sie leiden unter Verfolgung aufgrund ihres Glaubens oder unter ungerechten Lebensbedingungen. Ihr Leben ist geprägt von Mangel, politischer Instabilität oder Willkür.

Wir bekennen, dass wir uns oft weigern, dies auch als unser eigenes Leid wahrzunehmen und uns für unsere leidenden Geschwister weltweit einzusetzen.

Das bekennen wir und bitten um Vergebung.

Wir beten für uns, lass es uns wagen, gemeinsam zu leben, lass es uns wagen, gemeinsam mit anderen Menschen Dein Leib zu sein.

Herr Jesus Christus, erbarme Dich.

Wir beten für unsere Gemeinden, lass uns immer wieder nach Einheit streben und hilf uns menschliche Grenzen zu überwinden.

Herr Jesus Christus, erbarme Dich.

Wir beten für die Gemeinden und Kirchen in unserem Land. Wir beten für ein gutes Miteinander, damit Menschen durch ihr Zeugnis Dich erkennen können.

Herr Jesus Christus, erbarme Dich.

Wir beten für Christinnen und Christen weltweit, die aufgrund ihres Glaubens unter Verfolgung leiden und die ihr Leben unter zahlreichen Bedrängungen gestalten müssen.

Herr Jesus Christus, erbarme Dich.

Segen:

Ein gutes Beispiel für die Verbundenheit zwischen sehr unterschiedlichen Christinnen und Christen ist das zu Beginn der Corona-Zeit entstandene Lied „The Blessing“ (deutsch: Der Herr segne Dich).

„The Blessing“ findet sich in unterschiedlichen Versionen auf YouTube. Die Beiträge einzelner Sängerinnen und Sänger bzw. Musikerinnen und Musiker, die aus unterschiedlichen kirchlichen Traditionen kommen, sind per Videoschnitt zusammengefügt; die einzelnen Beiträge ergeben so ein Ganzes. Je nach Sprache, Land, politischer Situation wird deutlich, dass hier menschliche Grenzen überwunden werden. Als Beispiel dafür soll das Video aus Südafrika gelten (<https://t1p.de/The-Blessing-1>). Nach wie vor gibt es dort fast unüberwindliche Hindernisse zwischen Menschen, zwischen Schwarz und Weiß, zwischen verschiedenen Volksgruppen, zwischen verschiedenen kirchlichen Traditionen. An der Produktion des Videos haben sich Christinnen und Christen all dieser verschiedenen Gruppen beteiligt. Ähnliches gilt für die Videos von „The Blessing“ aus dem Libanon (<https://t1p.de/The-Blessing-2>) oder für die arabische Welt (<https://t1p.de/The-Blessing-3>). Das Lied könnte zum Ende des Gottesdienstes gesungen werden oder es könnte auch, nach einem kleinen Hinweis auf den Hintergrund, eines der genannten Videos gezeigt werden.

Lieder:

Vater, mach uns eins	F&L 137
Gut, dass wir einander haben	F&L 138
Herz und Herz vereint zusammen	F&L 135
Die Kirche steht gegründet allein auf Jesum Christ	F&L 131
Wir wollen deinen Tod verkünden	F&L 146
Gesegnet sei das Band, das uns im Herrn vereint	F&L 134
Komm, Herr, segne uns, dass wir uns nicht trennen	F&L 121
The Creed (deutsch) – Das glaube ich	https://t1p.de/Das-glaube-ich
The Blessing (deutsch) – Der Herr segne Dich	https://t1p.de/Der-Herr-segne-Dich

Hinweis:

F&L = Feiern und Loben. Die Gemeindelieder
(Gesangsbuch im BEFG und BFeG)

Jann-Hendrik Weber

Besser gemeinsam

Entwurf einer Jugendstunde zum Thema „Gemeinsam leben – Gleichheit – Verantwortung – Autonomie“

Einleitung:

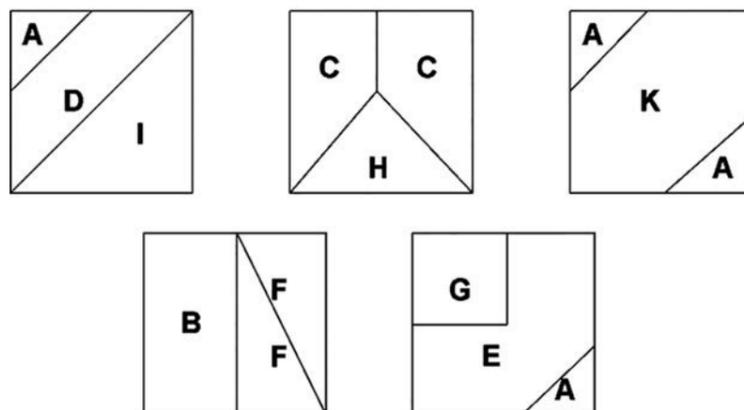
Zur Eindämmung der Corona-Pandemie ist seit 2020 „social distancing“ erforderlich, um Infektionsketten zu unterbrechen. Auf Handschlag und Umarmung soll verzichtet werden. Private oder öffentliche Veranstaltungen fallen aus, bei denen Menschen zusammenkommen, um gemeinsam etwas zu erleben oder zu gestalten. Institutionen, Gemeinden und Vereine verlegen ihren Betrieb ins Digitale oder stellen ihn ersatzlos ein. Wir Menschen sind aber „Herdentiere“, sind auf „gemeinsames Leben“ gepolt, brauchen das Miteinander. Auch Religion hat starke Gemeinschaftsaspekte. Dabei war es allerdings noch nie selbstverständlich, dass das Miteinander auch gelingt. Nicht immer tut Gemeinschaft gut. Bestimmte Formen von Gemeinschaft bewirken Zerstörung, unterdrücken den Einzelnen innerhalb oder außerhalb einer Gemeinschaft. Heute widmen wir uns der Frage nach gelingender Gemeinschaft: einerseits ganz allgemein und andererseits für den Kontext „Gemeinde“. Wie kann das besser werden?

Aktion 1: Brainstorming „Wie gelingt Gemeinschaft?“

Sammelt gemeinsam Faktoren für „gelingende Gemeinschaft“. Sortiert die genannten Faktoren anschließend in Kategorien ein, z. B. folgende: Werte, Organisation, Pflichten, Rituale... Ergänzt weitere Faktoren, die euch für die Kategorien einfallen.

Aktion 2: Kooperationsspiel „Quadrate-Salat“

In diesem Kooperationsspiel erleben die Jugendlichen die Herausforderung, eigene und gemeinsame Ziele gleichzeitig im Blick zu behalten. Dabei dürfen sie nur Gebende sein. Jeder einzelne wird dadurch automatisch zum Nehmenden.



Jann-Hendrik Weber
Pastor im Gemeindejugendwerk
Nordwestdeutschland des BEFG



Vorbereitung:

Die Teile werden auf folgende Weise in fünf Stapel aufgeteilt: BEI, AAAC, HD, AF, KCFG.

Aufgabe:

Die Gruppe soll fünf Mitglieder als Spieler benennen. Die anderen sind Beobachter und sollen möglichst je einen Spieler beobachten. Nachdem das Signal zum Start gegeben worden ist, soll die spielende Gruppe aus den gegebenen Teilen fünf Quadrate gleicher Größe zusammensetzen. Die Teile dürfen nicht abgeschnitten oder gefaltet werden oder sich überlappen. Die Aufgabe ist dann erfüllt, wenn alle Spielenden vor sich je ein gleich großes Quadrat liegen haben.

Regeln:

- ▶ Keiner darf sprechen, auch nicht die Beobachter.
- ▶ Keiner darf sich ein Teil von einem anderen Mitspielenden nehmen.
- ▶ Keiner darf dem anderen signalisieren, dass man gerne eine Karte von ihm hätte.
- ▶ Die Teilnehmer dürfen sich gegenseitig Karten geben.
- ▶ Die Buchstaben auf den Teilen haben nichts mit der Zusammensetzung der Quadrate zu tun.

Durchführung:

Nach diesen Anweisungen werden die fünf Teile-Stapel an die fünf Spielenden verteilt. Ab jetzt darf nicht mehr gesprochen werden. Die einzig mögliche Lösung besteht in der Zusammenstellung: ADI, CCH, AAK, BFF, GEA. Eventuell können die Beobachter während des Spiels auch mit den Spielern die Rollen tauschen.

Auswertung:

- ▶ Wie geht es euch jetzt?
- ▶ Habt ihr euch an die Regeln – nicht sprechen und keine Signale – gehalten?
- ▶ Wie schwer fiel es, gebaute Quadrate wieder aufzulösen?
- ▶ Wer hat die Aufgabe als Wettkampf gesehen und welche Konsequenzen hatte das?
- ▶ Welche Gefühle haben sich während des Spiels bei Spielern und Beobachtern geregt (Ungeduld, Ärger, Scham, Erleichterung, Genugtuung, Gleichgültigkeit, Überlegenheit, Panik etc.)?
- ▶ Was lernen wir aus diesem Spiel über gelingendes Miteinander?

Jann-Hendrik Weber

Besser gemeinsam

Entwurf einer Jugendstunde zum Thema „Gemeinsam leben – Gleichheit – Verantwortung – Autonomie“

Bibelarbeit: Biblische „Bilder“ für Gemeinde

Lest gemeinsam oder in Kleingruppen die vorgeschlagenen Bibeltexte, in denen verschiedene „Bilder“ für Gemeinde transportiert werden. Welche Aspekte in den Texten gefallen euch besonders gut? Welche findet ihr selbstsam?

- ▶ Gal 3, 27–28 Einheit in Christus, natürliche Verschiedenheit fällt nicht ins Gewicht
- ▶ Luk 5, 27–32 Gemeinschaft der „Bedürftigen“
- ▶ 1. Petr 2, 9–10 Volk Gottes
- ▶ 1. Kor 12, 12–30 Leib Christi
- ▶ Eph 2, 19–22 Tempel

Historischer Exkurs: Aus den Schleithemer Artikeln von 1527

Die sogenannten Schleithemer Artikel bilden die erste ausformulierte Bekenntnisschrift der Täuferbewegung. Sie sind benannt nach ihrem Entstehungsort Schleithem, einer Schweizer Gemeinde in der Nähe von Schaffhausen. Dort fand am 24. Februar 1527 auf Einladung von Michael Sattler eine erste Täuferkonferenz statt. Mit den Artikeln grenzte man sich nach außen gegen die Kirche Roms ab und gegen die Reformationskirchen, aber auch nach innen gegen Fehlentwicklungen innerhalb des lehrmäßig noch nicht gefestigten Täuferturns. Der Kurs der Artikel zeigt an: Der in der Taufe bekannte Glaube bringt hohe ethische Verpflichtungen mit sich – in Absonderung von der Welt und in Wehrlosigkeit. Selbstverständlich ist der Text nur vor dem historischen Hintergrund richtig zu verstehen.

Anzeige



- ◆ Wir führen täuferische Literatur.
- ◆ Die Titel des täuferischen Verlags AGAPE sind bei uns noch erhältlich.
- ◆ Auch Russlanddeutsche Veröffentlichungen haben wir im Sortiment.
- ◆ Wir sind gerne behilflich bei der Suche nach vergriffenen Büchern.
- ◆ Darüber hinaus können Sie bei uns jedes in Deutschland lieferbare Buch bestellen.

Buchhandlung & Antiquariat Atempause ◆ Engeland Esch 33 ◆ D 46325 Borken
fon 0 28 62/920 71 ◆ fax 0 28 62/920 73 ◆ bestellung@atempause-ms.de
www. atempause-ms.de ◆ www.amazon.de/shops/atempause

Die Täufer waren damals eine blutig verfolgte Minderheit, die ihre Taufpraxis teuer bezahlen musste. Der vierte Artikel widmet sich v. a. dem Gemeindeverständnis:

„Zum vierten haben wir uns über die Absonderung geeinigt: Sie soll geschehen von den Bösen und vom Argen, das der Teufel in der Welt gepflanzt hat, damit wir ja nicht Gemeinschaft mit ihnen haben und mit ihnen in Gemeinschaft mit ihren Greueln laufen. Das heißt, weil alle, die nicht in den Gehorsam des Glaubens getreten sind und die sich nicht mit Gott vereinigt haben, dass sie seinen Willen tun wollen, ein großer Greuel vor Gott sind, so kann und mag nichts anderes aus ihnen wachsen oder entspringen als greuliche Dinge. Nun gibt es nie etwas anderes in der Welt und in der ganzen Schöpfung als Gutes und Böses, gläubig und ungläubig, Finsternis und Licht, Welt und solche, die die Welt verlassen haben, Tempel Gottes und die Götzen, Christus und Belial, und keins kann mit dem ändern Gemeinschaft haben. [...]“

(zitiert nach: Hans Steubing (Hg): Bekenntnisse der Kirche, Wuppertal ²1997, 261ff.; vgl. dazu S. 30f in diesem Heft)

Fragen fürs Gespräch:

- ▶ Was löst der Text in euch aus?
- ▶ Inwiefern ist der Appell zur „Absonderung“ vor dem historischen Hintergrund verständlich?
- ▶ Inwiefern ist der Appell zur „Absonderung“ auch heute noch relevant?
- ▶ Was passiert mit einer Gemeinschaft, die sich abgrenzt?
- ▶ Wo sollten Gläubige bewusst offen sein?

Schluss: Kooperationsspiel „Zeltbau“

Bildet einen Kreis und fasst euch an den Armen. Die Füße stehen eng beieinander. Nun wird zu zweit abgezählt. Alle gehen so weit auseinander, bis die Arme gestreckt sind. Vorsichtig lehnen sich die „Einser“ nach vorn, alle „Zweier“ nach hinten. Und zwar so weit, wie es geht. Ihr kommt miteinander ins Gleichgewicht und seid Teil eines straff gespannten Gruppenzeltes.

Übertragung/Impuls: „Das Gleichgewicht der Gemeinschaft kommt zustande, indem gleichzeitig Kräfte nach innen und nach außen wirken. Für gemeinsames Leben von Christen bedeutet das: Wir brauchen einen inneren Zusammenhalt, Regeln und Rituale fürs Miteinander. Und gleichzeitig sind wir nach außen hin orientiert. Sind offen, lernbereit, neugierig, freigiebig, gastfreundlich.“

Literaturtip:

- ▶ Jay Y. Kim: *Analog Church. Why we need real people, places and things in the digital age*, Illinois 2020.

Riki Neufeld

Nachfolge leben

Entwurf einer Jugendstunde zum Thema „gewagt – gemeinsam leben“

Ich durfte vor ein paar Jahren mal eine Teenager-Kleingruppe besuchen, die sich während ihrer biblischen Unterweisungszeit regelmäßig mit ihrer Teamleiterin traf, um die Gemeinschaft zu vertiefen. Bei meinem Besuch war ich besonders daran interessiert, wie diese Jugendlichen während der letzten zwei Jahre ihre Zeit in der Gruppe erlebt hatten. Da kamen berührende Aussagen wie:

„Es war so toll, in dieser Kleingruppe sein zu dürfen und die Erfahrung machen zu dürfen, einfach angenommen und wertgeschätzt zu werden.“

„Im Gegensatz zum Alltag in der Schule hatte ich hier nicht ständig das Gefühl, mich vergleichen zu müssen oder nicht zu genügen.“

„Die Kleingruppe war ein Ort, wo ich sein konnte, wie ich bin, und mich nicht ständig verstellen musste, um dazugehören zu dürfen“

Diese Statements haben mich sehr fasziniert. Die Teenies hatten in dieser Kleingruppe eine stärkende und wohltuende Gemeinschaft erlebt, die anders war als das, was sie an vielen Orten im Alltag erlebten. Es war offensichtlich auch ein großes Kompliment an die Kleingruppenleiterin, die sich sehr darum bemühte, eine solche Atmosphäre zu ermöglichen.

Tatsache ist: Solch eine Atmosphäre geschieht selten automatisch. Gemeinschaft kann so schön und beflügelnd sein, aber geteiltes Leben kann einem manchmal auch so richtig den Saft aus dem eigenen Leben saugen. In solchen Fällen fühlt man sich nicht unbedingt so wertgeschätzt und beglückt, wie die Jugendlichen es erleben durften. Es gibt leider keine Garantie, dass zwischenmenschliche Beziehungen, wenn man sich selber nur richtig verhält, immer gut funktionieren werden. Trotzdem gibt es Prinzipien, die ein gutes gemeinsames Leben auf jeden Fall begünstigen können.

Zwei dieser Prinzipien finden wir im Matthäusevangelium. Sie funktionieren nicht unabhängig voneinander und sind gleichzeitig eine Art Zusammenfassung aller Gebote für zwischenmenschliche Beziehungen.

Zum einen ist da die so genannte Goldene Regel! In der Bergpredigt fasst Jesus in einem Moment kurz, knapp und ganz praktisch all das zusammen, wozu das biblische Gesetz immer wieder aufforderte: „Behandelt eure Mitmenschen in allem so, wie ihr selbst von ihnen behandelt werden wollt“ (Mt 7, 12).

Riki Neufeld

Theologe und Bildungsreferent am
Bildungszentrum Bienenberg



Diese spannende Aufforderung ist gleichzeitig echt riskant. Wenn alle diese Lebenseinstellung umsetzen würden, hätten wir garantiert einiges mehr an Frieden auf unserer Welt. Besonders herausfordernd ist diese Goldene Regel aber deshalb, weil sie mich immer wieder zur Reflexion auffordert. Ich muss mir also immer wieder Gedanken darüber machen, wie ich denn eigentlich gerne behandelt werden möchte.

Und dann kommt das Riskante. Nach dem ersten wichtigen Schritt der Reflexion soll ich die erwünschte Behandlung nicht einfordern, sondern in erster Linie einmal verschenken. Ob ich im Anschluss dann auch Empfänger eines wohlwollenden Umgangs werde, liegt nicht in meiner Hand. Gemeinsames Leben nach diesem Prinzip ist gerade deshalb auch ein Wagnis!

Und nun mal ganz praktisch. Gibt es eine Gruppe, mit der du zu einem bestimmten Grad dein Leben teilst, sei es Familie, Wohngemeinschaft, Jugendgruppe oder ein Freundeskreis, der sich regelmäßig trifft?

1. Nehmt euch als Gruppe an einem bestimmten Tag 15 min Zeit, damit sich jede Person zuerst einmal Gedanken darüber macht, welche Art von Umgang miteinander sie sich wünschen würde.
2. In einem zweiten Schritt sollte jede/r für sich drei konkrete Aspekte dieser Art, miteinander umzugehen, aufschreiben. (In einer WG könnte das z.B. heißen: Ich fände es toll, wenn man am Abend interessiert bei mir nachfragt, wie mein Tag war.)
3. Anstatt diese Wünsche nun miteinander zu besprechen, wäre nun die Aufgabe, während der nächsten zwei Wochen diese drei konkreten Behandlungsweisen an den anderen in der Gruppe auszuüben.
4. Nach drei Wochen könnt ihr euch als Gruppe wieder zusammensetzen und über die Erfahrung austauschen. Dabei könntet ihr z. B. abwechselnd versuchen zu raten, welches nun die Behandlungsweise war, die von der jeweiligen Person ausgeübt und somit auch erwünscht wäre.

Das zweite Prinzip, von dem ich oben sprach, ist das so genannte doppelte Liebesgebot: Liebe Gott mit deinem ganzen Sein und Liebe deinen Mitmenschen wie dich selbst. Auch hier sagt Jesus: „In diesen beiden Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten“ (Mt 22, 40).

Von Jesus her könnte man also behaupten, dass das ganze Leben Folgendes zum Ziel hat: Es geht darum, in der Göttlichen Liebe zu wachsen (siehe auch Joh 15 und 1. Thess 4, 9). Diese Liebe kann man weder in der Theorie noch im Alleingang verwirklichen. Sie muss gelebt werden und dazu braucht sie eine Gemeinschaft. Der christliche Glaube bewegt uns zur Liebe, und durch diesen Glauben an den Gott, der Liebe ist, glauben wir auch, dass diese Welt in der Liebe zusammengehalten und zur wahrhaftigen Lebendigkeit erweckt wird.

Diese Göttliche Liebe, die überall gegenwärtig ist, ist trotzdem darauf angewiesen, dass sie im einzelnen Menschen eingeübt wird. Genau dies ist das Ziel im Gemeinsamen Leben – dass diese Liebe sich durch das Einüben entfalten kann.

Woran orientiert man sich, wenn solch eine Liebe im gemeinsamen Leben eingeübt werden soll? Dieses schöne Wort „Liebe“ kann ja mittlerweile alles Mögliche bedeuten. Neben all dem, was Jesus zur Liebe gesagt hat, soll er in den vier Evangelien 87 mal die Aufforderung geäußert haben: „Folge mir nach!“

In dem wir Jesus Christus nachfolgen und auf sein Beispiel schauen, lernen wir, wie diese Liebe praktisch aussehen kann. In seinem Umgang mit den engsten Freunden, mit seinen Mitmenschen bis hin zu seinen Feinden werden immer wieder überrascht, wie vielfältig die Liebe gelebt werden kann. In der Nachfolge sind wir aufgefordert, das, was wir an ihm beobachteten, praktisch einzuüben.

Daniela Gäbel

Für die Schule:

Eine täuferische Frauenbiografie als Mystery-Spiel

Eine Unterrichtsidee für die Sekundarstufe I

Historisches Mystery:

Der Fall der Elisabeth von Leeuwarden 1549

Bei der Methode des Mysterys lösen die Schülerinnen und Schüler einen „mysteriösen“ Fall, indem sie mithilfe von Infokarten die historischen Geschehnisse und Zusammenhänge rekonstruieren. Bei dem vorliegenden Fall handelt es sich um die Geschichte von Elisabeth von Leeuwarden, die 1549 in den Niederlanden als Täuferin den Märtyrertod starb. Die Lernenden begeben sich in die Rolle der Detektive, die das Rätsel um Elisabeths Schicksal lösen müssen. Die Informationen zu Elisabeths Geschichte basieren auf der Erzählung in Thielemann van Braghts Märtyrerspiegel von 1660. Vorkenntnisse zur Geschichte der Täufer sind für dieses Mystery nicht nötig.

Einstiegs Geschichte:

Es ist der 15. Januar 1549. In der niederländischen Stadt Leeuwarden stürmen einige Soldaten ein Haus, in dem eine Frau namens Elisabeth wohnt. Bei der Durchsuchung finden die Männer ein lateinisches Neues Testament (Teil der Bibel). Elisabeth wird sofort verhaftet. Am nächsten Tag wird sie von zwei Bütteln (Gerichtsdienern) ins Stockhaus gebracht, dem Gefängnis, in dem die Schwerverbrecher sitzen.

Mystery-Frage: Was ist Elisabeths Vergehen und warum gilt sie als Schwerverbrecherin?

Arbeitsauftrag: Beantwortet die Mystery-Frage, indem ihr:

- ▶ die Karten gemeinsam lest.
- ▶ die Karten dann so anordnet, dass sie eine logische Struktur ergeben.
- ▶ Klebt anschließend die geordneten Karten auf ein A3-Blatt und verbindet sie so miteinander, dass ein Zusammenhang erkennbar ist. Ergänzt gegebenenfalls Oberbegriffe und Pfeile.
- ▶ Notiert eure Lösung zur Mystery-Frage in ein bis zwei Sätzen auf dem Plakat.

Elisabeth war von vornehmer Herkunft. Ihre Eltern brachten sie als Kind in ein Kloster, damit sie Latein und verschiedene Künste (zum Beispiel Lesen und Schreiben) lernen sollte.

Nur wenige Menschen konnten im 16. Jahrhundert lesen und schreiben. Diese Kunst wurde vor allem in Klöstern gelehrt.

Im Kloster gelangte Elisabeth zufällig in den Besitz eines lateinischen Neuen Testaments. Doch wie der Glaube im Kloster gelebt wurde, passte nicht zu dem, was sie in ihrem Testament über ein gottgefälliges Leben las.

Elisabeth war so unzufrieden mit dem Leben im Kloster, dass sie beschloss zu fliehen. Sie tauschte ihre Kleidung mit einer Melkerin und konnte so heimlich aus dem Kloster entkommen. Sie ging zunächst in die Stadt Leer.

In der Stadt Leer traf Elisabeth auf Täufer, die sie versteckten. Nachdem die Täufer ihr mehr über ihren Glauben und ihr Verständnis der Bibel erklärten, schloss sich Elisabeth den Täufeln an. Aus Angst, entdeckt zu werden, zog Elisabeth weiter in die Stadt Leeuwarden.

Aus dem Verhör Elisabeths:
Die (Rats)Herren: „Wir sagen, dass du eine Lehrerin seiest, welche die Menschen verführt; solches haben wir auch von dir sagen gehört.“

Elisabeth wurde am Tag nach ihrer Verhaftung ins Rathaus gebracht, wo sie vom Rat verhört wurde. Dort wurde sie auch gefoltert.

Im 16. Jahrhundert verbreitete sich auch in den Niederlanden die Bewegung der Täufer. Vor allem viele einfache Leute schlossen sich dem neuen Glauben, den die Täufer predigten, an.

Aus dem Verhör Elisabeths:
Die (Rats)Herren: „Willst du alle Worte [...] widerrufen?“
Elisabeth: „Nein, [...] sondern ich will sie mit meinem Tode versiegeln.“
Die Herren: „Wir wollen dich weiter nicht mehr peinigen. Willst du uns nun gutwillig sagen, wer [...] dich getauft hat?“
Elisabeth: „Nein, meine Herren.“

Die Täufer lehnten kirchliche Hierarchien (Rangordnungen) ab, denn sie meinten, jeder Christ könne direkt (ohne Hilfe eines Priesters) mit Gott in Verbindung treten. Damit stellten sie die bisherige Gesellschaftsordnung auf den Kopf.

Die Täufer lehnten die Taufe ab, die sie als Kinder empfangen hatten, da sie glaubten jeder Mensch müsse sich selbst entscheiden, ob er sich nach seinem Glauben taufen lassen wolle.

Weil sie für ihre Zeit so radikale Ansichten vertraten und die Mächtigen in Frage stellten, wurden die Täufer von den Landesherren und der traditionellen Kirche als Bedrohung wahrgenommen und brutal verfolgt.

Als die Soldaten Elisabeth verhaften und ihr lateinisches Testament finden, rufen sie erfreut: „Wir haben den rechten Mann. Wir haben nun die Lehrerin.“

Aus dem Bericht über Elisabeth im Märtyrerspiegel: „Hierauf ist im Jahre 1549, dem 27. März, das Urteil über Elisabeth gefällt, wodurch sie zum Tode verurteilt worden ist, nämlich in einem Sacke ertränkt zu werden; sie hat also ihren Leib Gott aufgeopfert.“

Bis Mitte des 16. Jahrhunderts waren die meisten Bibeln auf Latein geschrieben und wurden deshalb von einfachen Leuten (die ohnehin nicht lesen konnten) nicht verstanden. Jemand musste sie vorlesen und übersetzen. Nach Ansicht der Kirche musste dies ein Priester sein.

Aus dem Verhör Elisabeths:
Die (Rats)Herren: „Wir wollen wissen, welche Menschen du gelehrt hast. [...]“
Elisabeth: „Ich hoffe durch Gottes Gnade, dass Er meine Zunge bewahren wird, dass ich keine Verräterin werde und meine Brüder nicht dem Tode überantwort.“

Daniela Gäbel

Für die Schule:

Eine täuferische Frauenbiografie als Mystery-Spiel

Eine Unterrichtsidee für die Sekundarstufe I



Ertränkung von Maria van Monjou 1552 (Martyrerspiegel)

Anregungen zur weiterführenden Diskussion und Vertiefung:

- ▶ Elisabeth war bereit, für ihren Glauben zu sterben. Wofür lohnt es sich zu leben? Wofür lohnt es sich zu sterben?
- ▶ Analyse des Verhörs von Elisabeth (siehe Quelle). Nennt Sakramente, die im Verhör zur Sprache kommen. Erarbeitet Unterschiede zwischen den Ansichten Elisabeths und denen der Ratsherren. Was werfen die Ratsherren Elisabeth vor? Was wirft Elisabeth den Ratsherren vor?
- ▶ Vergleich des Schicksals von Elisabeth mit dem von Hadewyk. Die beiden ungleichen Frauen wurden zeitgleich verhaftet. Während die gebildete Elisabeth den Märtyrertod starb, entkam die einfache Hadewyk wie durch ein Wunder aus dem Gefängnis. Vergleich auch mit Apg 12, 1–17 (Petrus im Gefängnis) möglich.

Quelle:

- ▶ Thielemann J. van Braght: *Der blutige Schauplatz oder Märtyrerspiegel der Taufgesinnten oder wehrlosen Christen*, Zweiter Teil, Elkhart (Indiana) 1870.
- ▶ Online verfügbar unter dem Kurz-Link: <https://t1p.de/Maertyrerspiegel>
- ▶ Elisabeths Verhaftung und Verhör: S. 117
- ▶ Aus Elisabeths Leben und Hadewyks Schicksal: S. 191

Ulrike Arnold

Für die Schule:

Gemeinsam leben – funktioniert das?

Ein Selbstversuch als Simulationsspiel

- ▶ **Wir leben gemeinsam.**
- ▶ **Wir stellen Regeln für das Zusammenleben auf.**
- ▶ **Wir lösen Konflikte.**

Der bekannte Fernsehsender RTV hat nach immer wieder geäußelter Kritik an seinen erfolgreichen Formaten „Big Brother“ und „Dschungelcamp“ ein neues Format entwickelt: das „Together-Camp“. Diesmal soll alles anders werden! Für die erste Staffel ist eure 20-köpfige Jugendgruppe unter 365 Bewerbungen ausgewählt worden. Im Sommer werdet ihr sechs Wochen lang auf einer nur fünf Quadratkilometer großen Insel vor der deutschen Nordseeküste leben. Schätzungsweise vier Millionen Fernsehzuschauer werden beobachten, ob und wie euch das gemeinsame Leben gelingt.

Und das findet ihr auf eurer Insel:

Es gibt ein kleines Haus für Jungen und eines für Mädchen. Jedes Haus verfügt über einen Schlafsaal, zwei Duschen und zwei Toiletten. Zwischen den beiden Häusern befinden sich in einem Zwischentrakt der Speisesaal, ein Gemeinschaftsraum und eine Küche. Auf dem Gelände gibt es noch eine kleine Kapelle und ein Café. In Gärten und Gewächshäusern könnt ihr Gemüse und Kartoffeln anbauen. Daneben gibt es 100 Schafe auf der Insel.

Das wird von euch erwartet:

- ▶ Ihr führt ein gemeinschaftliches Leben, das sich an der Botschaft Jesu orientiert.
- ▶ Ihr versorgt euch überwiegend selbst.
- ▶ Ihr müsst bereit sein, den Touristen, die tagsüber auf die Insel kommen, Auskunft über euer gemeinsames Leben zu geben.
- ▶ Ihr müsst dafür sorgen, dass jeden Tag im Café frischer Kuchen und Getränke für die Touristen angeboten werden können.
- ▶ Reisen auf das Festland beschränkt ihr auf äußerste Notfälle.

So könnt ihr euer gemeinsames Leben beginnen:

- ▶ Da RTV möchte, dass das Matthäus-Evangelium im Mittelpunkt des „Together-Camp“ steht, müsst ihr zunächst Kapitel 18 dieses Evangeliums lesen. Lest gemeinsam Abschnitt für Abschnitt. Jede/r Teilnehmer/in des Camps wählt vier Sätze aus, die er/sie für wichtig für euer Projekt hält, und lernt sie auswendig. **Jawohl, auswendig!**

Ulrike Arnold
Gymnasiallehrerin für Geschichte und Religion
Mitglied im Redaktionsteam der
Mennonitischen Geschichtsblätter



RTV möchte, dass bei jedem Treffen eurer Gruppe jemand ausgelost wird, der vier Sätze auswendig vortragen kann.

- ▶ Zieht als weiteren biblischen Text die Bergpredigt (Matthäus 5–7) heran. Prägt euch ebenfalls vier Sätze ein, die wichtig für euer Projekt sein könnten.
- ▶ Einigt euch dann gemeinsam auf zehn möglichst konkrete Camp-Regeln auf der Grundlage der biblischen Texte. Schreibt sie auf ein großes Plakat und hängt es im Gemeinschaftsraum auf.
- ▶ Entwerft einen Tagesplan mit Zeiten für die Arbeit, für Besprechungen, für geistliche Übungen, für die Privatsphäre. Schreibt auch diese Tagesstruktur auf ein Plakat und hängt es auf.
- ▶ Verständigt euch darüber, in welchem Umfang ihr Medien nutzen wollt.
- ▶ Verständigt euch darüber, was ihr essen und wie ihr euch kleiden wollt.
- ▶ Verständigt euch darüber, wie ihr die anfallenden Arbeiten verteilen und ob ihr Leitungsstrukturen entwickeln wollt.

Denkt daran: Schon jetzt sind die Kameras immer dabei und zeichnen eure Diskussionen und Entscheidungen auf! Und denkt daran: Alle eure Entscheidungen sollen

sich aus eurer Lektüre des Matthäus-Evangeliums ergeben!

Das Leben auf der Insel beginnt...

...und hält immer wieder Überraschungen bereit. Damit ihr alle Herausforderungen meistern könnt, hier einige Tipps zur Deutung der biblischen Texte:

- ▶ In ihnen wird häufig eine bildreiche, oft krasse Sprache verwendet (z.B. „sich das Auge ausreißen“). Deshalb müsst ihr entscheiden, ob ihr eine wörtliche oder eine übertragene Deutung des Textes besser findet.
- ▶ Manchmal kann es auch sinnvoll sein, hinter einer krassen Forderung bzw. Aussage das dahinter liegende Prinzip zu entdecken und auf vergleichbare Situationen anzuwenden.
- ▶ Man kann auch überlegen, welche Regeln so wichtig sind, dass sie anderen Regeln übergeordnet werden können.
- ▶ Für viele Fragen unserer modernen Welt (z.B. Nutzung von Medien, Klimaschutz, Ernährung...) gibt es in der Bibel keine direkte Antwort. Dennoch könnt ihr prüfen, ob biblische Aussagen auf heutige Fragen eine Antwort geben können.

Ulrike Arnold

Für die Schule:

Gemeinsam leben – funktioniert das?

Ein Selbstversuch als Simulationsspiel

...und das passiert – eure Entscheidungen sind gefragt!

Aufgabe: Diskutiert in der Runde, wie ihr mit den genannten Herausforderungen und Problemen umgehen wollt. Bezieht in alle Entscheidungen die biblischen Grundlagen und die von euch aufgestellten Regeln mit ein. Denkt daran: Jeder bzw. jede von euch hat biblische Texte auswendig gelernt! Bringt diese Texte in euer Gespräch an geeigneter Stelle ein. Haltet eure Entscheidungen und Maßnahmen schriftlich fest, damit ihr euch bei ähnlich gelagerten Fällen darauf beziehen könnt.

Szenario 1

Ihr verdient gut durch den Verkauf von Getränken, Kuchen und Eis an die Touristen. Manche der Touristen lassen auch eine großzügige Spende da, weil sie beeindruckt sind von eurem gemeinsamen Leben. Wem wollt ihr den Überschuss spenden?

Szenario 2

Viele von euch ärgern sich ziemlich über A, der durch seine arrogante Wortwahl und seinen Tonfall viele verletzt. Einige haben schon versucht, ihn freundlich darauf aufmerksam zu machen, wie seine Art bei den anderen ankommt. Doch A kontert, dass das Problem nicht bei ihm liege, sondern bei den anderen, die wohl ein Problem mit ihm hätten. Wie kann es weitergehen?

Szenario 3

Am Vortag ist etwas passiert, das euch ziemlich aufwühlt: B, mit 14 Jahren die jüngste der Mädchen, ist an der Hafenanlage einem betrunkenen Touristen begegnet, der sie beschimpft und angepöbelt hat. Um sich den Mann vom Leib zu halten, hat sie ihn angebrüllt und ihm einen Faustschlag vor die Brust verpasst. Dann ist sie weggerannt. Nun will sie von den anderen wissen, ob sie richtig gehandelt hat.

Szenario 4

Zwischen C und D hat es gefunkt. Sie haben nur noch Augen füreinander. Um mehr Zeit miteinander verbringen zu können, lassen sich beide für die Backstube einteilen. Doch anstatt zu backen... Am Wochenende ist

jedenfalls nicht genug Kuchen für das Café da. Einnahmen, auf die die Gemeinschaft dringend angewiesen ist, fallen weg. Was ist zu tun?

Szenario 5

E ist ein echtes Führungstalent. Als ältester von vier Geschwistern hat er früh gelernt, Verantwortung zu übernehmen. Viele Abläufe im Together-Camp könnten seiner Ansicht nach noch verbessert werden. Am liebsten würde er die Leitung übernehmen, um den Laden so richtig in Schwung zu bringen. Aber ist dann noch gemeinsames Leben möglich?

Szenario 6

F hat euer Vertrauen zu ihm nachhaltig erschüttert. Er hatte versprochen, die Einnahmen aus dem Café aufs Festland zu bringen und in einer Bank einzuzahlen. Nun hat eine telefonische Nachfrage bei der Bank ergeben, dass das Geld dort nie eingegangen ist. Wie soll die Gruppe reagieren?

Szenario 7

Das Together-Camp ist inzwischen ziemlich erfolgreich. Die Einnahmen sind unerwartet hoch. G schlägt vor, wie bisher den Überschuss zu spenden. H ist der Meinung, von dem erwirtschafteten Geld eine Hilfskraft anzustellen, die das Putzen der Küche und der Toiletten übernehmen könnte. I dagegen möchte jedem Camp-Mitglied etwas zukommen lassen – sozusagen als Belohnung für die geleistete Arbeit. Eine kontroverse Diskussion – und die Lösung?

Szenario 8

Das hat sich eigentlich niemand vorgestellt: Zwischen J und K ist es zu einem heftigen Streit gekommen, in dessen Verlauf auch die Fäuste flogen. Nur mit Mühe konnten die beiden voneinander getrennt werden. Als beide in der abendlichen Runde dazu befragt werden, wollen sie nicht so recht mit der Sprache herausrücken. Was ist zu tun?

Ulrike Arnold

*Für die Schule:***Gemeinsam leben – funktioniert das?**

Ein Selbstversuch als Simulationsspiel

Szenario 9

L hat einmal nachgezählt: Zwei Schafe fehlen. Hat jemand sie heimlich verkauft? Oder sind sie ertrunken? Sie fragt herum, doch niemand weiß etwas. Soll sie das Thema in der nächsten gemeinsamen Besprechung anschneiden?

Szenario 10

Irgendwie ist der Schwung raus. Manche sind nachlässig geworden. Gemeinsames geistliches Leben, z.B. Andachten und Gebete, wird immer mehr als lästiges Pflichtprogramm wahrgenommen. M schlägt vor, diese Dinge genauer zu überwachen und evtl. auch Teilnehmer zu bestrafen, die sich vor dem gemeinsamen geistlichen Leben („noch so viel zu tun!“) drücken. N erwidert heftig: Sollen wir jetzt also anfangen, uns die Augen auszureißen oder die Hände abzuhacken?

Szenario 11

Schon seit einigen Tagen denkt O, dass man eigentlich die Insel verlassen müsste. Sollte man nicht versuchen, auch andere für ein gemeinsames Leben in der Nachfolge Jesu zu gewinnen? Wie wäre es mit dem Aufbau einer „Zweigstelle“ auf dem Festland?

Szenario 12

Je länger das Together-Camp dauert, desto schlechter wird die Stimmung. Manche haben den Eindruck, dass man den Fernsehzuschauern nur eine heile Welt vorspielt und dass man sich ganz anders verhalten würde, wenn die Fernsehkameras nicht dabei wären. Außerdem erzählen die Touristen, wer bei den Zuschauern besonders gut ankommt und wer nicht so beliebt ist. Was kann jetzt noch helfen, die Stimmung wieder aufzuhellen?

Bonus

Neben dem Matthäus-Evangelium könnt ihr Aussagen von früheren Experten für gemeinsames Leben in eure Entscheidungen mit einbeziehen. Schreibt die Empfehlungen der Experten auf Karten. Immer dann, wenn ihr in euren Diskussionen nicht weiterkommt, zieht ihr eine Karte und lest die Empfehlung vor. Prüft, ob eine der folgenden Aussagen euch weiterhilft:

Aussage 1

Balthasar Hubmaier, 1527: „Es gibt zwei Gebote Christi: Einmal, den sündigenden Bruder zu strafen nach der Ordnung Christi (Matthäus 18, 15–18). Das andere gebietet dem Strafenden, dass er den Balken zuerst aus seinen eigenen Augen ziehe.“¹

Aussage 2

Balthasar Hubmaier, 1527: „Es weiß auch niemand, wer in der Kirche ist und wer außerhalb. Keiner hat dem anderen gegenüber Vollmacht; wir sind zerstreut wie die Schafe ohne Hirten, ohne Weide, ohne Zeichen. Auch erkennen oder wissen wir nicht, wer sich als ein Schaf Christi bezeichnen lässt oder wer außerhalb der Herde Christi ein Bock bleiben will.“²

Aussage 3

Hans Hut, 1526/27: „Wer mit Gott regieren will, muss von Gott regiert werden. Wer Gottes Willen tun will, der muss den seinen lassen.“³

Aussage 4

Hans Denck, 1527: „In Sachen des Glaubens sollte alles freiwillig und ungezwungen zugehen.“⁴

Aussage 5

Ulrich Stadler, 1539: „Die Gemeinde muss aber in dieser Welt arm, elendig, gering und verworfen herumziehen [...]. Wer nach hohen Dingen trachtet, gehört nicht hinein.“⁵

Aussage 6

Ulrich Stadler, 1539: „Eigen, mein, dein, sein zertrennt das Haus des Herrn und ist unrein. Wo darum Eigentum ist, wo man es hat und anstrebt und nicht mit Christus und den Seinigen gemeinsam hier im Leben und Sterben ist, da steht man außerhalb Christi und seiner Gemeinde, hat auch keinen Vater im Himmel; redet man es, so lügt man.“⁶

Aussage 7

Dietrich Bonhoeffer, 1938: „Hat die Gemeinschaft dazu gedient, den einzelnen frei, stark und mündig zu machen, oder hat sie ihn unselbständig und abhängig gemacht? Hat sie ihn eine Weile an die Hand genommen, damit er wieder lernt, eigene Schritte zu tun, oder hat sie ihn ängstlich und unsicher gemacht? Das ist eine der ernstesten und schwersten Fragen an jede christliche Lebensgemeinschaft.“⁷

Aussage 8

Dietrich Bonhoeffer, 1938: „Weil der Christ nicht mehr sich selbst für klug halten kann, darum wird er auch von seinen Plänen und Absichten gering denken, er wird wissen, dass es gut ist, dass der eigene Wille gebrochen wird in der Begegnung mit dem Nächsten. Er wird bereit sein, den Willen des Nächsten für wichtiger und dringlicher zu halten als den eigenen. Was schadet es, wenn der eigene Plan durchkreuzt wird? Ist es nicht besser, dem Nächsten zu dienen, als den eigenen Plan durchzusetzen?“⁸

Aussage 9

Dietrich Bonhoeffer, 1938: „Wir müssen bereit werden, uns von Gott unterbrechen zu lassen. Gott wird unsere Wege und Pläne immer wieder, ja täglich, durchkreuzen, indem er uns Menschen mit ihren Ansprüchen und Bitten über den Weg schickt.“⁹

Aussage 10

Dietrich Bonhoeffer, 1938: „In der Beichte geschieht der Durchbruch zur Gemeinschaft. Die Sünde will mit dem Menschen allein sein. Sie entzieht ihn der Gemeinschaft. Je einsamer der Mensch wird, desto zerstörender wird die Macht der Sünde über ihn, und je tiefer wieder die Verstrickung, desto heillosler die Einsamkeit. Sünde will unerkannt bleiben. Sie scheut das Licht. [...] Es ist ein harter Kampf, bis die Sünde im Geständnis über die Lippen kommt. [...] Indem das Sündenbekenntnis im Angesicht des christlichen Bruders geschieht, wird die letzte Festung der Selbstrechtfertigung preisgegeben. Der Sünder liefert sich aus, er gibt all sein Böses hin, er gibt sein Herz Gott, und er findet die Vergebung all seiner Sünde in der Gemeinschaft Jesu Christi und des Bruders.“¹⁰

¹ Zit. n.: Heino Fast (Hg.): *Der linke Flügel der Reformation. Glaubenszeugnisse der Täufer, Spiritualisten, Schwärmer und Antitrinitarier*, Bremen 1962, S. 53.

² Ebd., S. 58.

³ Ebd., S. 95.

⁴ Ebd., S. 201.

⁵ Ebd., S. 138.

⁶ Ebd., S. 139f.

⁷ Dietrich Bonhoeffer: *Gemeinsames Leben*, München 1955, S. 59.

⁸ Ebd., S. 64.

⁹ Ebd., S. 67.

¹⁰ Ebd., S. 77f.

Astrid von Schlachta

Versammlungsorte der Täufer in der Schweiz

Das Täuferum hat in der Schweiz eine Vielzahl von Spuren hinterlassen. Es handelt sich dabei um öffentliche und gut sichtbare Orte wie Kirchen, Kapellen und Häuser, aber auch um Höhlen, die für Versammlungen genutzt wurden und etwas weiter weg vom bewohnten Gebiet liegen.

Fangen wir in Zürich an. In der Altstadt der Metropole an der Limmat stehen zwei Häuser, die auf die Anfänge der Täufer verweisen. Am Neumarkt 5 erinnert eine Tafel an das Elternhaus von Konrad Grebel und in der Neustadtgasse befand sich das Haus der Mutter von Felix Mantz. Dort traf sich am Abend des 21. Januar 1525 eine Gruppe von Gläubigen, um in der Bibel zu lesen und darüber zu diskutieren. Aus dem Kreis der Versammelten entstand die Idee, sich gemeinsam zu taufen – die erste Glaubensstufe der späteren Täufer.

In der Nähe von Zürich und im Jura liegen dagegen Täuferorte, zu denen man auf einem etwas mühsameren Weg gelangt. Sowohl bei Bäretswil (Kanton Zürich) als auch bei Sornetan (Jura) befinden sich zwei Täuferhöhlen. Die erste Höhle, die den Täufern wohl schon im 16. Jahrhundert Schutz bot, erreicht man, wenn man von Bäretswil in Richtung des kleinen Weilers Wappenswil fährt. Es geht zu Fuß durch Wappenswil, bis man den Wegweiser zur „Täuferhöhle“ sieht. Der weitere Anstieg erfordert ca. 10 Minuten. Die Höhle, in der heute noch Gedenkveranstaltungen stattfinden, war früher größer. Im hinteren Teil sind verschüttete Gänge. Bei Ausgrabungen fand man Alltagsgegenstände, wobei jedoch nicht klar ist, ob diese den Täufern zugewiesen werden können.

Die zweite Höhle „Geisskirchlein“ liegt im Jura, in der Nähe des Örtchens Sornetan. Geht man oberhalb des Südeingangs der Pichoux-Schlucht den Wanderweg in östlicher Richtung, so kommt nach ca. 300 Metern der Wegweiser „Chapelle des chèvres“. Auf einem schmalen und steilen Weg gelangt man zur Höhle, in der sich wohl im 17. und 18. Jahrhundert Täufer versammelt haben. Eine Tatsache, die darauf verweist, dass Täufer in der Schweiz noch in späteren Zeiten sehr hart verfolgt wurden.

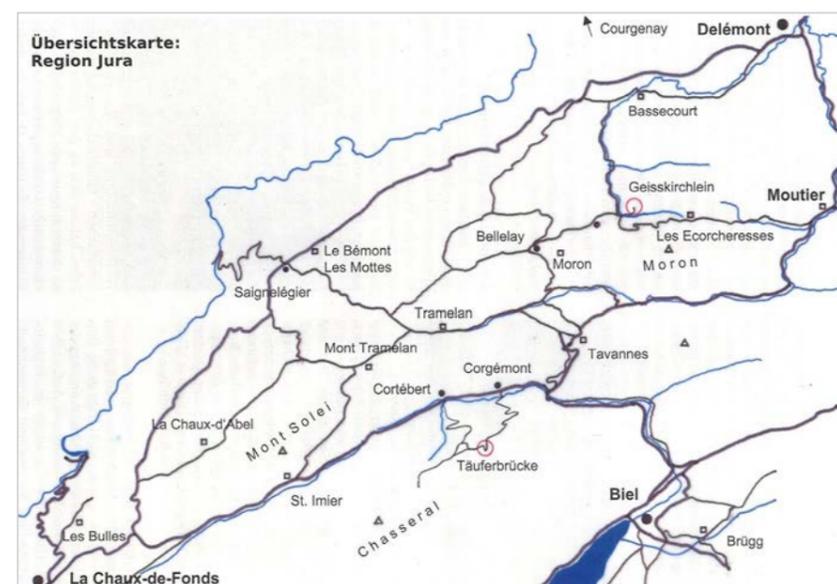
Ungefähr eine halbe Stunde von Sornetan entfernt gibt es einen weiteren Täuferort zu entdecken, der ebenfalls nicht seines landschaftlichen Reizes und seiner historischen Brisanz entbehrt. Bei Corgémont liegt die Täuferbrücke („Pont des Anabaptistes“). Sie verband zwei Siedlungsgebiete der Täufer, die eigentlich durch eine tiefe Schlucht – die Combe de Bez (auch Täufergraben genannt) – getrennt waren. In Corgémont biegt man an der Kreuzung in der Dorfmitte, am Brunnen, links ab und fährt die „Rue de l’Envers“ bergwärts. Nach ungefähr 4 Kilometern stößt man auf den Wegweiser „Pont des Anabaptistes“. Die Täuferbrücke wird 1755 das erste Mal erwähnt; auf der Gedenktafel ist der Leitspruch von Menno Simons zitiert – 1. Kor. 3, 11: „Einen andern Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.“

Nicht weit davon entfernt gibt es einen weiteren täuferischen Ort zu entdecken, dieses Mal aus dem 19. Jahrhundert. Vom Restaurant „La Cuisinière“ führt ein Weg zum Hof „Le Chable“, neben dem sich eine kleine täuferische Kapelle befindet. An den Wänden weist der Spruch „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde“ (1. Joh. 1, 7b) auf die Frömmigkeit der sich in der Kapelle Versammelnden hin.

Auf einen ganz besonderen Weg ist noch hinzuweisen: In Bern kann nämlich die Geschichte der Täufer seit 2018 „erlaufen“ werden – auf einem eigenen Stationenweg, der im Münster beginnt und in ca. 1 Stunde durch die Altstadt führt. An jeder Station gilt es, versteckte Botschaften zu finden, Rätsel zu lösen und Aufgaben zu absolvieren, die zur nächsten Station leiten.



Ruine der Täuferbrücke im Berner Jura



Weitere Informationen:

- www.stationenweg-bern.ch

Literaturhinweis:

- Markus Rediger/Erwin Rötthlisberger (Hg.): *Täuferführer der Schweiz. Eine Einladung zum Entdecken von Geschichte und Gegenwart der Täuferbewegung*, CHF 12,00 (zu beziehen über die Mennonitische Forschungsstelle)

PD Dr. Astrid von Schlachta

Lehrbeauftragte der Universität Regensburg
Leiterin der Mennonitischen Forschungsstelle

Reinhold Eichinger

Sie haben in unseren Straßen gelebt – Täufer in Österreich

Obwohl im 16. Jahrhundert „die Täufer“ selbst dem Kaiser Schrecken eingejagt und sich in unseren Dörfern und Städten unzählige Martyrien rund um diese „Überzeugungstäter“ abgespielt haben, können heute die meisten Österreicher mit dem Begriff „Täufer“ nichts anfangen. Der Hutterische Geschichtsverein stellt sich seit 2007 der Herausforderung, die bislang unbekannte, ja totgeschwiegene Geschichte der Täufer in die Breite unserer Gesellschaft zu tragen.

Täufermuseum Niedersulz

Im größten Freilichtmuseum Niederösterreichs, dem Museumsdorf Niedersulz, nördlich von Wien, hat der Hutterische Geschichtsverein 2008 das erste permanente Museum zur Geschichte der Täufer in Österreich errichtet. In insgesamt fünf kleineren Räumen stehen dem Besucher moderne Technik, wie Audio- und Videostationen, zur Verfügung.

Dargestellt wird die Geschichte der Täufer von ihren Anfängen in der Reformationszeit bis zu den taufgesinnten Freikirchen unserer Tage. Ausführlich wird dabei die Geschichte der Hutterer beleuchtet, die in besonderer Weise mit Österreichs Vergangenheit verwoben ist. Die Täufer haben in Ostösterreich deutliche Spuren hinterlassen. Balthasar Hubmaier, der wohl bedeutendste Theologe der Täufer, wurde 1528 in Wien öffentlich verbrannt. Nicht wenige Täufer wurden in dieser Stadt hingerichtet.

Neben einem allgemeinen Überblick über die Täufer werden österreichische Einzelpersonlichkeiten, lokale Ereignisse, die enormen handwerklichen Leistungen der Hutterer sowie letztlich deren schicksalhafte Wanderung bis nach Nordamerika entfaltet. In einem eigenen Raum werden das Leben der Hutterer heute sowie die jüngste Geschichte der Freikirchen in Österreich dargestellt.

Jährlich interessieren sich etwa 40.000 Besucher aus ganz Europa für diese Ausstellung. Mittlerweile erweitern Publikationen, Täufer-Thementage sowie ein erst kürzlich eröffneter historischer hutterischer Gemüsegarten das Angebot.

Reinhold Eichinger

Hutterischer Geschichtsverein
Vorsitzender des Bundes Evangelikaler
Gemeinden in Österreich
Mitglied im Rat der Freikirchen in Österreich
(FKÖ)



Täufermuseum Niedersulz/NÖ

Von Falkenstein auf die Galeeren

Ermutigt vom unerwartet positiven Echo dieses Museumsprojekts wurde 2011 auf der Burgruine Falkenstein, 60 Autominuten nördlich von Wien, unweit von Mikulov (Nikolsburg), eine weitere permanente Ausstellung unter dem Thema: „Von Falkenstein auf die Galeeren“ eröffnet. Bis in Details beleuchtet die Schau im so genannten „Täufergwölb“ das Schicksal jener 90 Täufer, die von Falkenstein aus auf die Galeeren getrieben wurden. Die in diesem Zusammenhang entstandenen Lieder und Briefe stehen an diesem Originalschauplatz im Mittelpunkt.

Im Burghof erinnert ein maßstabgetreuer Nachbau eines Galeerenrumpfs an diese dramatischen Ereignisse der Jahre 1539/1540. Die Galeere auf dem Burgberg wurde gezielt als Publikumsmagnet errichtet. Durch den Einsatz erlebnisorientierter Mittel wird dem jungen Zielpublikum Rechnung getragen. Besonders beeindruckt zeigen sich viele Besucher von einer Darbietung, bei der das „Täufergwölb“ in einen Hungerturm verwandelt wird. Das Schicksal der in solchen Gefängnissen Eingeschlossenen wird dadurch zumindest ansatzweise nacherlebt.

Gemeinsam realisiert

Dem Verein ist es gelungen, zur Realisierung neben freikirchlichen Mitarbeitern auch viele Partner mit einzubeziehen. Dazu gehören eine Trägerinitiative aus dem nahen Nikolsburg, mehrere Höhere Technische Schulen und lokale Vereine (Gesangsverein, Feuerwehr, Ruinenverein) sowie Leute der näheren Umgebung. Viele der Unterstützer sehen dieses Projekt inzwischen als „ihr“ Projekt an. Der Besuch auf der Burgruine hat sich schlagartig verzehnfacht! Schon der Realisierungsprozess ermöglichte viele sinnstiftende Gespräche.

Freikirchen entdecken gemeinsame Wurzeln

Außer der Glaubenstaufe leiten sich weitere Lehraussagen und Ideale der heutigen Freikirchen von der Täuferbewegung des 16. Jahrhunderts ab. Als 2013 fünf freikirchliche Bünde unter dem gemeinsamen Dach „Freikirchen in Österreich“ staatlich anerkannt wurden, erwachte das Interesse an gemeinsamen Identitätsmerkmalen. Erstaunlich, wie viele historische Wurzeln man bei den Täufnern entdecken konnte! Bekennermut, Glaubenstreue und Leidensbereitschaft sind nur einige jener Werte, die uns auch heute herausfordern. Es hat sich gezeigt, dass unsere Aktivitäten trotz geringer Mittel in der Öffentlichkeit mittlerweile sichtbar Spuren hinterlassen haben. Es bleibt zu hoffen, dass wir auch in unseren christlichen Gemeinschaften viele Anregungen aus dem Zeugnis der Täufer aufgreifen. Die gemachten Erfahrungen machen jedenfalls Mut, die Geschichte der Täufer noch intensiver als lebendiges Instrument zu nützen.



Galeere

Literaturtipps:

- www.taeufer.net
- Reinhold Eichinger/Josef F. Enzenberger: *Täufer, Hutterer und Habaner in Österreich* (auch in Englisch erh.)
- Reinhold Eichinger (Hg.): *Auf den Spuren der Täufer – Niederösterreich und Burgenland*
- Reinhold Eichinger (Hg.): *Auf den Spuren der Täufer – Tirol und Vorarlberg*
- Reinhold Eichinger: *Die Hutterer und ihr Gemüse*

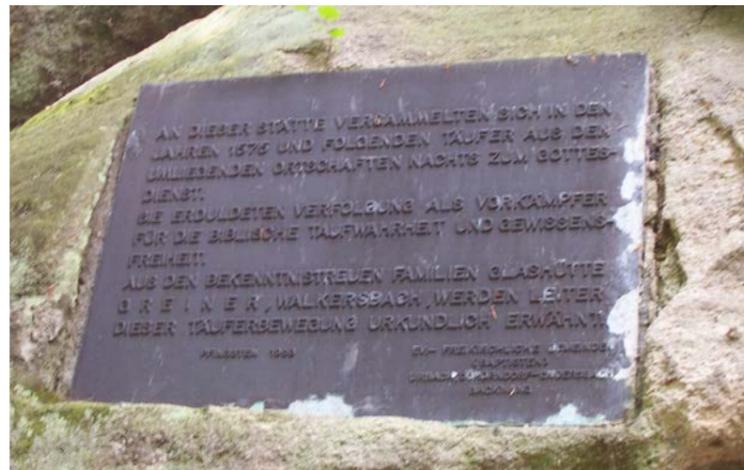
Bernd Densky

Familienausflug – der Geiststein bei Walkersbach (Remstal)

Der Geiststein im Wald bei Walkersbach im Welzheimer Wald ist eine ca. 7 m hohe bizarre Felskanzel. Er wurde 1974 zum Naturdenkmal erklärt. Schutzzweck ist die Eigenart von wissenschaftlicher, naturgeschichtlicher und kultureller Bedeutung. Es handelt sich um eine freistehende, durch Erosion und Verwitterung entstandene, kanzelförmige Felsbildung des oberen Stubensandsteins. Kulturell erhält der Geiststein dadurch Bedeutung, dass er in der Nachreformationszeit heimlicher Gottesdienstort der Täufer war. Am Fuß des Felsens ist eine Gedenktafel angebracht, die daran erinnert, dass sich hier von 1575 an Täufer aus den umliegenden Orten heimlich zu Gottesdiensten versammelten. Noch heute finden zu Pfingsten Andachten der Baptistengemeinde in Urbach an der Natur-Felskanzel statt.

Ein leichter, für Familien geeigneter etwa zweieinhalbstündiger Rundwanderweg – ausgehend vom Parkplatz: Laufftreff am Litzenbach in 73660 Urbach – findet sich im Internet unter dem Kurz-Link: <https://t1p.de/Litzenbachtal-zum-Geiststein>.

Die heutige Gedenktafel geht auf zwei „Vorgänger-Tafeln“ der Baptistengemeinde in Urbach zurück. 1968 wurde bei einem Gottesdienst mit über 1000 Teilnehmern die erste Gedenktafel aufgestellt und eingeweiht. Sie hatte die Inschrift: „An dieser Stätte versammelten sich in den Jahren 1575 und folgenden, Täufer aus den umliegenden Ortschaften nachts zum Gottesdienst. Sie erduldeten Verfolgung als Vorkämpfer für die biblische Taufwahrheit und Gewissensfreiheit. Aus den bekennnistreuen Familien Glashütte Greiner, Walkersbach, werden Leiter dieser Täuferbewegung urkundlich erwähnt.“ Kurz nach ihrer Aufstellung wurden die von den Baptisten initiierten Gedenktafeln von Unbekannten wieder zerstört.



Bernd Densky
 Pastor im BEFG
 Geschäftsführer im Verein 500 Jahre
 Täuferbewegung 2025 e.V.

Belegt ist, dass die Baptistengemeinde in Urbach ab 1958 jeweils am Pfingstmontag am Geiststein Gottesdienste feierte. Der heutige Pastor der Baptistengemeinde in Urbach, Ralf Gottwald, schreibt: „Zu dieser Zeit wanderten die Gottesdienstteilnehmer unter musikalischer Begleitung durch den Posaunenchor die 1 ½ Stunden vom Urbacher Gemeindehaus durch Dorf und Wald bis zum Geiststein.“ In einer Predigt von Heinz Blümle (unbekanntes Datum) aus diesen Jahren heißt es: „In Urbach gab es zeitweise zwei Täuferbewegungen nebeneinander: die sogenannten ‚Schweizer Brüder‘ predigten in Walkersbach, während die ‚Hutterischen Brüder‘ sich auf Urbach konzentrierten. Die weitaus größte Zahl der Täufer gehörten zu den Hutterischen Brüdern. [...]“

Es ist einwandfrei nachweisbar, daß die Glasmacher Greiner aus Walkersbach und viele Täufer aus dem Remstal als Flüchtlinge ihre Heimat aus religiösen Gründen verlassen mussten. In den Jahren 1570 bis 1620 flohen 69 von 132 Täufers, die in diesen Jahren namentlich in Urbach bekannt waren.“

Die Gottesdienste der Urbacher Baptistengemeinde am Pfingstmontag dauerten etwa bis ins Jahr 2000. Von 2000 bis 2005 fanden sie am Pfingstmontag nur noch sporadisch statt. Seit 2005 findet, je nach Wetterlage, am Nachmittag des Pfingstsonntags eine Wanderung der Gemeinde zum Geiststein statt, verbunden mit einer Andacht und gemeinsamem Singen.



Karin Förster

Zufluchtsort Neustadtgödens in Friesland

Neustadtgödens wird oft als das schönste Dorf in Friesland bezeichnet, weil die historischen Gebäude im Ort ein uriges Ensemble bilden. Sehenswert sind vor allem die fünf Gotteshäuser, durch die unübersehbar wird, dass Lutheraner seit 1695, Reformierte seit 1715, Katholiken seit 1716, Mennoniten seit 1741 und Juden seit 1852 hier über einen längeren Zeitraum Tür an Tür zusammenlebten.¹ Als Zeichen dieser religiösen Vielfalt gelten die fünf Orgelpfeifen am Glockenturm der katholischen Kirche.



Kunstwerk von Traud' l Knoess

Im Jahr 2019 feierte der Ort sein 475-jähriges Jubiläum. Im Zentrum stand die Erinnerung an die adeligen Herrlichkeitsbesitzer, die für Land und Leute verantwortlich waren. Um das moorige Gebiet vor Sturmflutungen zu schützen, plante Hebrich zu Inn- und Knyphausen nach dem Tod ihres Mannes Haro, Häuptling zu Oldersum und Gödens (1485–1539), im Jahr 1544 ein großes Bauprojekt. Zum Bau der Deiche für ein Siel mit Hafen wurden aufgrund ihrer Expertise in erster Linie Holländer eingesetzt. Dazu schloss Hebrich zu Inn- und Knyphausen einen Vergleich mit der Gräfin von Ostfriesland, Anna von Oldenburg.² Auch Anhänger von Menno Simons (1496–1561) und seiner Täufergemeinde in Oldersum ließen sich im Rahmen des Ausbauprogramms der Deiche als Glaubensflüchtlinge in der Herrlichkeit Gödens nieder.

Einer der frühen Mennoniten, die nach Neustadtgödens kamen, war Lenaert Bouwens (1515–1582). Aus den Aufzeichnungen über seine Reisen geht hervor, dass er in verschiedenen Zeitabschnitten von 1551 bis 1565 in Gödens zwanzig Personen getauft hat.³ Aufgrund seiner Position zur Handhabung von Kirchengemeinden geriet seine missionarische Arbeit allerdings bei Menno Simons in Misskredit.

Aus demselben Grund wie die Mennoniten, die nach Neustadtgödens kamen, siedelten sich auch Täufer anderer theologischer Ausrichtung dort an, die die Hoffnung auf eine sichere Existenz hegten, um der landesweiten Verfolgung durch Kaiser Karl V. zu entgehen. Schon vor Lenaert Bouwens gelangte 1537 Wolter Schemering (um 1510–1579) mit seiner Familie in die Herrlichkeit Gödens. In seinem Fall spielte die verwandtschaftliche Fürsprache seiner Frau Marja von Galen eine Rolle, die mit einer Hofdame der Gräfin Anna von Ostfriesland, Anna Jüchter, befreundet war. Als Neffe von Heinrich Krechting diente Schemering im Täuferreich von Münster als Mundschenk am Hof des Königs Jan van Leiden. In der Herrschaft Gödens wurde er Amtschreiber und führte für Haro von Oldersum das Gödenser Heuerprotokoll. Später diente er der Häuptlingswitwe Hebrich zu Inn- und Knyphausen und dreien ihrer Kinder als Sekretär.

1543 kam Gerhard Westerburg (um 1494–1558) nach Gödens. Er stammte aus einer angesehenen Familie in Köln. Nach seinem Studium in Trier und Köln promovierte er 1517 zum Doktor der Jurisprudenz. Seine Reisen führten ihn nach Rom und 1522 nach Wittenberg. Dort lernte er Nikolaus Storch, einen Vertreter der Zwickauer Propheten, und Andreas Bodenstein von Karlstadt kennen. Durch seine Heirat mit Margarethe von Mochau wurde er dessen Schwager und ließ sich 1523 in Orlamünde, in der Nähe von Jena, der damaligen Wirkungsstätte Karlstadts, nieder. Hier verfasste er seine achtseitige Flugschrift „Vom Fegefeuer“, die ihm den Spottnamen „Dr. Fegefeuer“ einbrachte. 1524 reiste er nach Zürich, wo er Gelegenheit hatte, Felix Mantz und Konrad Grebel kennenzulernen, die später sehr einflussreich in der Schweizer Täuferbewegung waren. In Köln geriet er immer wieder in Konflikt mit der kirchlichen Obrigkeit, weil Erzbischof Hermann von Wied alle evangelischen Bestrebungen zu unterdrücken suchte. Bei einem Aufenthalt in Münster ließ er sich 1534 taufen. In Köln taufte Westerburg selber wohl 700 Personen und musste bald die Stadt verlassen. In dem kleinen Nachbarort von Neustadtgödens, Dykhausen, diente er der reformierten Kirche als Prediger und wurde dort 1558 begraben.

Dr. Karin Förster

Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Karin Förster

Zufluchtsort Neustadtgödens in Friesland

1543 erreichte mit Heinrich Krechting (1501/02–1580) ein Protagonist der Münsteraner Täufer Neustadtgödens. Er stammte eigentlich aus Schöppingen (südlich von Münster) und hatte dort als Bürgermeister und Vorsitzender Richter gearbeitet. 1534 ließ er sich dort von Johann Bockelson taufen. Kurze Zeit danach zog er mit seiner Familie nach Münster, einschließlich seiner Neffen Wolter und Engelbert Schemering. Während der Täuferherrschaft gehörte Krechting zum Ältestenrat und wurde Kanzler. 1535 konnte er bei der Niederschlagung der Täuferherrschaft entkommen und fand Aufnahme in der Grafschaft Oldenburg. Hier sammelte er weitere Flüchtlinge und Anhänger um sich und stand mit verschiedenen Akteuren der Täuferbewegung in den kommenden Jahren von Oldenburg aus in Kontakt. In Zusammenarbeit mit Jan von Batenburg (1496–1538) setzte er sich einige Zeit für gewaltsame Aktionen zum Aufbau des Reiches Gottes ein. Bis 1540 ergab sich ein reger Kommunikationsprozess mit dem Täufertheologen David Joris (1501–1556). Dieser regte Krechting zum Gewaltverzicht und zum Aufbau einer durch den heiligen Geist gewirkten Gemeinde an, um damit Christus, Gott und den Nächsten zu lieben.⁴

Als Heinrich Krechting sich 1543 in Gödens ansiedelte pachtete er einen Hof und übernahm in der reformierten Gemeinde das Amt eines Kirchen- und Armenvorstehers, das er bis zu seinem Tod 1580 innehatte. Seine Grabplatte wurde 1949 von Gerhard de Buhr wiederentdeckt und in der Kirche von Dykhausen aufgestellt.

Das Gödenser Herrscherhaus hatte sich geradezu zu einer Zufluchtsstätte für Täufer entwickelt, wobei die verwandtschaftlichen Beziehungen eine entscheidende Rolle spielten. Die Täufer waren aber nicht nur geduldet, sondern konnten sich als erfahrene Personen mit ihren verschiedenen Kompetenzen in das Gemeinwesen einbringen.

Anzumerken ist, dass alle drei Personen, die mit dem Täuferreich von Münster verbunden gewesen waren, zum reformierten Glauben konvertieren. Hebrich zu Gödens, geborene von Inn- und Knyphausen, hatte den Calvinismus als herrschende Religion (*religio dominans*) eingeführt. Als Besitzerin der Herrlichkeit konnte sie dabei den Grundsatz *cuius regio, eius religio* des Augsburger Religionsfriedens von 1555 anwenden.⁵ Nicht unwesentlich bei der Konversion der Täufer war die Unterstützung durch Albert von Hardenberg und Johannes a Lasco. Heinrich Krechting war zu dieser Zeit zudem nachhaltig beeinflusst von David Joris und dessen theologischen Erkenntnissen.

Täufer unterschiedlicher theologischer Überzeugungen fanden somit in Neustadtgödens einen Zufluchtsort.

Heute kann man noch das Ensemble der verschiedenen Kirchen und der Synagoge in dem kleinen, gut erhaltenen Dorfkern besichtigen. Im Landrichterhaus ist ein kleines Museum eingerichtet, das die interessante Geschichte der kleinen „Toleranzstadt“ und ihren Umgang mit Glaubensflüchtlingen im Zeitalter der Konfessionalisierung präsentiert.



Mennonitenkirche von 1741

¹ Vgl. Menno Smid: *Fünf Kirchen und eine Synagoge in der Herrlichkeit Gödens*, in: JGNKG 99 (2001), S. 51.

² Vgl. Enno Hegenscheid: *Die Mennoniten und Neustadtgödens. Was sich in alten Zeiten begeben und zugetragen hat am Schwarzen Brack*, in: *Schriftenreihe des Heimathvereins Gödens-Sande No. 2* (1985), S. 13 mit Abdruck des Vergleichs.

³ Vgl. ebd., S. 28, 29.

⁴ Vgl. Karin Förster: *Das reformatorische Täuferium in Oldenburg und Umgebung (1535–1540). Unter der besonderen Berücksichtigung des Täufertheologen David Joris*, in: *Arbeiten zur Historischen und Systematischen Theologie 26* (2019), S. 228.

⁵ Vgl. Smid: *Kirchen*, S. 55.

Milina Reichardt-Hahn

Verhasster Bruder Luthers stirbt auf der Burg

Elf Monate saß Luther auf der Wartburg fest. Der Täufer Fritz Erbe war hier acht Jahre eingesperrt, bis er starb.



Gedenktafel auf der Wartburg.

Um ihn herum ist alles finster. Die Luft modrig und kühl. Aber Angst hat Heiner Strohmann nicht. Er ist angebunden beim Abstieg ins Südturmverlies der Wartburg. Und er weiß, er kommt wieder hoch. Anders als der Täufer Fritz Erbe, nach dessen Spuren Strohmann sucht. Der Kerker reicht zehn Meter in die Tiefe, unten sind die Mauern zweieinhalb Meter dick. Strohmann graust sich zwar nicht aus Furcht, eigenartig sei ihm aber schon gewesen, sagt er heute – über 33 Jahre später.

Überhaupt sei es damals eine verrückte Idee gewesen, in den einzigen Kerker der Burg steigen zu wollen. Vorher sei lange keiner mehr unten gewesen, sagt Strohmann. Mittlerweile bietet die Wartburg bei Museumsnächten an, auch solche entlegenen Stellen der Festung zu besuchen. Beim Abstieg in den Kerker stünden Interessierte Schlange, erzählt Burgarchivarin Petra Schall. Heiner Strohmann aber ging es nicht um das Gruselgefühl beim Abstieg. Am 29. Juni 1984 wollte er etwas aus dem Verlies herausholen: den Abdruck eines Schriftzugs, den der inhaftierte Fritz Erbe rund 450 Jahre zuvor in die Wand geritzt haben soll.

Entdeckt hatte das Burgwart Hermann Nebe in den 1920er-Jahren, als er das Südturmverlies freilegen ließ. Urkundlich stand das fest. Strohmann aber wollte die Einkerbung mit eigenen Augen sehen, bestenfalls sogar weiterreichen können. Denn für ihn als Mitglied im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden, der baptistischen Freikirche, gehört Fritz Erbe zu den religiösen Vorvätern.

Der Bauer Erbe aus Herda bei Gerstungen wurde zur Reformationszeit eingesperrt, weil er sich weigerte, sein Kind taufen zu lassen. Ein Säugling begreife ja gar nicht, was das Ritual bedeutet, meinten Erbe und mit ihm die damalige Täuferbewegung. Eine „mutige und konsequente Haltung“, sagt Historiker Thomas T. Müller, Direktor der Mühlhäuser Museen. Für Luther dagegen seien die Täufer „eine Art evangelische Ketzler“ gewesen. Er kämpfte so heftig gegen sie wie gegen die „alternativen Reformatoren“, wie Müller sie nennt: Thomas Müntzer, Karlstadt und den Eisenacher Jakob Strauß.

Damit diese Mitstreiter Luthers im Reformationsjubiläumsjahr (2017) nicht länger nur in seinem Schatten stehen, zeigen die Mühlhäuser Museen die Sonderschau „Luthers ungeliebte Brüder“. Zu sehen sind dort auch die Gebeine Fritz Erbes. Sie wurden 2006 am Elisabethplan unterhalb der Wartburg ausgegraben. Dort erinnert jetzt ein Grabstein an den inhaftierten Täufer. Daneben hat sich Heiner Strohmann mit Archivarin Petra Schall getroffen. Sie erhält von Strohmann symbolisch einen Abdruck des Schriftzugs.

Er habe als damaliger Abteilungsleiter der Freikirche schon früher in engem Kontakt mit der Wartburg gestanden und ausländische Gäste hierher

begleitet, erzählt Strohmann. Als 1984 die Freikirche „150 Jahre Baptismus in Europa“ feierte, dachte Strohmann an Fritz Erbe. Am Theologischen Seminar in Buckow hatte er von ihm gehört; dort waren dessen Verhörprotokolle von 1531 ausgestellt. In dem Jahr wurde Erbe zum ersten Mal festgenommen. Er und andere Herdaer hatten sich taufen lassen – aus Gewissensgründen, wie Erbe später aussagt.

Aus Luthers Sicht und der seiner Getreuen war das aber eine fatale Fehlentscheidung. Im Eisenacher Gefängniskeller wurden die Frevler wegen ihrer damals sogenannten Wiedertaufe „geschlagen, gequetscht, erniedrigt und bedroht ... nicht aus Willkür, sondern nach geltender systematischer Vorschrift“, schreibt Andreas Müller, früherer Superintendent von Bad Salzungen-Dermbach, in einem Büchlein über Erbes Schicksal.

Als es 1533 um die Bestrafung geht, werden die Gefangenen unter den Herren im thüringisch-hessischen Grenzgebiet aufgeteilt. Landgraf Philipp I. lässt seine Gefangenen frei, vermutlich nachdem sie ihre zweite Taufe öffentlich widerriefen. Die anderen werden hingerichtet auf Befehl des Kurfürsten Johann von Sachsen. Im Gutachten, das er von den Wittenberger Theologen dazu gefordert hatte, spricht sich auch Philipp Melanchthon dafür aus. Fritz Erbe wird im Jahr darauf wieder gefangengenommen, als er sein neugeborenes Kind nicht taufen lässt und einer verfolgten Täuferin Unterschlupf gewährt.

Sieben Jahre sitzt er im Storchenturm an der Eisenacher Stadtmauer fest. Für viele wird er zum Zeichen des Widerstands gegen Staat und Kirche. Zwei seiner Anhänger, die man beim Mauergespräch mit ihm überrascht, werden umgebracht, weitere verhaftet. Er selbst wird 1540 ins lichtlose Wartburgverlies verlegt. Wo Luther in der Festung kaum 20 Jahre zuvor Zuflucht fand – sogar sein Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ soll vom Aufenthalt dort inspiriert sein –, bedeutet sie für Erbe Isolation, Siechtum und Tod. Er stirbt 1548 im Felsenloch. Bis dahin hatte er jedes Angebot, seinen Glauben zu widerrufen, abgelehnt und eisern, aber gewaltfrei an seiner Überzeugung festgehalten.

Gut 460 Jahre später, im Juli 2010, entschuldigt sich der Lutherische Weltbund bei den Mennoniten für die jahrhundertelange Täuferverfolgung. Auf ein anderes Symbol der Versöhnung weist Heiner Strohmann hin: Im Taufzentrum in der Eislebener Petri-Pauli-Kirche existieren seit 2012 ein Taufstein – für die Säuglingstaufe – und ein Taufbecken für die Gläubigentaufe friedlich nebeneinander. Was Martin Luther wohl dazu sagen würde? Immerhin wurde er in dieser Kirche getauft, als Säugling natürlich.

Erstmals ungekürzt veröffentlicht in *Freies Wort/Südthüringer Zeitung* 13. Juli 2017.



Südturm der Wartburg.

Literaturhinweis:

- ▶ Andreas Müller: *Der Gefangene auf der Wartburg. Das Schicksal Fritz Erbes*, Weimar 2005
- ▶ Astrid von Schlachta: *Die Täufer in Thüringen. Von wehrhaften Anfängen zur wehrlosen Gelassenheit*, Jena 2017
- ▶ Fritz Jäger: *Fritz Erbe und die Täuferbewegung im Amt Hausbreitenbach*, Privatdruck 2017

Milina Reichardt-Hahn
Evangelische Pfarrerin in Fambach/Thüringen

Wolfgang Krauß

Fritz Erbes Gebeine ausstellen?

„... aus technischen Gründen vorübergehend geschlossen“, steht an der Eingangstür der Kornmarktkirche in Mühlhausen. Seit 1975 ist hier das Bauernkriegsmuseum untergebracht. Wie komme ich jetzt da rein? Die Ausstellung „LUTHERS UNGELIEBTE BRÜDER, Alternative Reformationsideen“ bringt mich Anfang 2019 in die Stadt Thomas Müntzers. Die Ausstellung zeige das Skelett des Täufers Fritz Erbe, hatte ich gelesen. Von 1533 bis zu seinem Tod 1548 hatte Erbe 15 Jahre unter erbärmlichen Bedingungen in Turmverliesen gelegen. Sieben Jahre im Storchenturm der Eisenacher Stadtmauer, acht Jahre im Südturm der Wartburg. Lebenslänglich Dunkelhaft. Kein christliches Begräbnis. 2006 ausgegraben unterhalb der Wartburg. Nun zur Schau gestellt im Museum! Gilt die neue Sensibilität gegenüber geraubten Kunstwerken und der Respekt vor menschlichen Überresten nur kolonialen Kontexten?

Kreuz und quer erkunde ich die alte Reichsstadt, komme nochmal zurück zur Kornmarktkirche und, oh Wunder, die Tür steht offen. Ich nehme mir Zeit, betrachte Exponate, lese Schrifttafeln. Klare thematische Gliederung, kurze verständliche Texte. Eindrückliche Exponate veranschaulichen die Themen: geköpfte Heilige aus dem Bildersturm, Waffen der Bauern, Dioramen mit Zinnfiguren, zeitgenössische Drucke und romantisierende Gemälde, auch im Sinne der den Bauernkrieg idealisierenden DDR-Geschichtsschreibung.

Die sozialen, politischen, kirchlichen Zustände am Vorabend der Reformation werden treffend geschildert: Alltag und Volksfrömmigkeit, mediale Voraussetzungen wie der Buchdruck, theologische Dispute. Phasen der Reformation in Mühlhausen werden anschaulich.

Zwar wird apologetisch hier und da auf Luthers Verdienste hingewiesen, doch auch seine Hetze gegen die Bauern und sein Mobbing gegen konkurrierende Reformatoren werden aufgezeigt. Die Hauptfiguren der fürstlichen Koalition gegen die Bauern werden vorgestellt.

Trotz Kritik an der Lutherzentriertheit der Reformationsdekade bleibt auch die Ausstellung lutherhaft. Schon am Titel wird das deutlich, es sind ja seine, wenn auch ungeliebten Brüder, die rehabilitiert werden sollen. Einige dieser Brüder lernen wir kennen: Andreas Bodenstein (Karlstadt) als von Luther „verstoßenen Lehrer“. Und den „charismatischen Prediger“ Heinrich Pfeiffer sowie den „wortgewaltigen Prophet“ Thomas Müntzer, nach der Niederlage der Bauern am 27. Mai 1515 hingerichtet vor den Toren Mühlhausens.

Schließlich unter der Überschrift „Pazifistische Standhaftigkeit“: Die Täufer. Zwar lese ich gerne von ihrem „streng pazifistischen Widerstand gegen die bestehende Ordnung“. Für Fritz Erbe mag das gelten. Doch zur Realität gerade in Thüringen gehörten militante Bauernkriegsveteranen, die

noch von der mit Waffen erkämpften gerechten Gesellschaft träumten oder wie die Anhänger Hans Huts endzeitliche Rachephantasien hegten. Wohl gab es gewaltfreie Täufer nach Art der Schweizer Schwestern und Brüder, doch gerade sie wären kaum einverstanden gewesen mit dem Satz: „Weltliche Obrigkeit erkannten die Täufer nicht an.“ Sie wollten nur nicht an der Ausübung der Schwertgewalt mitwirken oder die Obrigkeit in die Gemeinde hineinreden lassen. Die Vielfalt der täuferischen Bewegung fällt unter den Tisch. Auch das Überleben der Täufer als Mennoniten, Hutterer, Amische wird nicht thematisiert, ebensowenig das Entstehen neuer täuferischer Gruppen wie Baptisten, Church of the Brethren, Pfingstbewegung. Immerhin haben Baptisten schon zu DDR-Zeiten für eine Gedenktafel am Südturm gesorgt. – Noch eine Kritik: Wo bleiben neben den ungeliebten Brüdern die Schwestern? Täuferinnen sind viele zu finden in den Gerichtsakten.

Dann stehe ich vor der Vitrine mit Erbes Skelett, noch empört. Doch ich schaue nicht weg, fotografiere Erbes Knochen. Mir kommt der Gedanke an eine wissenschaftliche Gesichtsrekonstruktion. Endlich ein authentisches Täuferporträt. Aber halt, droht da nicht die Gefahr täuferischer Reliquienverehrung?

In der Verwaltung der Mühlhäuser Museen treffe ich deren Direktor Dr. Thomas Müller. Bei Tee und Gebäck kommen wir ins Gespräch. Ja, meine Kritik an der Unterbelichtung der Täufer sei berechtigt, es sei halt keine Täuferausstellung. Auch meine Einwände gegen die Ausstellung der Gebeine Fritz Erbes seien nachvollziehbar. Im Team sei das ausführlich diskutiert worden. Doch was sei die Alternative? Beerdigen, antworte ich. Aber wo? Auf dem Elisabethplan unter der Wartburg, wo er so lange gelegen hat? In seinem Heimatort Herda? Ja, das sei eine Möglichkeit. Vor der Ausstellung jedoch hätten die Knochen zehn Jahre in einer Pappkiste im Archäologischen Institut gelegen. Vor keiner Station der Ausstellung verharren die Besucher solange wie vor Fritz Erbe. Leisteten seine sterblichen Überreste nach 471 Jahren nicht immer noch mit dasselbe, wie der lebende Fritz Erbe? Zeugnis geben von seinem Glauben. Das ist eine Perspektive, die ich bedenken werde, sage ich und bedanke mich für das Gespräch.

November 2020, die Museen geschlossen. Der reich bebilderte, stabil gebundene Katalog kann helfen. Eine zweisprachige deutsch/englische Einführung in die Geschichte der Reformation, des Bauernkrieges und der Täuferbewegung.

Trotz Kritik sehenswert, auf der Höhe der Forschung, allgemein verständlich. Ursprünglich als Jahresausstellung 2016/2017 gedacht, inzwischen auf unbestimmte Zeit verlängert, mindestens bis 2025: 500 Jahre Bauernkrieg. 500 Jahre Täufer.



Wolfgang Krauß

Mennonitischer Theologe
Initiator der Aktion „Wieder Täufer in Augsburg
und anderswo“

Literaturhinweis:

- Thomas T. Müller und Sarah Lösel:
LUTHERS UNGELIEBTE BRÜDER | LUTHERS
UNLOVED BROTHERS. Katalog zur
Ausstellung „Luthers ungeliebte Brüder.
Alternative Reformationsideen in Thüringen“,
Mühlhausen 2018, 104 Seiten, 61 Abb.,
9,95 €

Hans-Volker Sadlack

Hamburg – auf den Spuren des frühen deutschen Baptismus

Am Beginn des Baptismus in Deutschland stehen vor allem eine Person und ein Ort: Johann Gerhard Oncken (1800–1884) und Hamburg. In Hamburg fand die erste baptistische Taufe und Gemeindegründung statt. Von Hamburg aus verbreitete sich der Baptismus auf dem europäischen Kontinent.

Als Ausgangspunkt für einen Rundgang zu Schauplätzen der Entstehungsgeschichte bieten sich die „Landungsbrücken“ in der Neustadt an (→ U3, S1, S3; alle Ziele im Umkreis von 1 km). Am gegenüberliegenden Elbufer, der damals noch idyllischen Insel Steinwerder, jetzt Werftgelände von Blohm+Voss, ließen sich am Abend des 22. April 1834 Johann Gerhard Oncken, seine Frau Sarah und fünf weitere Personen durch Untertauchen taufen. Zuvor bekannten sie ihren Glauben an Jesus Christus und ihre Bereitschaft, ihm nachzufolgen. Die Taufe vollzog der amerikanische Baptistenpastor und Theologieprofessor Barnas Sears, der sich zu Studienzwecken in Deutschland aufhielt. In Onckens Wohnung, Englische Planke 7, gaben die Getauften am folgenden Tag ihrer Verbundenheit mit Christus und durch gemeinsame Überzeugung miteinander in der Gründung der ersten Baptistengemeinde Ausdruck. Oncken wurde als Ältester und Prediger gewählt und ordiniert.

In diesem Haus führte Oncken seit 1828 einen Laden zum Verkauf und Versand von Bibeln, Erbauungsliteratur und Traktaten im Auftrag der Edinburgh Bibelgesellschaft. Während seiner kaufmännischen Ausbildung und Tätigkeit in Schottland und England hatte er Bekanntschaft mit calvinistischer Lehre und independenter Frömmigkeit gemacht und sich in einer Methodistenkirche bekehrt. Die Häuserzeile wurde um 1906 abgerissen. Dieser Standort (→ direkt neben der Hauptkirche St. Michaelis, Krayenkamp, etwa an der heutigen Haltestelle für Stadtrundfahrten) war sicher gut fürs Geschäft. In der lutherischen Staatskirche herrschte jedoch die Theologie der Aufklärung vor. Für ihre Repräsentanten waren bereits Onckens jahrelange Wortverkündigung und Schriftenverbreitung im Sinne der Erweckungsbewegung eine Provokation, erst recht aber die Gründung einer Baptistengemeinde im Schatten ihres Kirchturms! Überwachung und Reglementierung sollten diese Aktivitäten einschränken. Für Versammlungen in einem ehemaligen Lagerraum (→ in der Böhmenstraße, zwischen den Häusern Nr. 10–12 und 14–16), den die Gemeinde seit 1837 mietete, sollten sogar Eintrittskarten ausgegeben werden. Trotzdem: In diesem Jahr zählte die Gemeinde bereits 67 Mitglieder – mit steigender Tendenz in Hamburg und darüber hinaus. 1847 entstand dort die „alte Kapelle“ in einem schon bestehenden Gebäude, schlicht, ohne Kreuz, aber mit 600 Sitzplätzen (bei 286 Mitgliedern) und mit einem Taufbecken. Damit wurde das Ärgernis öffentlicher Taufen beseitigt.

Hans-Volker Sadlack
Archivar i.R. des BEFG,
Elstal

Vom 18. bis 26. Januar 1849 kamen hier erstmalig 56 Abgeordnete aus 36 Baptistengemeinden zur Bundeskonferenz zusammen, um sich über eine Glaubensgrundlage (das Bekenntnis von 1847), missionarische Ziele und Organisation (Gründung des *Bundes der vereinigten Gemeinden getaufter Christen* ...) und ein Gesangbuch (Glaubensstimme von 1849) zu verständigen. Hamburg wurde zum „Hauptort“ des Bundes bestimmt, Oncken und andere zu „ordnenden Brüdern“, um u. a. „Verhandlungen mit dem Staat zu führen“. Ganz legal und loyal auf dem Verhandlungsweg hoffte man, den rechtlosen und deshalb konfliktreichen Status der Gemeinden zu beenden. 1858 endlich die Anerkennung durch den Hamburger Senat; sie eröffnete neue Freiräume. Das zeigen Dimension und Architektur der „Missionskapelle“, 1867 im Garten der „alten Kapelle“ eingeweiht, 1943 während des Krieges zerstört (→ Gedenktafel im Innenhof am Haus Nr. 18). Der renommierte englische Kirchenarchitekt Isaiah Wood verdoppelte dazu sein Vorbild, eine Wandsbeker Friedhofskapelle, für 1400 Sitzplätze, überspannt von einem 14,5 Meter hohen Kreuzrippengewölbe – fast „ein gotischer Dom“! Gegenüber den etablierten Kirchen demonstrierte das Bauwerk Gleichrangigkeit, innerhalb des Gemeindebundes Vorrangigkeit der „Muttergemeinde“. Diese Vorherrschaft „der Böhmenstraße“ und namentlich Onckens fand jedoch immer weniger Zustimmung. Sie musste im „Hamburger Streit“ (1871–1876), der vorübergehend sogar den Bund spaltete, einer weniger zentralistischen Organisation des Bundes weichen. Oncken verlor seine beherrschende Stellung, nicht jedoch sein überragendes Ansehen. Mit seinen Kontrahenten ausgesöhnt, starb er am 2. Januar 1884 in Zürich. Seine Grabstätte befindet sich nun auf dem Ohlsdorfer Friedhof (→ S1, U1, vom Haupteingang Fuhlsbütteler Straße links in die Talstraße, zweiter Abzweig halbrechts, nach 70 m links).

„Die Böhmenstraße“ war 1849 nicht nur Geburtsstätte des Bundes, sondern auch der Pastorenausbildung – damals noch „Missionsarbeiter“ –, zuerst in Kursen, seit 1880 als Missionsschule, jedoch weiter unter dem Dach der alten Kapelle. Kein schlechter „Sitz im Leben“ für die Theologie, aber auf Dauer wohl doch zu eng ...

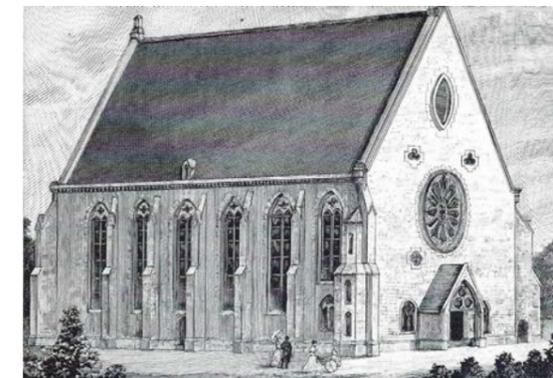
*Gekürzter Auszug aus dem Reiseführer des Verfassers: Spurensuche.
175 Jahre Baptisten in Deutschland. Kassel 2009, vgl. S. 6–17.*

*Abgedruckt mit freundlicher Genehmigung des Oncken Verlages/Blessings4you GmbH, Kassel:
aktualisiert 2020 mit freundlicher Unterstützung durch Harald Frey.*

Empfehlenswert auch vom Gemeindejugendwerk Norddeutschland (Hg.): Die Hamburg-Tour. Der Weg deutscher Baptisten. Reiseführer, Schnitzeljagd, Cachekarte, Planspiel. Hamburg 2009.



Taufstelle der ersten Baptisten – heute Werftgelände



Missionskapelle Hamburg, Böhmenstraße 1867

Ulrike Arnold

Kultur- und Reisetipps

Leben und Lieder der Täufer

Der Musikwissenschaftler Dr. Lothar Jahn hat das Vortragsprogramm „Leben und Lieder der (Wieder-)Täufer“ erarbeitet, bei dem er – gemeinsam mit der Sängerin Dagmar Jahn – täuferische Lieder des 16. Jahrhunderts vorstellt und über täuferische Geschichte informiert.

Anfragen an: *Lothar Jahn, Guderoder Weg 6, 34369 Hofgeismar, Tel.: 05671-925355.*

Große Reise – kleine Gruppe

Mennonite Heritage Tours ist eine niederländische mennonitische Reiseorganisation, die für Mennoniten aus der ganzen Welt Gruppenreisen organisiert, um das mennonitische Erbe Europas intensiv kennenzulernen. Die große Europa-Rundreise z. B. startet in den Niederlanden (Amsterdam, Witmarsum) und führt durch Deutschland (Münster, Detmold, Eisenach, Rotenburg), die Schweiz (Zürich, Schleithem, Emmental, Bern, Jura) und Frankreich (Elsass, Strasbourg). Ayold Fanoy, der Reiseleiter, spricht deutsch und ist bereit, individuelle Touren auf Anfrage zusammenzustellen.

Kontakt: *Ayold Fanoy, E-Mail: info@mennoniteheritagetours.eu, Tel.: 0031-23-5286036.*

Gegen das Vergessen

Augsburg spielt in der Geschichte der Täuferbewegung eine wichtige Rolle. Viele führende Täufer hielten sich zeitweise hier auf. 1528 soll es etwa 1000 Gemeindeglieder gegeben haben. Die Initiative „Wieder Täufer in Augsburg und anderswo“ bietet Stadtführungen auf den Spuren dieser frühen und bedeutenden Täufergemeinde an. Die Initiative will Geschichte und Zeugnis der Täufer von Augsburg damit stärker als bisher im öffentlichen Bewusstsein verankern.

Kontakt: *Wolfgang Krauß, Lindenstraße 2, 86153 Augsburg, Mobil: 01522-1627812, E-Mail: wolf@loewe-und-lamm.de.*

Originaldokument zur Täufergeschichte...

Ein Originaldruck des „Schleitheimer Bekenntnisses“ aus dem Jahr 1550 ist im Museum Schleithemer Tal in der Schweiz zu bestaunen. Das heimatkundliche Museum wurde 2004 um eine Täuferausstellung erweitert, um an die Geschichte der schweizerischen und süddeutschen Täufer zu erinnern. Der Druck, Herzstück des Museums und absolute Rarität, enthält die sieben Artikel des Schleithemer Bekenntnisses, das am 24. Februar 1527 in Schleithem während einer Täuferversammlung unter der Leitung von Michael Sattler formuliert worden war und als wichtiges, Identität stiftendes Zeugnis der Täuferbewegung gilt.

Kontakt: *www.museum-schleitheim.ch/museum_schleitheimertal.htm*

Das Museum befindet sich in der Kirchgasse 8, CH-8226 Schleithem. Es ist an jedem ersten Sonntag im Monat geöffnet (oder auf Anfrage).

...und der dazugehörige Täufer-Wanderweg

Zum Reformationsjubiläum 2017 wurde der Täuferweg im Kanton Schaffhausen (Schweiz) ausgebaut. Der Weg macht die Geschichte der Täufer am Randen erlebbar. Im wenig besiedelten Gebiet am Rand der Eidgenossenschaft konnten sich die Täufer des 16. Jahrhunderts den Behörden entziehen. In den Wäldern zwischen Schleithem, Hemmental und Merishausen hielten sie ihre Versammlungen ab. Einige Familien lebten verborgen in kleinen Hütten im Wald. In der Täuferquelle bei Merishausen wurden viele getauft. Der Täuferweg über den Randen beginnt in Merishausen und führt von dort zur Täuferquelle, weiter über den Täuferstieg zum Täuferstein und hinab zur Chälle (Versammlungsort Täufer) und endet in Schleithem.

Kontakt: *Doris Brodbeck, Pfrundhausgasse 3, CH-8200 Schaffhausen,*

E-Mail: doris.brodbeck@ref-sh.ch

Nähere Informationen: www.natourpark.ch/tour/taeufeweg

Ulrike Arnold

Gymnasiallehrerin für Geschichte und Religion

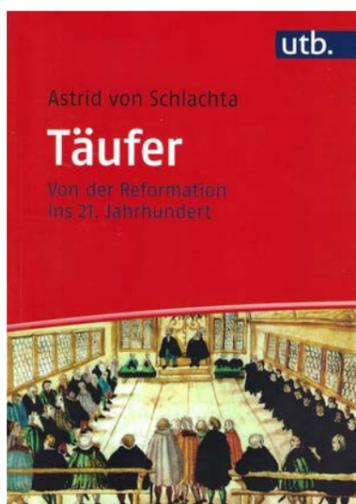
Mitglied im Redaktionsteam der
Mennonitischen Geschichtsblätter

Literaturtipps

Astrid von Schlachta

Täufer. Von der Reformation bis ins 21. Jahrhundert

Narr Francke Attempto Verlag GmbH Tübingen 2020 (utb 5336),
431 Seiten, ISBN 978-3-8252-5336-3, 26,90 €



Pünktlich zum Auftakt von „500 Jahre Täuferbewegung 2025“ hat die Vorsitzende des Trägervereins, die Historikerin Astrid von Schlachta, ein programmatisches Werk vorgelegt: „Täufer. Von der Reformation bis ins 21. Jahrhundert“. Das Buch ist chronologisch geordnet, mit einem Schwerpunkt auf den Anfängen im 16. Jahrhundert.

Inhaltlich arbeitet von Schlachta vor allem die Vielfalt der Bewegung, ja der Bewegungen heraus, für die auch „die Unterteilung in Mennoniten, Hutterer und Amische fast zu kurz“ (10) greift. So steht am Ende die nüchterne Beobachtung der Historikerin: „Die Täufer der Frühen Neuzeit bildeten eine äußerst heterogene Gesellschaft. Ihre Vielfalt führte nicht zu einer Einheit in der Vielfalt, sondern zu immer wiederkehrenden Auseinandersetzungen und gegenseitigen Verunglimpfungen.“ (385)

Gleichwohl zeigen der Durchgang durch die Geschichte und gerade auch die Auseinandersetzungen, dass einige charakteristische Themen die Täufer seit den frühen Anfängen besonders beschäftigten. Neben der Taufe sind dies etwa die Fragen nach Gewalt- bzw. Wehrlosigkeit, dem Verhältnis zur Obrigkeit, dem Eidschwören, der (auch äußeren Gestalt) der konsequenten Nachfolge Jesu und der Absonderung von der ‚Welt‘. Nicht dass es hier einheitliche Antworten gegeben hätte. Doch als prägende Themen ziehen sich diese durch – und sei es in Form des Rufes zur Umkehr und Rückkehr zu ursprünglichen Idealen oder als Diskussion um die angemessene Form der Umsetzung der Ideale unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen.

Das Buch ist eingängig und gut verständlich geschrieben. Stilistisch ist zudem die gelungene Verbindung aus allgemeinen, übergreifenden Informationen und kleinen, anschaulichen Geschichten zu einzelnen Personen, Orten und Begebenheiten hervorzuheben. So bietet das Buch nicht nur einen hervorragenden Überblick, sondern lässt die Geschichte anschaulich und plastisch werden. Die Menge und Breite der Quellen, die die Autorin verarbeitet hat, ist schlicht beeindruckend. Wer sich für die Täufer interessiert, sollte zu diesem Buch greifen!

Dr. Jonathan Reinert
Institut für Spätmittelalter und Reformation

Thomas Kaufmann

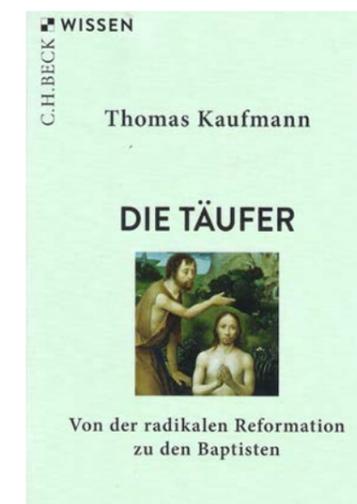
Die Täufer. Von der radikalen Reformation zu den Baptisten

Verlag C. H. Beck München 2019 (C. H. Beck Wissen 2897), 128 Seiten,
ISBN: 978-3-406-73866-1 (auch e-Book), 9,95 €

Thomas Kaufmann ist Professor in Göttingen und einer der bekanntesten evangelischen Kirchenhistoriker der Gegenwart. In *Die Täufer* entwirft er in meisterlich knapper Form ein differenziertes Gesamtbild der Täuferbewegungen der Reformationszeit und ihrer Nachwirkungen bis zur Gegenwart.

Die Einleitung führt an das Thema heran, indem ein weiter Bogen von der Wahrnehmung der Täufer in der Polemik zeitgenössischer Gegner bis zur Historiographie der Gegenwart gespannt wird. In den folgenden vier Abschnitten geht Kaufmann der Vorgeschichte, Entstehung und Eigenart täuferischer Bewegungen und Gruppen nach, von den Anfängen in der Frühreformation bis zur Konsolidierung mehrerer täuferischer Gemeinnetzwerke mit jeweils unterschiedlichem konfessionellem Profil seit den 1530ern und 1540ern. Das fünfte Kapitel ist den Lehren und Praktiken der Täufer gewidmet und stellt gewissermaßen eine theologische Zwischenbilanz dar. Als sechster und siebter Abschnitt folgen ein geraffter Überblick über die weitere Entwicklung der aus dem Täuferium hervorgegangenen konfessionellen Traditionen (Mennoniten, Hutterer, Amische) in Europa und Nordamerika und schließlich ein gedrängter Abriss der Geschichte der Baptisten, die nach 1600 aus dem englischen Puritanismus heraus entstanden.

Das Buch schließt mit einer bemerkenswert wohlwollenden und engagierten Einschätzung der Bedeutung des Täuferiums und dem Ausblick: „Vom Täuferium können die Großkirchen heute, nach dem Ende der konstantinischen Symbiose von Thron und Altar, lernen, wie man als Minderheit authentisch überlebt und der Welt gegenüber Zeugnis ablegt von dem in Christus begegnenden Zuspruch Gottes, der zugleich ein unveräußerlicher Anspruch ist.“ Ein bibliographischer Anhang erfasst die wichtigsten Hilfsmittel, Quelleneditionen und deutschen sowie englischen Forschungsbeiträge. Mit diesem Buch kann man sich im Studium in das Thema einarbeiten; auch wer sich bereits mit der Geschichte der Täufer auskennt, wird die umsichtige Interpretation und die Einordnung in den größeren Zusammenhang der Reformationsgeschichte zu schätzen wissen. Wer sich knapp, inspirierend und auf dem aktuellen Forschungsstand über das Täuferium informieren möchte, dem sei das gelungene Bändchen empfohlen: es gehört auf jeden freikirchlichen Büchertisch.



Prof. Dr. Martin Rothkegel
Professor für Kirchengeschichte an der
Theologischen Hochschule Elstal

Literaturtipps

Johannes Warns

Gedanken über die christliche Taufe, ihre Geschichte und ihre Bedeutung für die Gegenwart

neu durchges. u. hg. v. Hartwig Schnurr, Jota Publikationen GmbH Muldenhammer 2020 (edition Wiedenest), 4. überarb. Aufl., 402 Seiten, ISBN 978-3-935707-97-8, 19,95 €



Hartwig Schnurr, dem ehemaligen Leiter der Bibelschule Wiedenest und Gymnasiallehrer i. R., kommt das Verdienst zu, einen protestantischen Taufklassiker wiederherausgegeben zu haben, und zwar das Buch von Johannes Warns über die Taufe. Warns (1874–1937), der Theologie an verschiedenen Universitäten studiert hatte, ging aber nach seinem Zweiten Theologischen Examen nicht ins Pfarramt, sondern löste sich immer mehr von der evangelischen Kirche. 1905 ließ er sich in einer Baptistenkapelle taufen. 1919 wurde er Leiter der Bibelschule Wiedenest und damit zu einem maßgeblichen Theologen der Offenen Brüder. 1913 veröffentlichte er sein Buch über die Taufe. 1922 erfolgte eine zweite Auflage im baptistischen Oncken-Verlag. Viele baptistische Prediger lasen damals Warns' Abhandlung über die Taufe. 1957 erschien das Buch in einer englischen Übersetzung.

Warns untersucht alle einschlägigen Stellen des NT gründlich unter Berücksichtigung der damaligen exegetischen Literatur. Danach beschäftigt er sich mit der Frage der Taufe im kirchengeschichtlichen Kontext. Es ist ihm ein Anliegen, nachzuweisen, dass die Säuglingstaufe unbiblich ist und erst später aufkam. Ausführlich geht er auf die Tauffrage in der Reformationszeit ein, wobei er sich besonders mit der Täuferbewegung beschäftigt. Er kennt sich nicht nur in der damaligen Literatur aus, sondern beschäftigt sich auch mit wichtigen Quellen. Die Lektüre dieses Buches vermittelt einen guten Eindruck von der fundierten Rezeption der täuferischen Tradition bei den Offenen Brüdern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Dr. Andreas Liese

Lehrbeauftragter für Kirchengeschichte am Institut für Evangelische Theologie an der Universität Osnabrück

Werner Schäffner

Michael Sattler aus Staufen. Vom Prior des Benediktinerklosters St. Peter im Schwarzwald zum Täufer und Märtyrer im deutschen Südwesten

Selbstverlag Staufen 2016

Vorbemerkung: Ich wurde auf diese Michael Sattler würdige Schrift aufmerksam, als ich schlicht „Michael Sattler Staufen“ gegoogelt hatte. Die Stadt Staufen im Breisgau liegt nur wenige Kilometer von Betberg entfernt. Dort gönne ich mir im „Haus der Besinnung“ jährlich einmal eine Woche „Im Schweigen hören“. Ich rief den Autor Werner Schäffner an und erhielt aus dem Archiv der Stadt später die Broschüre zugeschickt.

Der Autor ist pensionierter Lehrer, in der katholischen Kirche engagiert und inzwischen über 80 Jahre alt. Nachdem er zu verschiedenen Persönlichkeiten seiner Stadt Staufen eine Broschüre geschrieben hatte, verfasste er 2016 im Blick auf das Reformationsjahr eine Gedenkschrift zu Michael Sattler aus Staufen. Diese wurde im Beisein des evangelischen und katholischen Pastors dem Bürgermeister der Stadt überreicht.

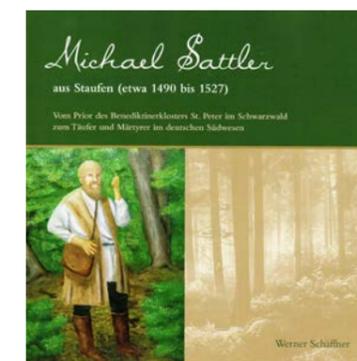
Der katholische Laie hat in seiner bebilderten Schrift die Freiheit, den städtischen Verantwortlichen 2016 folgende Frage zu stellen. „Besteht bei der hiesigen Bevölkerung der Wunsch, dass um das Reformationsjahr 2017 herum dem Benediktinerprior, Täufer und Märtyrer Michael Sattler und seiner Frau in Staufen ein Denkmal gesetzt wird?“ (72)

Darauf erhielt er leider keinerlei Zustimmung, wie er mir auf meine Nachfrage mitteilte.

Das Büchlein enthält sicher keine neuen Erkenntnisse über Michael Sattler. Aber die Perspektive eines katholischen Christen und das Lokalkolorit machen es dennoch zu einer spannenden Lektüre. Allein die Tatsache, dass ein Katholik zu dem Schluss kommt: „Er (Sattler) gehört darum zu den eindrucklichsten und edelsten Zeugen der Reformation in Hohenberg und im Reich.“ (63) Außerdem regt der Autor an, das Programm Michael Sattlers mit der Benediktinerregel zu vergleichen: „Wer es tut, wird staunend gewahr, dass Benedikt von Nursia nicht der geringste unter den Ahn- und Geistvätern der Täufer ist!“ (64)

Der Respekt vor dem gebildeten Sattler, der seinem Gewissen folgte und bereit war, dafür sein Leben lassen, berührt in dieser im ökumenischen Geist geschriebenen Schrift besonders.

Siehe auch: www.badische-zeitung.de/ein-fast-vergessener-reformator-aus-staufen



Rainer Döllefeld

Pastor i.R. im BEFG

Literaturtipps

Bernhard Thiessen

Leben in Grenzen.

Die Mennoniten in der SBZ und der DDR von 1945 bis 1990

Schriftenreihe des Mennonitischen Geschichtsvereins 12,

Bolanden-Weierhof 2020, 212 Seiten, ISBN 978-3-921881-29-3, 10,00 €

Der reich illustrierte Katalog ist in Zusammenhang mit der Ausstellung „Mennoniten in der DDR“ entstanden. Er zeigt mennonitisches Leben unter verschiedenen Aspekten.

Gelebte Gemeinschaft: Wir haben Euch nicht vergessen!

Mennoniten in der Ostzone und der späteren DDR waren zunächst unter Druck, später unter Kontrolle, immer aber unter Beobachtung! Dabei galten sie weder als wehrlose Pazifisten noch als radikale Aufrührer, nein, sie wurden vom Staat im Blick behalten, weil sie aktive Kontakte zu ihren Glaubensgeschwistern vor allem ins „kapitalistische Ausland“ pflegten.

Gemeinschaft rettet Flüchtlinge

Bereits kurz nach dem Krieg sammelte die Berliner Mennoniten-Gemeinde die Adressen von den etwa 2.000 aus Ost- und Westpreußen stammenden Flüchtlingen, denn: „Allen Mennoniten in der Ostzone soll geholfen werden. Wir haben euch hinter dem Eisernen Vorhang nicht vergessen.“ Solange DDR-Bürger noch über die Grenze kommen konnten, holten sie ihr Hilfspaket mit Lebensmitteln und Kleidern persönlich ab. Auch hatten sie im Menno-Heim (West-Berlin) Gelegenheit, an Andachten teilzunehmen und über die Flucht in den Westen zu sprechen.

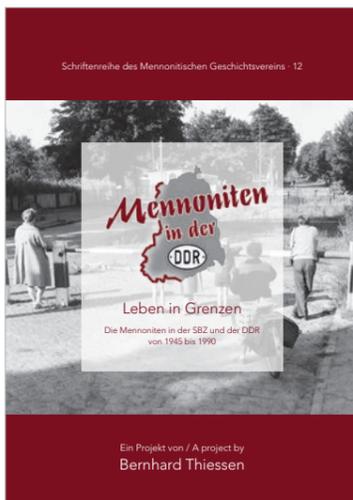
Gemeinschaft für andere

90 Prozent der Hilfsgüter des „Mennonite Central Committee“ (MCC) bekamen Nicht-Mennoniten, vor allem ältere Menschen und Kinder. So halfen z. B. in West-Berlin mennonitische Kriegsdienstverweigerer aus Nordamerika im „Haus Dunant“ des Roten Kreuzes, in der Flüchtlingsunterkunft Marienfelde, auch versorgten sie aus der DDR geflohene alleinerziehende Mütter.

Gemeinschaft mit anderen

Nach dem Mauerbau wurde die Mennonitengemeinde in der DDR gegründet. Der ehrenamtliche Gemeindeleiter Walter Jantzen bekam Unterstützung von Kollegen anderer Denominationen.

So wurde beispielsweise der Baptist Peter Müller Pastor der Mennonitengemeinde in der DDR (1967–1970). Er beriet Wehrdienstverweigerer (Bausoldaten). Zehn Jahre später wurde ein landeskirchlicher Theologe als Pastor eingesetzt (1980–1990). Er blockierte nun allerdings das aktive Friedenszeugnis in den 1980er Jahren. Mittlerweile wissen wir auch warum: Er wurde von der Stasi und dem KGB in der Mennonitengemeinde in der DDR als „Einfluss-IM“ eingeschleust, um deren Kontakte nach Russland zu ergründen.



Bestellung über den Mennonitischen Geschichtsverein oder über www.mennoniten-ddr.de

Bildnachweis

Wenn nicht anders angegeben, liegen die Bildrechte bei den jeweiligen Autoren.

Wir danken für alle Abdruckgenehmigungen.

Arnold, Martin: 99

ACK Deutschland: 101

Bartel, Matthias P.: 23

BEFG: 12, 13 (Wolfgang de Vries)

Braght, T. J. v.: Der Blutige Schau-Platz oder Märtyrer-Spiegel, Pirmasens 1780: Cover, 21, 128

Bruderhof: Cover, 26 (Danny Burrows)

Church & Peace: 61 (Uwe Hiksich)

Deutscher Bundestag: 7 (Achim Melde)

Eisenmann, Jonas: 148

ELKB: 80 (Rost)

Epd-bild: 11 (Norbert Neetz)

Gottwald, Ralf: 138f

Gruber, Michael: 159

KEK: 8 (Karine Bouvatier FPF), 9 (Albin Hillert)

Leu, Urs B./Bister, Ulrich: Verborgene Schätze des Täufertums, Herborn 2001: 31, 113

Matz, Heiko: 144f

Mennonitische Forschungsstelle Weierhof: 51

ÖAK Berlin-Prenzlauer Berg: 105 (2-3: Jürgen Frölich)

Oncken-Archiv Elstal: 149

Paulinus: 10 (Schoett)

Pixabay: Cover (Anemone), 17 (Jackson David), 37 (Maike und Björn Bröskamp), 53 und 55 (Stephen Marc), 55 (Joe Keim), 111 (Adina Voicu), 130 (Hans Braxmeier)

Rediger, M./Röthlisberger, E.: Täuferführer der Schweiz: 135

Unsplash: 15 (Remi Walle), 19 (Kimson Doan), 35 (Shane Rounce), 39 (Sammie Vasquez), 117 (William White), 121 (John Schnobrich), 125 (Anthony Delanoix)

Wikimedia Commons: 69, 73, 77

Veranstaltungen 2021

Reinhardtbrunner Gespräch online

► 18.01.2021, 18:30 bis ca. 20.00 Uhr

Zoom-Link: <https://us02web.zoom.us/j/81535476972>

„gewagt! gemeinsam leben“ –

Vorträge und Diskussionen zum Jahresthema online

► 14.03. und 21.03.2021, jeweils 19.30 Uhr

Zoom-Link für die Veranstaltung unter: vonschlachta@taeuferbewegung2025.de

„Gemeinschaft der Gleichen oder hierarchische Struktur? Erfahrungen von Ohnmacht und Vollmacht in Freikirchen“

► 23.–25.04.2021 in Erzhausen

Jahrestagung des Vereins für Freikirchenforschung

www.freikirchenforschung.de

„Die Täufer – Fremdwahrnehmung und Selbstbilder im 16.–17. Jahrhundert“ (Arbeitstitel)

► 01.–03.10.2021 in Tübingen

Symposium, Evangelisch-Theologische Fakultät, Kirchengeschichte I

Informationen unter: vonschlachta@taeuferbewegung2025.de

„Für alles offen? – Gemeinschaft auf dem Prüfstand. Gegenwartstauglichkeit und Zukunftsfähigkeit des freikirchlichen Gemeindemodells“

► 22.- 24. Oktober 2021 in Elstal

Symposium der Theologischen Hochschule Elstal

und der Gesellschaft für Freikirchliche Theologie und Publizistik, Elstal

www.gftp.de

In eigener Sache: Wir brauchen Ihre Unterstützung

Wenn Sie die Möglichkeit haben, dann bitten wir um Ihre Spende für

- die Erarbeitung weiterer Themenhefte
- eine Wanderausstellung zur Täuferbewegung
- einen Dokumentarfilm zur Täuferbewegung
- Tagungen, Seminare, Online-Veranstaltungen
- Materialien zur Erwachsenenbildung
- Feierlichkeiten im Jubiläumsjahr 2025
- u. a.

Spenden erbitten wir auf das Konto des Vereins mit der IBAN: DE18 5009 2100 0001 7351 01.

Für eine Spendenquittung bitte Name und Adresse auf dem Überweisungsformular angeben.



Rückblick

Unter Corona-Bedingungen fand am 10. Oktober 2020 mit einem ökumenischen Gottesdienst die Eröffnung des Täufergedenkens statt. In der Mennonitenkirche Hamburg-Altona konnten VertreterInnen aus Politik und Ökumene begrüßt werden. Der Gottesdienst stand im Zeichen der täuferischen Geschichte und ihrer Bedeutung für die heutige Zeit; unter anderem wurde der vielen Märtyrer und Märtyrerinnen gedacht. Eine begleitende Tagung zum Thema „Religionsfreiheit“ sorgte für die wissenschaftliche Vertiefung.



Die Themenjahre:

2020: gewagt! *mündig leben*

Taufe – Freiwilligkeit – Religionsfreiheit

2021: gewagt! *gemeinsam leben*

Gleichheit – Verantwortung – Autonomie

2022: gewagt! *konsequent leben*

orientiert an Jesus – nonkonform – bekennen – Martyrium

2023: gewagt! *gewaltlos leben*

Friedenskirche – Widerstand – Versöhnung

2024: gewagt! *Hoffnung leben*

Reich Gottes – Utopie – Erneuerung

2025: Jubiläumsfeier

Im Jahr 2025 werden Gedenkveranstaltungen stattfinden, die gemeinsam von verschiedenen Institutionen und Netzwerken der täuferischen Kirchen (u.a. Mennonitische Weltkonferenz, Baptistischer Weltbund) verantwortet werden.



Geschäftsstelle „500 Jahre Täuferbewegung 2025 e.V.“
c/o Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen
Ludolfusstr. 2-4 · D-60487 Frankfurt/Main
info@taeuferebewegung2025.de
IBAN: DE18 5009 2100 0001 7351 01
www.taueferbewegung2025.de